

Sirpitz,
Erinnerungen

Volksausgabe



Original-Aufnahme E. Bieber, Berlin.

A. v. Simeonitz

Erinnerungen

Von

Alfred von Tirpitz

Gekürzte Volksausgabe

bearbeitet von

Fregattenkapitän a. D. Erich Edgar Schulze



Leipzig
Verlag von K. F. Koehler
1925

Copyright 1919 by R. F. Koehler, Leipzig



Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

1. Teil. Aufstieg

	Seite
1. Kapitel. In der Preussischen Marine	5
2. „ Unter Stosch und Caprivi	14
3. „ Beim Torpedowesen	25
4. „ Taktische Arbeit und Flottenpläne	30
5. „ Tsingtau	38
6. „ Im Reichsmarineamt	52
7. „ Bei Bismarck	59
8. „ Erste Flottengesetze und Flottenbau	66
9. „ Unter dem Kaiser	78
10. „ Marine und auswärtige Politik	86
11. „ England und die deutsche Flotte	95

2. Teil. Niedergang

1. Kapitel. Der Ausbruch des Krieges	107
2. „ Hauptfragen des Krieges	142
3. „ Die Hochseeflotte im Kriege	171
4. „ Unterseeboots-Krieg	187
Schlußwort	205
Kriegsbriefe	211



Ewiger Bund

<https://www.ewigerbund.org>



Vaterländischer Hilfsdienst

<https://www.hilfsdienst.net/>

Aufstieg

Erstes Kapitel

In der Preussischen Marine

1

Von der deutschen Flottenbegeisterung der 48er Revolution war in meinen Knabenjahren kaum mehr etwas zu spüren, obwohl sie im Jahr 1864 durch das Gefecht von Tasmund ein wenig wieder aufflackerte. Ich selbst bin auch nicht durch Schwärmerei zur Marine gekommen, sondern als unbeabsichtigtes Produkt des seiner Zeit vorausseilenden Bildungs-ideals meines Vaters. Da dieser an sich selber den Mangel realistischer Kenntnisse empfand, schickte er meinen Bruder und mich statt auf das Gymnasium auf die Realschule unserer Heimatstadt Frankfurt a. D. in der Absicht, uns als Primaner die Schule wechseln zu lassen. Aber bei der damals noch geringen Entwicklung des Realunterrichts war die Schule mangelhaft; ich habe zeitlebens in gewisser Beziehung an ihr gelitten. Unsere Lehrer waren so antiquirt, daß sie eine Sprache redeten, die wir eigentlich gar nicht verstanden. Ich war als Schüler sehr schwankend, zu Weihnachten 1864 die Zensur mäßig. Mein Schulfreund Maltzahn hatte die Absicht ausgesprochen, zur Marine zu gehen, und so fiel mir ein, daß es eine gewisse Milderung für die Eltern bedeuten könnte, wenn ich den Gedanken mit aufnehme. Mein Vorschlag wurde daheim zunächst mit völligem Stillschweigen aufgenommen, aber nach einigen Wochen rief mich der Vater zu sich: mein gedrücktes Wesen wäre aufgefallen, die Marine schiene mir durch den Kopf zu gehen, und, wenn ich wollte, sollte mir keine Hinderung in den Weg gelegt werden. Niemand konnte überraschter sein als ich; aber was blieb übrig? Ich beharrte bei meinem Wort, unterzog mich im Frühjahr 1865 sechzehn-

jährig der Aufnahmeprüfung im damaligen Seekadetteninstitut in Berlin, bestand dieselbe zum Erstaunen aller als fünfter und wurde Seemann.

Die Werbekraft der Marine war, wie bemerkt, zu jener Zeit gering. Im Jahr 1861 war die Korvette „Amazone“ mit fast sämtlichen Kadetten, dem Offiziersnachwuchs von mehreren Jahren, an Bord untergegangen. Dieses Ereignis hatte die Anmeldung von Seekadetten bis auf drei im folgenden Jahr hinuntergedrückt. Der geringe Andrang zwang auch noch bei meinem Jahrgang außer den zehn Aspiranten, welche die Prüfung bestanden, fast ebensoviel Durchgefallene bedingungsweise aufzunehmen. Für die Flottenreise der preußischen Intelligenz jener Lage, sowie für die deutsche Erbneigung, alles aus dem Gesichtswinkel der inneren Parteipolitik zu beschauen, ist ein Artikel, der damals in der „Gartenlaube“ erschien, bezeichnend. Er beschrieb in Novellenform, wie die preußische Junkerpartei die liberale Einrichtung der Marine dadurch vernichten wollte, daß sie einen dänischen Kapitän bestach, er sollte die „Amazone“ rammen. Der Verfasser dieser bössartigen Albernheit schien zu übersehen, daß die Mehrheit der untergegangenen Kadetten selbst „Junker“ gewesen waren.

Im übrigen habe ich später in den ersten Jahren als Staatssekretär bei der parlamentarischen Vertretung der Flottengesetze gelegentlich noch empfunden, daß gewisse konservative Kreise dem Flottengedanken mißtrauisch gegenüberstanden. Er galt nicht als altpreußisch, er stand etwas in Wettbewerb mit der Armee, er schien mit Industrie und Handel zu eng verschwistert für die damalige Notlage der Landwirtschaft und die großen wirtschaftlichen Kämpfe der Parteien. Noch gegen das Zweite Flottengesetz von 1900, gegen die „gräßliche Flotte“, wie sie ein konservativer Führer nannte, haben vereinzelt Mitglieder der äußersten Rechten gestimmt, während beim liberalen Bürgertum von vornherein neben verbissenster Gegnerschaft überwiegend verständnisvolle Anhängerschaft zu finden war.

Prinz Adalbert traf beim Offiziersersatz sorgfältige Auswahl. Der Grundsatz Washingtons, nur Gentlemen zu Offizieren zu nehmen, zeigte auch bei uns seine Richtigkeit. Nur Tapferkeit vor dem Feind gibt einen Ausgleich für gute Erziehung. Im allgemeinen fehlte es den damaligen Seekadetten an Lehrern, die als Erzieher gelten konnten. An „Schulung“ mangelte es nach guter preußischer Sitte nicht; man wurde von einem Kursus in den andern gezogen, bis man erst nach 4 1/2 Jahren

zum Offiziersrang aufstieg. Aber die Lehrer wußten dies Menschenmaterial wenig zu handhaben. Viele von den alten preussischen Marineoffizieren gingen deshalb um die Ecke oder bekamen Schrullen; im besten Falle wurden sie Autodidakten. Mein Jahrgang indeß war begünstigt; wir hatten vorzügliche Vorgesetzte, an die ich dankbar zurückdenke. Der spätere Admiral Batsch war unser Kommandant. Nicht mit Unrecht sagt man, es hänge von der Art, wie die Kadetten im ersten Jahre angefaßt werden, ab, ob der Jahrgang, die „Crew“, einschläge oder nicht.

Der Dienst gruppierte sich in der Hauptsache darum, die Handhabung der Takelage zu erlernen. Die Segelkunst, wie sie durch die Jahrtausende ausgebildet war, erforderte lange Übung für Offiziere wie Mannschaften. Wir haben auf unseren Übungsfahrten verschiedentlich, wie es bei der Segelzeit nicht anders war, Abenteuer erlebt, welche uns die Lage Marryats und Nelsons wie selbstgeschauter verstehen ließen.

Etwas vom Mittelalter hatten unsere Leistungen damals auch noch im Krieg. Die „Niobe“ hatte 1866 im Kanal auf ein Zusammentreffen mit der österreichischen Dampferkorvette „Erzherzog Friedrich“ zu rechnen und sollte als Segelschiff ein Gefecht vermeiden. Ich stand damals als Nr. 3 am Borderladergeschütz, um die Kugeln in die Mündung zu schieben; neben mir lag griffgerecht meine Pike für den Fall, daß der Feind entern und durch die Pforte hindurchdringen wollte. Andere Leute hielten Enterbeile bereit, um sie in die feindliche Schiffswand zu schlagen und als Stufen zu benutzen. Bei den Scillyinseln sichteten wir ein beigedrehtes Schiff von der Art des Österreichers. Es hielt unter Segel offenbar auf uns ab, — schraubte dann den Schornstein in die Höhe und folgte uns unter Dampf. Nebel trennte uns während der Nacht. Als in der Gegend vor Plymouth der Nebel hochging und wir klar zum Gefecht bei den Kanonen standen, heißt die Fregatte die norwegische Flagge und wir Jungen waren um unsere Kampfesfreude betrogen. In Kiel lagen wir später mit geladenen Geschützen vor den Straßen der Altstadt, die zum Wasser hinabführen, als die Preußen unter Mantuffel bei Holtenau über den Kanal heranrückten und es fraglich schien, ob die Österreicher unter Gablenz Widerstand leisten würden oder nicht. Gablenz setzte sich aber auf die Bahn und fuhr ab; unsere Musikkapelle spielte ihm das Geleit. Die österreichischen Offiziere waren in Kiel sehr beliebt gewesen; ihre vielen Verlobungen gingen ja nun entzwei, aber sie hatten die Herzen gewonnen, während die Preußen, die den

steifen Ladestock verschluckt hatten, die gewünschte Bildung eines eigenen schleswig-holsteinischen Kleinstaates stören kamen. Trotz dem Kriegszustand haben wir uns über Tegetthoffs Seesieg bei Lissa gefreut, fast als ob er ein eigener wäre. Die österreichische Flotte hatte 1864 das schwere Gefecht bei Helgoland an unserer Seite sehr tapfer geschlagen, und Osterreich galt uns noch als deutsches Bruderland; über seine Tschechen und Polen sah man in damaliger Zeit hinweg.

Unser Ansehen im Ausland stieg durch 1866 erheblich. Wir hatten vorher einmal in Cadix demütigend empfunden, wie man uns von oben herunter ansah und der spanische Offizier uns bei der Werftbesichtigung warten ließ. Jetzt kamen 1867 in Marseille die Leute zu uns an Bord gestürmt, um die Prussiens zu sehen; in Nizza wurden Zündnadelgewehre in Jahrmarktsbuden gezeigt. Freilich die französischen Offiziere gaben uns teils durch Hochmut, teils durch schlechtverhehlten Ärger einen Borgeschmack von 1870.

Im Frühjahr 1870 wurde aus vier verschiedenen Schiffen unser erstes Panzergeschwader gebildet, auf dessen Flaggschiff „König Wilhelm“ ich als Unterleutnant an Bord war. Prinz Albalbert, der darum gebeten hatte, das Geschwader zu führen, war nicht mehr ganz auf der Höhe, aber der König gab ihm nach einigem Zögern die Führung sozusagen als Abschiedsfeier, um nach den Azoren zu gehen. Die Ausbildung war auch bei den Panzerschiffen noch durch die Gewohnheiten der Segelmarine beeinflusst; wir versuchten auf der Reise sogar zu segeln, aber die Biefter rührten sich nicht. Die damalige Lage der preußischen Marine kennzeichnet sich in dem Umstand, daß wir in deutschen Häfen keine Docks für große Schiffe besaßen. Es war bei Beschaffung der Schiffe wohl nicht genügend beachtet worden, daß man ein eisernes Schiff alle Jahre docken muß, um es zu reinigen. Das Geschwader war daher, als der Krieg mit Frankreich zu schwelen anfang, mehrere Jahre nicht im Dock gewesen; der „König Wilhelm“ hatte wie wir später feststellten über 60 Tonnen Miesßmuscheln am Leibe, die durch Verdickung des Schiffs und Reibung die Schnelligkeit von 14 auf 10 Knoten herabgesetzt hatten. Nun zwang uns ein Maschinenschaden, Plymouth für eine längere Ausbesserungszeit anzulaufen, und der englische Admiral bot uns das Dock an. Weshalb wir es nicht annahmen, ist mir unklar geblieben; man erzählte sich damals in der Offiziersmesse, die Schwierigkeit läge in dem Prinzen,

der doch nicht die ganze Zeit über im Dock bleiben könnte. Wie dem sei, wir fuhren ungedockt Mitte Juli durch den Kanal zurück in der Erwartung, von den Franzosen überfallen zu werden, wogegen wir nur mit Erbsen gefüllte Übungsgeschosse an Bord und ein Schlagrohr hatten, das bei jeder Gelegenheit einen Versager gab.

Am 16. Juli in Wilhelmshaven angelangt, wo die Mobilmachung im vollen Gange war, konnten wir nicht in den Hafen einlaufen, weil die Schleusen noch nicht fertig waren, blieben also auf der Reede. Die Gefahren des docklosen Zustandes lähmten das Geschwader; jede Verletzung des Schiffsbodens war unreparierbar und bedeutete Gefechtsunfähigkeit. Wir haben nun auf der Außenjade eine harte Zeit erlebt. Wir sollten eingesetzt werden, wenn Hamburg oder ein anderer Nordseeküstenort angegriffen würde. Wir sind aber auch zweimal in See gegangen, einmal, um in Höhe der Doggerbank den beiden neuen französischen Panzerschiffen, welche zur Verstärkung des französischen Ostseegeschwaders ausgesandt waren, aufzulauern, das zweitemal, als wir nach einem starken Sturm die französische Flotte zerstreut in Lee von Helgoland vermuteten. Wir sind aber beidemal nicht zum Schlagen gekommen. Die Armee hat es uns verübelt, daß wir nicht die ganze französische Flotte angriffen, als sie auf dem Rückmarsch plötzlich vor Wilhelmshaven erschien. Auch wir Jungen waren empört, daß wir nicht losgingen, aber die Zurückhaltung war richtig. Wir standen drei Panzerschiffe gegen acht, liefen nur zehn Knoten Geschwindigkeit, und wenn auch der damalige Kapitän Werner in der „Gartenlaube“ mit dem „König Wilhelm“ als stärkstem Schiff der Welt Reklame getrieben hatte, so war denn doch eine dreifache Übermacht damit nicht auszugleichen. Der Verlust unseres ganzen Bestandes war beim Fehlen einer Ausbesserungsmöglichkeit zu erwarten, ohne eigentlichen Nutzen. Für Nichtseeleute blieb auch schwer zu verstehen, weshalb wir nicht wenigstens einen Ausfall wagten? Ein angefangenes Gefecht auf See kann aber nicht abgebrochen werden, wenn der Feind schneller ist. Jedenfalls wurde der Marine ihre Untätigkeit verdacht. So bekamen wir nicht einmal Kriegsjahre angerechnet.

Wir hatten 1870 treffliche Kloyddampfer, die wir zum Kaperkrieg hätten bewaffnen können. Wir hielten uns aber an unsere zu Anfang des Krieges abgegebene Erklärung, daß wir nicht kapern wollten. Als die Franzosen ihrerseits unsere Rauffahrer wegnahmen, änderten wir

schließlich unseren Standpunkt, was aber für die erforderlichen Vorbereitungen zu spät kam.

Das damalige Seerecht, sich gründend auf die Pariser Konvention von 1856, hinderte die Franzosen, offene Städte zu beschießen, wogegen wir überdies Vergeltung üben konnten. Eine Desarmierung unserer im Ausland liegenden Kriegsschiffe war gegen das damals respektierte Seerecht. In Vigo nahmen unsere Schiffe Kohlen, während draußen die französischen Schiffe und im Hafen selbst noch als Aufpasser ein französischer Aviso lag. Auf der offenen See von Fayal auf den Azoren umfuhr das französische Panzerschiff Moncalm unsere dort zu Anker liegende Korvette Arcona, ohne ihr Schaden zu tun. Es war eben ein Seekrieg ohne Engländer. Auf die Lüfteleien des Seerechts setzten auch im späteren Weltkrieg die Rechtsgelehrten des Auswärtigen Amtes und des Reichstages noch die größten Hoffnungen, während die Engländer mit souveräner Gewalt darüber hinweggegangen sind und nach dem Kriege ein neues Seerecht anstreben werden, das ihre Polizeiherrschaft auf den Meeren stabilisiert.

Der für die Armee so glorreiche Feldzug lag drückend auf der Marine. Dabei war unser kriegerisch tatenloser Dienst auf der Außenjade anstrengend und schwer. Wir waren jederzeit auf den Angriff unter ungünstigen Verhältnissen gefaßt. Unsere Minensperre beunruhigte uns mehr als den Feind; die schlechten Minen rissen sich bei bewegter See los und trieben in der Jade umher. Monatelang bin ich auf dem vorspringenden Sporn des „König Wilhelm“ jede Nacht vier Stunden Wache gegangen, um auf unsere eigenen Minen zu passen, was bei unsichtigem Spätjahrwetter freilich so wenig genutzt hätte, wie die schwimmende Holzbarrikade, die vom Bugspriet des Schiffes herabhängend die losen Minen auffangen sollte.

2

Meine Gefühle gegenüber England waren durch Familie und Beruf bestimmt. Die Umgebung, in der ich aufwuchs, war getränkt mit Erinnerungen an die Freiheitskriege; mein Großonkel war Ordnonanzoffizier bei York von Wartenburg gewesen; wer sich Anno 13 nicht untadelhaft gehalten hatte, auf den wies vaterländische Gesinnung noch in meiner Kinderzeit mit Fingern. Für den alten Verbündeten England bestand noch eine starke Vorliebe, welche auch durch Palmer-

stons als kränkend empfundene Abweisung deutscher Flottenwünsche nicht nachhaltig getrübt wurde, ebensowenig durch die Rundschafterdienste, welche im Jahre 1864 die Briten den Dänen bei Helgoland gegen Tegetthoff leisteten. Allerdings teilte mein Vater, der innerpolitisch zu liberalen Anschauungen neigte, die Verstimmung, welche im Osnabrücker Kreis gegen das selbstfüchtige Großbritannien erwachsen war, und pflegte eigene Kindheitserinnerungen an die anderen Verbündeten aus Preußens Erhebungszeit, die Russen. Die Meinungsverschiedenheiten der Großen färbten daheim kindlich auf uns ab: ich entsinne mich einer häuslichen Festaufführung, worin meine Schwester den Engländer, mein Bruder, in dessen Typus das Réfugiéblut der beiden Großmütter durchschlug, den Franzosen spielte und ich als Russe die dem Krimkrieg entsprechenden Schläge bekam.

Daß man in England die Preußen noch gelten ließ, erfuhr ich als Seekadett aus eigener Anschauung. Unsern eigentlichen Ausrüstungshafen bildete zwischen 1864 und 1870 Plymouth, wo noch in langen Reihen flußaufwärts die Dreidecker Nelsons und die großen Holzlinienschiffe des Krimkriegs lagen und wo wir uns fast mehr zuhause fühlten als im idyllisch-friedlichen, nur gegen Preußen noch so mürrischen Kiel, dessen Hafen damals erst ein einziger kleiner Dampfer befuhr, der das Mehl von der Swentiner Wassermühle herüberschleppte. Im Navy-Hotel zu Plymouth wurden wir wie britische Midshipmen behandelt, auch in Bezug auf die Preise. Da wir armen Waffenbrüder von Waterloo England durch wirtschaftliche Kräfte noch nicht lästig fielen, wurden wir mit freundlicher Herablassung geduldet. Unser winziges Seeoffizierkorps sah bewundernd zur britischen Marine auf, und unsere Seeleute fuhren in jenen Tagen noch ebensoviel auf englischen Schiffen wie auf deutschen. Die Mehrzahl unserer Mannschaften diente zwölfjährig nach englischem Muster, nur der kleinere Teil war Rekrutenersatz; der aber war auf allen Handelsmarinen, zum Teil sogar auf der amerikanischen Kriegsmarine, gefahren und sprach durchweg englisch. Wir Offiziere hatten mit den englischen die besten Beziehungen und hielten die Kameradschaft aufrecht bis in die letzten Jahre vor dem Weltkrieg, wo das jüngere britische Offizierspersonal infolge gesellschaftlicher Verschlechterung seines Ersatzes die Höflichkeit weniger pflog und infolge langer Verbeziehung sein Benehmen gegen uns zu ändern begann.

Die Wurzel des britischen Mißbergnügens ist am 2. September 1870 gelegt worden. Als unser Geschwader im Juli 1870 bei drohender Kriegsgefahr vor Dover ankerte, wurden wir von zahlreichen Dampfern empfangen, dicht besetzt mit Menschen, die uns freundschaftlich zuriefen: „It is all settled between France and Prussia,“ da sie glaubten, der Friede sei gesichert, nachdem die Hohenzollern'sche Thronkandidatur zurückgezogen war. Es hieß damals noch: Das arme Preußen, daß es nur nicht von Napoleon verschlungen wird. Man sah uns als die Überfallenen an. Mit der Schlacht von Sedan schlug die englische Stimmung um, allerdings nicht von Marine zu Marine, wo wir unverändert als Couleurschwester behandelt worden sind. Es fiel mir aber auf, daß die höhere englische Gesellschaft sofort nach dem Krieg nicht mehr auf unserer Seite war, wozu ihr viel stärkerer Kulturaustausch mit Paris und ihre Kühle gegen das, was als deutsche Formlosigkeit empfunden wurde, beitrug.

Die preußische Marine hatte wenig eigene Überlieferung. Die Expedition nach Ostasien stand noch als eine Art ruhmreicher Tat dahinter, dann ein wenig der Krieg gegen Dänemark (in welchem jedoch der Mangel einer eigentlichen Flotte stark empfunden wurde, als die vom Prinzen Friedrich Karl gewünschte Unterstützung der Truppenüberschiffung nach Alsen am schlechten Wetter, den schwachen Maschinen unserer Kanonenboote und der Überlegenheit der dänischen Flotte scheiterte). Wir rankten uns sozusagen an der britischen Marine empor. Man beschaffte lieber in England. Wenn eine Maschine sicher und ohne Störung arbeitete, ein Tau oder eine Kette nicht riß, dann war es bestimmt kein heimisches Werkstück, sondern ein Fabrikat aus englischen Werkstätten, ein Tau mit dem berühmten roten Faden der britischen Marine. An den Schiffen, die wir selbst gebaut hatten, brach ungemütlich leicht etwas. Als ich im Winter 1869 zur Artillerieprüfungskommission nach Berlin kam, zitterte noch die große vaterländische Frage: Krupp contra Armstrong in den Gemütern nach, die soeben zu Gunsten Krupps entschieden worden war. Die Marine war für Armstrong gewesen. Wir konnten uns damals nicht vorstellen, daß deutsche Geschütze den englischen gleichwertig sein könnten.

Als im Jahr 1873 eine Engländerin in Gibraltar an Bord des „Friedrich Karl“ unsere Mannschaften sah, die damals, wie noch im Anfang des Weltkriegs, den britischen, wie ich glaube, überlegen

gewesen sind, sagte sie erstaunt: „Don't they look just like sailors?“ und als ich fragte, wie sie denn sonst aussehen sollten? erwiderte sie entschlossen: „But you are not a seagoing nation.“

Im ganzen galt für das Verhältnis, was Bismarck 1857 an Gerlach schrieb: „Ich habe, was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathie gehabt und bin stundenweis noch nicht frei davon. Aber die Leute wollen sich ja von uns nicht lieben lassen.“

Zweites Kapitel

Unter Stosch und Caprivi

1

Von 1871 bis 1888 hat die Marine unter Landgenerälen gearbeitet. Generalleutnant v. Stosch löste 1871 den Prinzen Adalbert im Oberbefehl ab und übernahm gleichzeitig die Marineabteilung des Kriegsministeriums. General v. Caprivi folgte ihm als Chef der Admiralität von 1883 bis zum Beginn der Ära Wilhelms des Zweiten.

Als 1867 auf unsern Schiffen die schöne Flagge mit dem Adler niederging und die mehr dem englischen Muster ähnelnde norddeutsche Bundesflagge gehißt wurde, war uns Fährlichen das Verschwinden der preußischen Farben zwar schmerzlich, aber wir ahnten eine große geschichtliche Wendung und leerten unser Glas mit widersprechenden Gefühlen. Das Jahr 1871 drängte die preußische Erinnerung weiter zurück, wir wurden kaiserliche Offiziere, und die Marine bekam die schwarzweißrote Kokarde.

Mit den Hanseaten vertrugen wir von der Marine uns schon zu einer Zeit, als sie noch preußenfeindlich waren und die Armee ablehnten. Ich lag 1871 als Leutnant mit dem „Bliz“ auf dem Elbstrom, wo Preußen 1866 gegen die Hamburger Annerionswünsche ein Wachtschiff hingeseht hatte. Der Posten blieb vergessen auf der Grenze liegen; wir hatten auch kleine Stromaufgaben, Hafenpolizei; im allgemeinen waren wir jedoch nur demonstrativ — und erfreuten uns der Freundschaft Hamburgs, bis Stosch im Herbst 1872 herausbekam, daß dort so ein Schmarozer saß, und das Kommando auflöste. Der Hamburger Hafen, voll von Poesie — das Gewirr der Segler lag am Kai entlang, Bassins waren noch nicht gebaut — hatte noch ganz den Charakter des Einfuhrhafens. Die Schifffahrt lag vorzugsweise in englischen Händen und man konnte durchspüren, wie sehr der deutsche Haupthafen früher eine Agentur Englands ge-

wesen war. Zum ersten Mal hat im Jahr 1895 die deutsche Flagge im Hamburger Hafen die britische überholt. Damals als „Blitz“ auf der Elbe lag, neigten die Hamburger in der Stimmung eines rein passiven Handelsplatzes noch nach England hinüber, von dem sie ja vollständig abhängig waren, während Deutschland ihren Kaffee und Tabak auf alle Fälle abnehmen mußte, sodaß die Hamburger sich auch später noch lange gegen die Eingliederung in den Zollverein (1888) gesträubt haben.

Stosch ging von vornherein von dem Gedanken aus, die deutschen Seeinteressen zu entwickeln, Deutschtum und deutsche Arbeit in der Welt zu kräftigen und zu schützen. Für mich als ersten Offizier des Kanonenbootes „Blitz“ wurde diese Politik zunächst anschaulich durch den Befehl, die Fischerei zu schützen.

Mit Größerem zusammen war auch die deutsche Heringsfischerei in den Jahrhunderten unsrer Schwäche und Armut zugrundegegangen. Erst Stosch hat die erste Heringsfischereigesellschaft, die sich in Emden neu bildete, unterstützt. Das Unternehmen arbeitete mit Nachteil, da wir zu den Heringsgründen einen weiteren Weg hatten, als die ausländischen Fischer, und die Steuer von einem Taler auf die Tonne Heringe, eingeführt. Ein etwas höherer Zollschutz, der angestrebt wurde, stammte, ein so junges Geschäft mit ungeschultem Personal nicht zum Blühen bringen ließ. Wir haben vor dem Weltkrieg bedauerlicherweise noch für weit über 100 Millionen Mark ausländische Fische, meist Heringe, eingeführt. Ein etwas höherer Zollschutz, der angestrebt wurde, ist durch das Schlagwort vom „Hering des armen Mannes“ vereitelt worden, obwohl am einzelnen Hering beim Lütchenkräme der Zoll gar nicht bemerkbar geworden wäre. Denn allein der Zwischenhandel auf dem Wege von Emden nach Berlin verdoppelte schon den Heringspreis.

Die fünf Emdener Logger, die sich zuerst auf Heringsfang wagten, erbatene also militärischen Schutz, weil sie des Lebens und ihrer Nebe nicht sicher wären zwischen schottischen und holländischen Fischern, die auf ihren altgewohnten Gründen zu Hunderten fischten. Unser altes Holzkanonboot sollte gleichzeitig studieren, wie der Fang am besten zu machen wäre, und welche Anhaltspunkte man für die Heringsströme hätte. Als wir wegen eines Mastbruchs verspätet auf die Gründe kamen und unsre Schiffe suchten — es war Juni und um

Mitternacht taghell auf wohl über 60 Grad nördlicher Breite, die See still und bedeckt mit Fischerfahrzeugen, Holländern, Schotten und ein paar Franzosen — da konnten wir unsre Schützlinge tageslang nicht finden. Endlich sahen wir ein paar Logger, die auf unsre Beschreibung paßten, und erkannten im Fernrohr auch wirklich den feinen schwarz-weiß-roten Streifen, der uns als Merkmal angegeben war. Wie wir aber darauf losgingen, setzte der nächste Logger Segel und drückte sich weg. Wir schickten einen Schuß hinterher, da ließ er das Segel heruntergehen. Auf unser Befragen, weshalb sie ihr Deutschtum verleugneten, sagten die Leute, es wäre ihnen zu unsicher gewesen, sie hätten riskiert, daß ihnen die Fremden durch die Netze fuhren und sie ihnen entzwei rissen. Unsere guten Emdener fuhren nämlich unter holländischer Flagge und scheuten sich, als Deutsche Farbe zu bekennen. Unsere Heringskapitäne stammten alle nicht weit von der holländischen Grenze. In Lerwick trafen wir einen, der bei unserem Herannahen die deutsche Flagge hißte, uns beflissen ein Lönnechen Matjesheringe an Bord brachte, dann aber sofort in See ging und verschwand. Darauf erzählte uns der Offizier eines dort liegenden niederländischen Kriegsschiffes, dieser Logger, der sich heute als Deutscher aufspielte, wäre erst gestern Nacht als Holländer hereingekommen und hätte auf dem niederländischen Schiff Arzt und Arzneimittel requirirt. Die Heringsgesellschaft hatte ihren Leuten dies eigenartige Verfahren selbst empfohlen.

So erlebten wir anschaulich, wie verschüchtert ein großes Volk ohne Seegewalt werden kann und wie entfremdet wir den Werten waren, welche das Meer uns bot. Es war ja noch nicht lange her, daß Palmerston gedroht hatte, ein Schiff mit deutscher Flagge als Piraten zu behandeln. Als wir im selben Jahre (1872) bei Amrum waren, versteckten sich mehrere Finkenwerder Kutter hinter der Insel, weil die englische Nordseefischerflotte mit 80 oder 90 Schiffen die See vor Amrum bedeckte. Wir empfahlen den Finkenwerdern, auszufahren, da uns ja nichts lieber sei, als daß wir einen dieser fremden Fischer bei etwaiger Überschreitung der Dreiseemeilen-Hoheitsgrenze abfassen könnten. Das wollten sie nicht wagen, entgegneten die Finkenwerder, denn wir wären ja nicht immer zum Schutze da. So sah es mit nationalem Stolz und unsrer Geltung an der eigenen Küste aus. Wie waren wir doch seit den Hansazeiten herabgekommen!

Stoschs unausgesetztes Bestreben, Deutschlands Seeinteressen nach allen Richtungen zu fördern, wurde von Beginn seiner Amtszeit an unter großen Schwierigkeiten verfolgt. Der Auslandsdienst überspannte fast die damaligen Kräfte der Marine. Jeder Kommandant durfte aber bei seiner Tätigkeit im Ausland auf Stoschs nachhaltige Unterstützung rechnen, auch bei den oft selbständigen und schwierigen Entschlüssen, welche der Auslandsdienst beim damaligen Mangel an Kabelverbindungen erforderte.

Neben der Entfaltung der deutschen Seeinteressen war Stoschs zweiter Grundgedanke, durch welchen er der Marine sein Gepräge gab: daß er sie arbeiten lehrte. Ich will nicht sagen arbeiten ohne Fehler; das war bei einem Volk, das der See und ihrem Wesen entfremdet war, unmöglich. Aber arbeiten überhaupt. Je reifer die Marine wurde und je mehr unser Volk das große Kulturgebiet der See wieder verstehen lernte, desto mehr Früchte hat dieses Arbeitenkönnen getragen. Ich erinnere mich der erstaunten Bemerkung englischer Offiziere, als wir 1890 in Malta mit unseren alten Kästen neben den modernen Schiffen der Engländer lagen und den ganzen Tag Dienst taten und schufteten: wenn sie das ihren Leuten zumuteten, bekämen sie Meuterei. Sie konnten diese stramme Arbeit nicht begreifen, besonders da sie infolge der kurzen Dienstzeit der deutschen Mannschaften nicht ganz zum Nutzerfolg führte. Im Park von Osborne hatten wir im Jahr vorher mit einer Landungsdivision der Königin den Parademarsch vorgeführt. Die britischen Seeoffiziere sagten überrascht: „Das sind ja Soldaten.“ Der Eindruck war nicht ganz richtig, aber bezeichnend.

Unter Prinz Adalbert war streng darauf gesehen worden, daß die von der englischen Marine übernommene Form seemännisch und nicht landmässig war; wenn der Prinz z. B. die Front abging, mußte der riesige blankte Seemannshut auf den Hinterkopf gesetzt und eine breitbeinige Stellung eingenommen werden; wer das Achterdeck betrat, grüßte die Flagge; der Mann grüßte an Bord den Offizier durch Mützeabnehmen, den Unteroffizier durch Mützelüften, und so noch vielerlei Etiketten: aber Strammstehen gab es nicht. *Beim Segelercrüzieren konnte man auch die Hände nicht an die Hosennaht halten. Die Mannschaften hatten eine anstrengende und lebensgefährliche, aber selbständige Tätigkeit und die Unteroffiziere in den Toppen handelten vielfach auf eigene Faust. Wenn das Schiff rollte, war jeder auf

sich selbst gestellt. Das gleichmäßige „Bimsen“ der Armeeausbildung fehlte dem Dienstbetrieb der Segezeit.

Als wir im Winter 1870 im Wilhelmshavener Bassin lagen und die Takelage herunter war, wurden wir bis zur Erschlaffung gedrillt. Unter dem General Stosch nahm dann die soldatische Richtung einen wohl zu schroffen Aufstieg. Manche älteren Offiziere murrten: da wäre noch ein Fleckchen in Preußen gewesen, auf dem es sich leben ließ, nämlich die Marine; das habe durchaus nicht länger geduldet werden können. Es gab aber auch solche, die, um sich eine gute Nummer zu verschaffen, den Infanteriedienst und den Drill weiter trieben, als Stosch es wohl selbst beabsichtigt hatte. Die geringe Anziehungskraft der Marine unter Stosch veranlaßte ihn, auch weniger geeigneten Offiziersersatz aufzunehmen. Dies und die Unmöglichkeit der damaligen Marine, taktische Schulung zu gewähren, ist mit dafür verantwortlich, daß im Anfang des 20. Jahrhunderts die führenden Persönlichkeiten unter den Admiralsjahrgängen dünn gesät waren.

Stosch war als Persönlichkeit scharf wie gehacktes Eisen. Er erfreute uns bei Inspektionen leicht durch gewaltige Anschauzer, die oft den Kern der Sache trafen. So erinnere ich mich einer Kritik am Schluß einer Inspizierung, die mit den lapidaren Worten begann: „Vom Kommandanten bis zum letzten Schiffsjungen die reine Wassersuppe.“ Der Kommandant hatte freilich die Ehre und das Pech gehabt im Sommer den Prinzen Friedrich Karl vier Wochen an Bord zu führen: eine Art von Besuch, die Stosch als störend für den Dienst ansah.

Ein Seemann ist Stosch nie geworden, zumal seine nicht immer günstig ausgewählten Ratgeber es verabsäumten, ihn aus den Armeebegriffen in die unsrigen hinüberzuführen, und nötigenfalls auch ihm entgegen zu treten. Es wurde zu viel befohlen und zu wenig gefragt, und so brachte der Untergang des „Großen Kurfürsten“ im Jahre 1878, der z. T. durch diese Landmilitarisierung der Marine verschuldet war, die Kritik stürmisch an die Oberfläche. Von da ab wurden die Bedingungen der Seefahrt und des Schiffsorganismus wieder mehr berücksichtigt.

Waren auch die Anfänge der Reichsmarine durch das überragende Prestige der Armee eigentümlich verzögert, so eilte Stosch, wie ich schon erwähnte, seiner Zeit voraus durch die Energie, mit welcher er unsre durch Jahrhunderte vernachlässigte Seegelung vorantrieb. Der Be-

setzung der Auslandsstationen durch Kreuzer hat Stosch großen Wert beigelegt, für seine Zeit mit Recht. Denn die staatlichen Verhältnisse etwa in den südamerikanischen Staaten, in China oder Japan waren noch nicht so entwickelt, daß diplomatische oder konsularische Verhandlungen immer genügten; die tatsächliche Macht an Ort und Stelle gab den Ausschlag.

Schon in den Siebziger Jahren war Stosch der Überzeugung, daß wir Kolonien erwerben mußten und ohne Ausbreitung nicht dauernd bestehen könnten. Er sah die Blüte des jungen Reiches für rasch vergänglich an, wenn wir nicht die entscheidende Ungunst unserer Lage und Geschichte in letzter Stunde über See ausglich. Wir hätten damals leichter und günstiger zu Kolonien gelangen können, als es später der Fall war. Auch abgesehen von kolonialen Hoffnungen durchdrang die Marine ein weltwirtschaftlicher Wissenstrieb, um so mehr, als die Nachrichtensammlung durch Berufskonsuln erst schwach entwickelt war. Als wir 1872 mit dem „Friedrich Karl“ draußen waren, hatten wir auch den Auftrag zu „exploriren“, über alle Orte zu berichten, wofür sie geeignet wären und welche Bedeutung sie wirtschaftlich für uns haben könnten. Ich erinnere mich noch, wie ich die Insel Porto Grande auf den Capverden erkundet habe, fast unfruchtbar, hohe Felsen mit ein paar einzelnen Palmen, aber der gegebene Kohlenplatz zwischen Kapstadt, Europa und Südamerika. Auch beim Besuch von Curacao hatten wir den Eindruck, daß ein Kauf der Insel erwogen wurde, und möglicherweise hing unser nächstjähriger Auftrag, nach Hawaii zu gehen, mit Ähnlichem zusammen. Aber Deutschland verstand in den Siebziger Jahren derartige Regungen noch nicht. Auch stand damals in eigentümlichem Widerspruch zu unserem politischen Ansehen die beschämende Tatsache, daß wir unsern Bevölkerungszuwachs größtenteils ins Ausland abströmen lassen mußten, noch nicht imstande, genügend Waren auszuführen statt Menschen. Um alle Fragen des Reichs, die mit der See zusammenhingen, bemühte sich Stosch, insbesondere auch um Entfaltung unsres verkümmerten Rauffahrteiwesens. Er fand viel Widerstand, erreichte es aber, im Bundesratsauschuß für Seewesen den Ton anzugeben; er benutzte das hydrographische Amt, die Seewarte, die Beziehungen zum hanseatischen Gesandten, um sich zur Geltung zu bringen. Die seemännischen Schulen, an denen die Kriegsmarine wegen des Mannschaftserlasses unmittelbar interessiert war,

das Lotsenwesen, Tonnenwesen, Leuchtfeuerwesen, Vermessungswesen, die Fischerei, von der ich schon oben sprach, alle Konsulatsangelegenheiten, kurz die ganze Kleinarbeit der Seeinteressen war Tätigkeitsfeld für den unermüdblichen Mann. Die alte Überlieferung, der Technik des Auslandes, insbesondere Englands, den Vorzug zu geben, durchbrach er rücksichtslos. Wenn auch die damalige Jugend der deutschen Industrie sogenannte Kinderkrankheiten des technischen Materials reichlich in Erscheinung brachte, so hat die Folgezeit doch unserm alten Chef sein Vorgehen gedankt.

Im ganzen hat Stosch Großes geleistet. Er nahm den abgerissenen Faden der Hanfa auf und tastete sich als erster wieder in eine deutsche Zukunft über See hinein. Er tat auch viel, um der Marine kriegerischen Geist einzuhauchen. Es wurden Fehler gemacht, aber Spielereien kamen damals noch nicht in Frage; ein schwerer Ernst charakterisierte die Arbeit.

2

Die Ara Stosch hat trotz ihrem angestregten Drill im Grunde den Krieg selbst wenig vor Augen gehabt, entsprechend der Weltlage der 70 er Jahre. Damals tat der junge Reichsadler friedlich seinen ersten Flügelschlag über See. Während wir um die Wende des Zwanzigsten Jahrhunderts an Beides zu denken hatten, an die riesenhaft gewachsene und doch so verwundbare Geltung der deutschen Friedensarbeit in der ganzen Welt, wie auch an die Kriegsgefahren, welche dem Mutterland ringsum drohten, hatte Stosch mit einem unmittelbaren Kriegsgegner noch kaum zu rechnen. Das einzige wirkliche Manöver, das Stosch abhielt, obendrein kleinster Art, fand 1882 kurz vor seinem Abgang statt. In Wahrheit konnte man kaum ein Manöver im taktischen Sinne durchführen, da wir nicht so weit ausgebildet waren; es wurde sozusagen nur das kleine Einmaleins geübt. Auf Artillerieerzieren und einfache Schießübungen verwandte man viel Zeit, aber der Schwerpunkt lag dabei auf dem Feuern von konzentrierten Breitseiten auf nur 200 und 500 m Entfernungen, was alles besagt.

Mit Caprivi trat nun 1883 ein Chef an die Spitze der Admiralität, der unter dem Einfluß veränderter Weltverhältnisse, aber auch eigener Richtung folgend, seine ganze Arbeit unter den Kriegsgedanken stellte. Caprivi war der ausgesprochne Generalstäbler. Der von Wenigen recht verstandene Mann lebte und webte in der Vorstellung, die er mir

gegenüber oft aussprach: „Nächstes Frühjahr haben wir den Zweifrontenkrieg“. Jedes Jahr erwartete er ihn im nächsten Frühling. Er war weit weniger Politiker als Stosch. Als er später, einige Zeit vor Bismarcks Abschied, zu Kaiser Wilhelm II. bestellt wurde, um dem Befehl folgend die etwaige Nachfolge des Kanzlers zu übernehmen, sagte er auf dem Weg zum Schloß bitter zum Feldmarschall Loë: „Jetzt begrabe ich meinen militärischen Ruhm“. Für die Marine war er nach dem Ausspruch des Prinzen Friedrich Karl „zu schade“ gewesen und hätte eigentlich Chef des Generalstabs werden müssen.

Durch ihn bekam die Marine also ein militärisch-politisches Ziel. Ob es ganz das richtige war, bleibe dahingestellt, aber es war doch endlich eine Idee. Unter Stosch hatte die Flotte nicht gewußt, für welches strategische Ziel sie arbeitete. Überwiegend war man als Folge der kurzen Sommerübungen durch das Formale absorbiert, das man als „Evolutioniren“ bezeichnen kann. Was bei der Kompagnie das Rechts- und Linksschwenken ist, das wurde geübt. Die Mobilmachung stand nur auf dem Papier. Caprivi inspizierte im Frühjahr 1883 und war überwältigt von der ungeheuren Arbeitstätigkeit ohne rechte Leitgedanken.

Da nun Größeres nicht so rasch zu machen ging und die Marine unter Stosch schon immer daran gekrankt hatte, daß sie etwas leisten sollte, was sie nicht leisten konnte, beschränkte sich Caprivi darauf, bis zum nächsten Kriege eine starke Küstenverteidigung gegen Rußland und Frankreich vorzubereiten. Wenn man den Zweifrontengedanken nicht beachtet, urteilt man leicht ungerecht über seine mangelnde Erkenntnis der Aufgaben der Marine. Er sagte: erst muß der Krieg abgemacht werden, der übermorgen kommt, und dann können wir die Marine weiterentwickeln. Er arbeitete sich nun persönlich ein und leitete auch jeden Herbst die Manöver, die jetzt mit verschiedenen General- und Spezialideen nach Art der Armee eingeführt wurden. Sie richteten sich im Allgemeinen gegen die Küste; die eine Partei griff die Küste an, die andere hatte sie zu verteidigen.

Caprivi richtete ferner Admiralstabsreisen ein, wobei Aufgaben gestellt wurden wie diese: Rußland und Frankreich erklären uns den Krieg; die russische Flotte will sich mit der französischen vereinigen und wir sollen dies verhindern. Aus derartigen Lagen, die als Leitfaden der Überlegung dienten, kam man allmählich von der reinen Küstenverteidigung

mehr auf die Forderung einer Hochseeflotte. Caprivis Tätigkeit gipfelte darin, daß er unseren ersten Operationsplan bearbeitete, und zwar persönlich, nachdem er sich unterrichtet hatte; dann holte er mich zur Korreferation heran. Der Plan bestand etwa darin: Ich sollte eine Torpedo-Division im Augenblick der Kriegserklärung in Cherbourg einlaufen lassen, und dann sollte die Schlachtflotte, die wir hatten, nach Cherbourg gehen und es einschließen. Caprivi ist auch der eigentliche Vater unserer Mobilmachung.

Die Seeinteressen im Sinne von Stosch zu pflegen, fand Caprivi keine Zeit, und auch die eigene Veranlagung trieb ihn nicht dazu. Er gehörte zu den Söhnen von Beamten- und Offiziersfamilien, denen die wirtschaftliche Denkweise fernliegt und an sich nicht anziehend erscheint. Der einsame, persönlich bedürfnislose Mann brachte für die Lebensentfaltung der Industrie und des Handels von sich aus wenig Empfindung mit. Darum war er ursprünglich ein Gegner der Kolonialausbreitung, wenn er auch den ihm anbefohlenen militärischen Teil der Kolonialerwerbung geschickt und tatkräftig betrieben hat.

3

Wenn ich in meiner Amtsführung mich bemüht habe, den erwerbenden Ständen gerecht zu werden und die 1883 abgerissene Pflege der Seeinteressen im Geist von Stosch, aber mit den inzwischen vergrößerten Mitteln wieder aufzunehmen, so bin ich dabei noch vielfach auf die aus dem Gang der deutschen Geschichte erwachsenen Unausgeglichenheiten gestoßen. Sparsamkeit und Kleinlich-bürokratische Enge am unrechten Platz hat unsern Weg in die Welt erschwert.

Die Marine hatte reichlichere Veranlassung, dies zu empfinden und hinzuzulernen, als die Armee. Ein gewisser Weltblick wurde ihr überhaupt durch ihre Aufgabe anerzogen. Daß der Armee bis zum großen Krieg das Studium der Welt, insbesondere Englands, weniger am Herzen lag; daß sie im Wesentlichen noch mit den alten Zweifronten-kriegs-Ideen auch in den Weltkrieg zog und mit dem natürlichen Übergewicht, das sie bei der vorherrschenden Landüberlieferung Deutschlands über die Marine besaß, in der Flotte immer noch eine Art Pioniertruppe der Armee sehen wollte, uneingedenk dessen, daß die eigentliche Hauptfront die Seefront war, nachdem uns ein ernstes, aber nicht aussichtsloses Schicksal zum Zielpunkt einer Weltkoalition gemacht hatte;

Kurz, dies Verharren auf Caprivis Standpunkt unter völlig veränderten Weltverhältnissen, ist eine der geschichtlichen Ursachen des Kriegsverlaufs geworden. Jedoch davon später.

Der Seeoffizier war im Gegensatz zum Landoffizier auf das Studium der überseeischen Kräfte hingewiesen. Auch schliff ihm wohl der Umgang mit Ausländern die altpreußischen Ecken leichter ab, ohne den Sinn für die unentbehrlichen Überlieferungen des Staates zu ertöten. Denn man darf nie vergessen, daß gerade Preußen in seinen Offizieren eine der wenigen festen deutschen Formen geschaffen hatte und zugleich die erste, welche nach dem völligen Versinken in Fremdenherrschaft seit Friedrich dem Großen uns wieder ein freies Auftreten in der Welt ermöglicht hat.

La vie au roi,
L'honneur pour soi,
Sacrifiant son bien,
Chicané pour un rien,
Voilà l'officier prussien.

Der deutsche Staat war zwischen 1870 und 1914 noch zu jung, um eine eigene deutsche Form auszubilden. Das hat uns in der Welt geschadet.

Das englische Seeoffizierskorps verkehrte mit den deutschen Kameraden zu Caprivis Zeit noch ohne jede Eifersucht. Die damals in der amtlichen Politik vorkommende Neigung, die britische Flotte als Ergänzung des Dreibundes anzusehen, rückte uns beinahe in eine Art von Bundesfreundlichkeit, der freilich von England stets ausgewichen wurde, wenn praktische Folgerungen aus ihr in Frage kamen. Im Verkehr mit der französischen Marine half das Prestige von 1870 über unsere maritime Unterlegenheit hinweg. Wir bewunderten an der Haltung der Franzosen den Stolz einer geschlagenen Nation, die ihre Ehre in keiner Stunde vergißt, und lächelten wohl auch einmal über die romanische Werve ihres Revanchegefühls.

Die Stimmung gegen das Deutschtum hat sich seit den Neunziger Jahren aus einer Reihe von Gründen verschärft. Wir Älteren denken heute mit besonderen Empfindungen an jene Zeiten unter Wilhelm I. zurück, da wir noch vornehme Leute in der Welt und gern gesehen waren. Diese Umdüsterung unserer Lage hätte aber auch ein Zwei-

frontensieg im Sinne Caprivis, wie er noch 1914 den Generalstabsplänen entsprach, kaum aufhellen können. Denn sie entstammte vor allem dem beispiellosen Anschwellen unseres überseeischen Absatzes und der durch die deutsche Eroberung des Weltmarktes erzeugten Abneigung. Die englische Mißgunst gegen unser Aufstreben war in der Ara Caprivi noch kaum spürbar, aber zehn Jahre darnach, lange vor Beginn unseres eigentlichen Flottenbaus, um die Mitte der Neunziger Jahre schon in voller Stärke an den Tag getreten.

Mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. endete die Periode der Marinegeneräle. Stosch und Caprivi gehörten zur Auslese der preußischen Armee in der größten Epoche Deutschlands; sie hatten die Einheitskriege in leitenden Stellungen mitgemacht. Ich war von diesen großgesinnten Lehrmeistern der Mitarbeit gewürdigt worden und habe mich bemüht, die so verschiedenen Gedankenrichtungen Beider in geräumigeren Verhältnissen zu einem einheitlichen Werk zusammenzuschließen, als ich 1897 das Reichsmarineamt übernahm. In der Zwischenzeit aber kam aus verschiedenen Gründen die Marineverwaltung keineswegs zum Gedeihen, sondern versank für fast ein Jahrzehnt im Chaos.

Drittes Kapitel

Beim Torpedowesen

Seit meinem neunundzwanzigsten Lebensjahre hatte ich das Glück, ununterbrochen auf selbständigen Posten verwendet zu sein, unter denen sich freilich niemals eine Ausruhestellung befand, wie sie dem Generalstabler der Armee dann und wann zuteil wird. Mein Aufsteigen verknüpft sich mit der Entwicklung der Torpedowaffe.

Whitehead in Fiume hatte den selbstbeweglichen Torpedo erfunden, der die vitalen Unterwasserteile des Schiffs, die bisher höchstens mit dem Rammsporn zu fassen waren, durch Fernschuß angreifbar machte, also eine Revolution der Seetaktik und des Schiffsbaus versprach. Stosch hatte den Fischtorpedo etwas überhastet eingeführt und in größerer Zahl gekauft, bevor er eigentlich kriegsbrauchbar war. Seine Verwendung war noch eine „größere Gefahr für den Schützen als für seinen Gegner“. Man war zu optimistisch gewesen, hatte, wie es bei neuen Waffen häufig der Fall ist, die Umwälzung vorweggenommen, bevor die neue Idee praktisch geworden war.

Als Stosch das erkannte, forderte er Herbst 1877 vom Leiter des Torpedowesens und den einzelnen ihm unterstellten Offizieren Sonderberichte, die er persönlich las. Mein Bericht hat ihn auf mich aufmerksam gemacht. Ich wurde im Winter 1877/78 nach Fiume geschickt, um bei Whitehead jene Torpedos abzunehmen, die wir nicht für brauchbar hielten. Ich setzte es durch, daß wir die Hälfte des Bestellten zurückgeben durften, die Whitehead anderweitig verkaufte.

Seit Mai 1878 leitete ich als Kommandant des „Zieten“ das Torpedowesen. Ich fing sozusagen mit nichts an, arbeitete zum Teil als Klempner mit eigener Hand, und schuf mir einen Apparat.

Es ging mir beim Torpedowesen wie später mit allen neuen Erfindungen, sei es Luftschiff, Uboot oder anderes. Ich hielt mit verfrühten Einführungen zurück, griff aber fest zu, sobald ich sah, daß wirkliche Entwicklung in der Sache lag. Dieses Verfahren habe ich stets als das einzig richtige befunden. Mir auch als Staatssekretär die Ruhe nicht nehmen zu lassen, war bei dem ungeduldigen Drängen von allen Seiten im Zeitalter sich jagender Erfindungen häufig ein schwerer Teil meiner Aufgabe, aber auch ein sehr wichtiger, sollten wir in der kurzen Zeit mit den begrenzten Mitteln eine erstklassige Flotte anstelle eines Museums von Experimenten erhalten. Wir wurden mit unreifen Erfindungen überschüttet, die vermittelst Instinktes vorweg gesiebt werden mußten, um nicht die Kraft der Behörde zu verzetteln und zu überlasten.

Ich erwähne hier eine Einzelheit, die ich nicht streifen würde, wenn nicht der Umsturz des Staates unsere alten Verhältnisse so gründlich zu verändern drohte.

Schwarzkopff hatte mir den Vorteil auseinandergesetzt, der darin läge, von seinen Aktien zu kaufen, die, wie vorauszusehen war, durch die Bestellung der Marine ihren Wert verdreifachten. Ich habe selbstverständlich keine Aktien gekauft und hätte jeden Beamten, der anders gehandelt hätte, weggeschickt. Unser Staat setzt bei seinen Dienern stets jene vornehme Gesinnung voraus, durch die er unter den preußischen Königen groß geworden war. Ich erinnere an den Finanzminister, der den Ankauf der preußischen Bahnen vermittelte und selbst in den schlechtesten Verhältnissen sein Amt verließ. Die Gehälter standen bei gewissen hohen Ämtern in keinem rechten Verhältnis zu deren Bedeutung und zu den notwendigen Aufwendungen. Noch als Staatssekretär habe ich, um den Repräsentationspflichten zu genügen, anfänglich aus Eigenem zugelegt. Es war selbstverständlich, daß unsere Beamenschaft um Ehre arbeitete. Wir haben mit einem Minimum an Kosten ein Maximum an schöpferischer Arbeit geleistet. Deshalb war die Staatsverwaltung im alten Preußen-Deutschland so billig und reinlich, wie nirgends in der Welt. Nach der Verschleuderung von Staatsgeldern, der Schaffung massenhafter Pfründen, die weniger nach Tüchtigkeit als nach politischer Gesinnung besetzt werden, ist zu befürchten, daß der neue Staat dem alten nicht gleicht. Der alte deutsche Staat ist durch eine Periode der Mittelmäßigkeit in der höch-

sten Gefahr schwach und brüchig geworden; aber verloren ist das deutsche Volk erst, wenn es die Sauberkeit der alten Staatsverwaltung einbüßt. Der korrupte Deutsche ist noch schlimmer als der korrupte Italiener oder Franzose, der wenigstens nie sein Vaterland verrät.

Der Deutsche kann es sich nicht leisten, die Reinheit preiszugeben, die das Palladium seines alten Beamtenstandes war, denn es fehlen ihm andere staatliche Eigenschaften, welche bei fast allen fremden Völkern das Gift der Korruption teilweise immunisieren. Schon im letzten Menschenalter konnte man auch in der Oberschicht Deutschlands den schädlichen Einfluß des eindringenden Materialismus bemerken in einem Schwächerwerden der Charaktere, in einer Verminderung jenes idealistischen Plus, welches das deutsche Volk zu seiner Selbsterhaltung jederzeit wird aufbringen müssen. Denn nur durch selbstlos-stolze Hingabe an den Staat kann es das Minus seiner Erdlage ausgleichen, die schlechten Grenzen, die mangelnde Bodenfläche, die mißgünstigen Nachbarn, die konfessionelle Spaltung und das zu junge und zu unsichere Nationalgefühl.

Indem also der Zufall mir in der Entwicklung der Torpedowaffe die erste größere Aufgabe stellte und sich so günstig erwies, daß wir die entsprechenden Leistungen der anderen Marinen überholten, bekam ich nebenbei auch einigen Einblick in den Gedankenkreis eines technischen Fabrikdirektors. Doch war ich froh, als das Problem des Torpedoboots mich wieder auf mein natürliches Feld, die Taktik, führte. In meiner Entwicklung hat sich die Linie vom Technischen über das Taktische zum Organisatorischen mehrfach wiederholt.

Stosch war Gegner der Torpedoboote, die in England schon gebaut wurden. Als ich aber im Jahre 1882 in seinem Auftrag das erste Manöver ausgearbeitet hatte, fiel es mit unseren damaligen schlechten Versuchsbooten immer noch so günstig aus, daß Stosch für die Torpedoboote Interesse gewann. Caprivi, der im Torpedoboot ein seinem strategischen Grundgedanken entsprechendes Mittel erkannte, beauftragte mich dann, das Torpedobootswesen zu entwickeln. Die Ansichten schwirrten durcheinander. Die einen wollten kleine Küstenboote. Ich forderte seefähige Fahrzeuge, die in der Nordsee schlagen könnten. Der Kampf für Hochseefahrzeuge gegen den Küstenschutzgedanken zieht sich durch mein ganzes Wirken bis zum Ubootsbau.

Noch bevor die bei verschiedenen deutschen und englischen Firmen bestellten Modellboote fertig waren, beauftragte mich Caprivi, im

Sommer 1884 mit den älteren Booten eine geeignete Taktik zu entwickeln. Jetzt, wie später in den Neunziger Jahren bei der taktischen Arbeit mit Großschiffen, ging also der taktische Aufschwung dem schwerfälligeren technischen voraus.

Im Jahre 1886 begründete Caprivi die Torpedoinspektion, deren Leitung er mir übertrug. Als neu ernannter Inspekteur hatte ich mich mit anderen Offizieren beim alten Kaiser zu melden. Er redete mit den Einzelnen so freundschaftlich und väterlich, daß es jeden aufs wärmste berührte. Zuletzt trat er in die Mitte, wobei seine Haltung ungezwungen eine königliche wurde, und erinnerte uns in ernstem Ton an unsere Pflicht. So schlicht alles war, griff es ans Herz; man fühlte die Denkart dieses Mannes, der in allem, was er tat, nur den Staat vor Augen hatte. Man konnte sich für ihn in Stücke hauen lassen.

Im Jahr 1887 fuhr Prinz Wilhelm, der spätere Kaiser, zum Jubeläum seiner Großmutter nach England, wo man ihm, wohl schon wegen des Arztestreits um seinen Vater, schlecht aufgenommen hat. Ich führte die Torpedoflotte, die den Prinzen begleitete und überflüssigerweise den Engländern vorgeführt werden sollte. Da lernte ich den Prinzen kennen, der mit leidenschaftlichem Interesse in alles Technisch-Maritime hineinsprang.

Ein Jahr darauf gab Caprivi die Geschäfte des Chefs der Admiralität an Graf Monts ab. Dieser hegte gegen alles Torpedowesen unverhohlene Abneigung, die übrigens fast allen älteren Offizieren damals eigen war, teils aus einer natürlichen Ablehnung des Neuen, teils wohl deshalb, weil nach ihrer Auffassung jüngere Offiziere dabei zu früh in selbständige Kommandantenstellungen kamen. Jedenfalls erklärte Graf Monts bei der ersten Inspizierung der Flotte das Ganze als Paradestück, das für die Front unverwendbar wäre.

Ich bat darauf beim Kabinettschef einerseits um ein Bordkommando, andererseits darum, daß dem Grafen Monts bei seinen Bestrebungen gegen die Torpedowaffe einige Zurückhaltung auferlegt werden möchte. Meinem Gesuche entsprechend wurde ich zum Kommandanten S. M. S. „Preußen“ ernannt.

Die elf schönsten Jahre meines Lebens habe ich im Torpedowesen verbracht, auf „unseren schwarzen Gesellen“, der wilden verwegenen Jagd. Mit unseren unübertrefflichen Mannschaften verband uns Draufgängerlust und gegenseitige Kameradschaft in Sturm und Gefahr. Wir

Offiziere vom Torpedowesen bildeten ein Korps im Korps, dessen einheitlicher Geist von anderer Seite anerkannt, aber auch beneidet und bekämpft worden ist.

Viertes Kapitel

Taktische Arbeit und Flottenpläne

1

Nachdem ich von 1889 bis 1890 im Mittelmeer die „Preußen“ und dann die „Württemberg“ kommandiert hatte, sollte ich Oberverftdirektor werden, wurde aber infolge einer Bemerkung des Reichskanzlers v. Caprivi, ich müßte in einer Laufbahn gehalten werden, die mich besser für verantwortliche Stellen vorbereite, vom Kaiser im Herbst 1890 zum Chef des Stabes der Ostseestation ernannt.

In dieser Stellung blieb ich bis zum Januar 1892, wo ich als Chef des Stabes in das Oberkommando nach Berlin berufen wurde.

Von allen Seeoffizieren hatte ich damals wohl die gründlichste taktisch-strategische Lehrzeit hinter mir. Geschichtliche Studien haben mich stets angezogen; die antike und moderne Seekriegsgeschichte war mir früh vertraut, und zwar suchte ich bei der Geistlosigkeit der Darstellungen nach Möglichkeit die ursprünglichen Quellen auf. Die Landkriegsgeschichte pflegte ich nicht nur aus Neigung, sondern auch um tiefere psychologische Erkenntnis für das eigene Fach zu schöpfen. Ich habe wohl alles Wesentliche gelesen, was über Friedrich den Großen, die Freiheitskriege, 1866 und 1870 geschrieben ist.

Von vornherein war mir die Notwendigkeit klar, die Flottenausbildung kriegsmäßiger zu gestalten. Dazu mußte vor allem eine entsprechende Organisation der Flotte geschaffen und mit der kurzen Sommerindienststellung zu gunsten dauernder Indienststellung der Schiffe gebrochen werden. Man war damals im Reichsmarineamt an der Arbeit, in falscher Anlehnung an die Armee die ganze Flotte in einer Weise zu formieren, welche den Schwerpunkt der Marine an Land ver-

legte. Ich verhinderte dies, denn nur mit ständigen Formationen, die im Frieden so führen und zusammengesetzt waren, wie im Kriege, war es auch möglich, die Flotte taktisch auszubilden.

Zunächst hoben wir die Einzelausbildung der Schiffe und gingen dann stufenmäßig weiter. Es war menschlich, daß dieser Eingriff von oben her von den Kommandanten und dem Geschwaderchef nicht angenehm empfunden wurde, und ich führte den Spitznamen „Meister“. Gegen den Herbst hin zogen wir alles, was wir an Schiffen in der Heimat aufbringen konnten, zu einer Übungsflotte zusammen, die unter dem persönlichen Befehl des Oberkommandos operierte. Indem wir sie ohne Rücksicht auf die Schiffsart zu Schlachtkörpern formierten, vereinigten wir Mengen von Schiffen, wie sie noch niemals zusammen geübt hatten. Man konnte auch hier sagen, daß Menschen fochten, nicht Schiffe. Denn die Flotte war ja so klein, daß wir nur durch das Zusammenschrapen der Schulschiffe, Versuchsschiffe, Minensuchschiffe und anderer Simulaker größere Gefechtsbilder zustande bringen und Parteien gegeneinander manövrieren lassen konnten.

Nun begann das Operieren im größeren Verband. Dabei fiel eine Reihe von bis dahin wert gehaltenen Exerzierformationen ohne weiteres hinweg, auch Keil und Karré. Wir fanden 1892/4 unsere Lineartaktik. Dabei kam es darauf an, den Gegner, wie immer er sich bewegte, auf der Mitte unserer Linie zu halten. Wir fanden ferner unsern Geschwadergrundsatz. Bisher hatte keinerlei Theorie der Seeschlacht und keine Klarheit darüber bestanden, welche Schiffsmenge die kampfkraftigste Geschwadereinheit abgäbe. Mit Rücksicht auf das Wesen der Lineartaktik einerseits, den Erfolg unserer intensiven Ausbildungsarbeit andererseits durften wir als günstigste Norm für die in einer Linie fechtenden Verbände die Zahl von acht Schiffen aufstellen; beim Vorhandensein von mehr Schiffen wurden mehrere Geschwader gebildet, die in einer Kombination von Linien kämpfen sollten. So erwuchs aus der Taktik eine neue Organisation, die auf das Flottengesetz nachmals bestimmend eingewirkt hat. Auf Grund unserer Ergebnisse habe ich auch den alten Namen „Linien Schiff“ wieder in die Kriegsmarine eingeführt.

Bald nach uns sind alle Marinen zu einer Art von Lineartaktik übergegangen und haben unsern Geschwadergrundsatz übernommen. So mag es die Heutigen befremden, daß zu Anfang der Neunziger Jahre

noch keine Flotte der Welt klare Grundsätze vertrat, daß z. B. die Frage „Reil und Karré“ in der damaligen Fachliteratur noch eine erhebliche Rolle spielte; während doch schon der Athener Phormio mit seiner Linie die nach Landbegriffen auch zur See Karré bildenden Spartaner unter Brasidas besiegt hatte. Während wir auf dem „kleinen Exerzierplatz“ vor der Kieler Förde diese Dinge empirisch fanden, entwickelte sie gleichzeitig theoretisch aus der Geschichte der amerikanische Admiral Mahan, den ich später, als ich sein Buch kennen lernte, auf dies seltsame Zusammentreffen hinwies.

Die Engländer schienen mir damals in der Taktik sehr zurück zu sein, wovon der Tryon-Prozeß infolge des Unterganges der „Victoria“ eine Vorstellung gab. Die Engländer hatten eben die Taktik nicht nötig. Die Schlacht von Trafalgar hatte jeden Wettbewerb in der Seegewalt ausgeschaltet, und so stand von da an der Seekrieg, wie in der Praxis, so auch in der theoretischen Fortbildung still, während zu Lande das Gleichgewicht der Mächte die Kriegswissenschaft rege erhielt. Mit ihrer erdrückenden Übermacht konnte die britische Flotte jeden Gegner so oder so zusammenschießen. In einer solchen Lage waren wir nicht. Durch unser Beispiel wurden dann freilich auch die Engländer gezwungen, zu arbeiten und den Seekrieg geistig wieder zu durchdringen. Zunächst haben sich die Engländer noch wenig um die kleine deutsche Flotte gekümmert. Erst durch Dienstschriften, die gestohlen waren oder von einem gesunkenen Torpedoboot stammten, sind die Engländer auf unsre Arbeit aufmerksam geworden. Seit etwa 1896 begann in der britischen Marine das Gefühl, daß wir Gegner seien, und seit sie uns so ansahen, haben sie uns auch studiert und namentlich im Manöver ähnliche Wege eingeschlagen. Sie werden es nie eingestehen, daß sie in dieser Hinsicht bei uns in die Schule gingen; es ist aber so, und wir waren uns auch schon damals bewußt, daß die britische Flotte den neuen Geist ihrer Entwicklung durch uns bekommen hat. Es war ein Abbild der deutschen Stellung in der Welt, daß eine Marine, die noch so gut wie keine Schiffe besaß, methodisch führte. Wir mußten entweder Schiffe nachbauen oder unsre Gedanken Fremden leihen. Wir haben gebaut, und waren an Güte der Schiffe wie der taktischen Leistung, nur nicht an Masse, auch im Weltkrieg noch den Engländern überlegen, obwohl da die Zeit ihrer taktischen Erstarrung und ihrer unklaren Manöver längst vorüber war.

Jene Jahre umfassen meine beste Leistung, die Erfüllung der Flotte mit militärischem Gehalt. Aber dem taktisch-strategischen Teil meines Lebenswerks fehlt, wie allen übrigen, der Stempel des letzten Erfolges. Das unbegründete Prestige der britischen Flotte hat den an der Spitze Deutschlands stehenden Männern den Mut geraubt, zu Anfang des Kriegs, als die deutsche Flotte die besten Aussichten hatte, sie um den Sieg kämpfen zu lassen. Die Schlacht vor dem Skagerrak ist, durch Dunkelheit unterbrochen, nicht bis zu Ende durchgeschlagen worden, in welchem Falle sie nach meiner Meinung Aussicht darauf geboten hätte, der Weltgeschichte ein anderes Antlitz zu geben. Der deutschen Flotte ist das bitterste Schicksal zuteil geworden, und mir blieb es versagt, mit ihr hinauszufahren.

2

Aus den taktischen Erkenntnissen ergab sich von selbst eine bestimmte wünschenswerte Zusammenstellung von Schiffsmaterial. So verdichtete sich unsre in „Dienstschriften“ niedergelegte Oberkommando-Tätigkeit auch in konkreten Vorschlägen für den Bau einer Hochseeschlachtflotte. Als ich später aus Ostasien zurückkam und das Staatssekretariat übernahm, gab ich auf die Frage: „was bringt man im Reichstag ein?“ zur Antwort: „das, was die neunte Dienstschrift enthält“.

Trotz der taktischen Ergebnisse der Dienstschriften und ihrer Anerkennung durch den Kaiser arbeitete das Reichsmarineamt unter Hollmann noch auf den Kreuzerkrieg hin, drängte auch den Kaiser in dieser Richtung und vertrat dieselbe Anschauung im Reichstag, allerdings ohne System, sodaß der Reichstag nach wie vor nicht sehen konnte, wo hinaus die Marine wollte.

Wegen fachlicher Meinungsverschiedenheiten mit dem Marineamt, die sich hieraus ergaben, erbat ich Herbst 1895 meine Abkommandierung von Berlin und trat für die nächsten Monate zur Verfügung des Chefs der Ostseestation. Als im Dezember 1895 das Oberkommando eine Denkschrift über Flottenbaupläne ausgearbeitet hatte, erhielt ich vom Kaiser Befehl, mich unmittelbar dazu zu äußern. Um die Jahreswende reichte ich einen schriftlichen Bericht ein, den ich auch mündlich zu erläutern Gelegenheit hatte.

Zwei Gedankengänge bildeten sich damals in mir heraus: die taktische Notwendigkeit einer Schlachtflotte, wenn wir überhaupt auf

Seegelung losstrebten und mit Zweck und Nutzen Schiffe bauen wollten; und die politische Notwendigkeit, für die unaufhaltsam und reißend anwachsenden deutschen Seeinteressen eine sie schützende Flotte zu schaffen. Die Flotte erschien mir niemals als Selbstzweck, sondern stets als eine Funktion der Seeinteressen. Ohne Seemacht blieb die deutsche Weltgeltung wie ein Weichtier ohne Schale. Dem Handel mußte die Flagge folgen, wie das andere, ältere Nationalstaaten längst begriffen hatten, als es bei uns erst zu dämmern begann; wie die *Fortnightly Review* 1893 bündig und richtig geschrieben hatte: „Der Handel erzeugt entweder eine Marine, welche stark genug ist, ihn zu schützen, oder er geht in die Hände von fremden Kaufleuten über, welche solchen Schutz genießen.“

Eine gewisse Sorg- und Ahnungslosigkeit, das Vorherrschen innerer wirtschaftlicher und sozialer Händel verdunkelten der Masse des deutschen Volks noch diese Notwendigkeit. Der Kaiser hatte sie erkannt, wozu ihm sein häufiger Aufenthalt in England, wo er sich wie seine Geschwister halb zuhause fühlte, dienlich war. Indessen wurde das Bestreben des Kaisers, den Sinn für Marineentwicklung zu wecken, beeinträchtigt durch seine Neigung zu geräuschvollem und verfrühtem weltpolitischem Auftreten, durch die vom Volk durchgespürte Schwierigkeit für ihn, sich in der Welt der Wirklichkeiten zu bewegen. Der Flottengedanke wurde im Volk noch vielfach mit Mißtrauen aufgenommen. Die Deutschen spürten, verwöhnt von dem Glück, in das die Bismarcksche Reichschöpfung und das plötzliche Umsichgreifen unserer so lange zurückgestauten wirtschaftlichen Tüchtigkeit uns versetzt hatte, noch nicht genügend, daß unsre Entfaltung auf dem breiten Rücken des britischen Freihandels und der britischen Weltherrschaft sich auf Widerruf vollzog. Dem Wachstum unsrer Industrie verdankten wir das Wachstum unsrer physischen und materiellen Stärke. Wir nahmen jährlich fast um eine Million Menschen zu, das heißt gewannen auf dem unveränderlich engen Spielraum der heimischen Scholle alljährlich etwas, das dem Zuwachs einer Provinz gleichkam, und dies alles beruhte auf der Aufrechterhaltung unsres Ausfuhrhandels, der mangels eigener Seemacht ausschließlich vom Belieben der Fremden, d. h. der Konkurrenten abhing. Wir mußten nach Bismarck „entweder Waren ausführen oder Menschen“, und es handelte sich bei dem Entschluß, Seemacht zu bilden, letzten Endes um nichts anderes als um den

Versuch, eine sich nicht in eignen Siedelungskolonien, sondern in heimischen Werkstätten vermehrende Bevölkerung deutsch zu erhalten.

Es war die Frage, ob wir nach der fast schon vollendeten Aufteilung der Erde nicht zu spät daran wären; ob überhaupt jene Entfaltung, der wir unsern Rang unter den Großmächten verdankten, künstlich und auf die Dauer unhaltbar wäre, ob dem raschen Aufstieg nicht ein furchtbarer Niederschlag folgen müßte. Die leicht zuzuschlagende „Offene Tür“ war für uns dasselbe wie für die übrigen Weltmächte ihre weiten Flächen und unerschöpflichen Naturschätze. Dies und dazu unsere eingezwängte und gefährdete festländische Lage bestärkte mich in der Überzeugung, daß keine Zeit zu verlieren wäre, um den Versuch der Seemachtsbildung zu beginnen. Denn nur eine Flotte, welche Bündniswert für andere Großmächte darstellte, also eine leistungsfähige Schlachtflotte, konnte unserer Diplomatie dasjenige Werkzeug an die Hand geben, das, zweckentsprechend genützt, unsere festländische Macht ergänzte. Historisch interessant ist vielleicht, daß auch Prinz Friedrich Karl — der erste Soldat der Armee, wie ihn Caprivi bezeichnet — diesen Gedanken voll erfaßt und mir gegenüber ausgesprochen hat. Ziel mußte sein die Errichtung einer Mächtekonstellation zur See, die Schädigungen und Angriffe auf unsere wirtschaftliche Blüte unwahrscheinlich machen und den trügerischen Glanz unserer damaligen Weltpolitik zu einer wirklich selbständigen Weltstellung umwandeln würde.

Mitten in diese Zeit waren Jamesons Freischärlerzug gegen die Burenrepublik und die Krügerdepesche hereingepoltert. Der englische Ausbruch von Haß, Neid und Wut gegen Deutschland, welchen die Krügerdepesche auslöste, hat mehr als irgend etwas Anderes dazu beigetragen, breiteren Schichten des deutschen Volkes über unsere wirkliche Lage und die Notwendigkeit des Flottenbaues die Augen zu öffnen.

Während aber die deutsche öffentliche Meinung der Krügerdepesche zujubelte und sich in den nächsten Jahren in immer wiederholten Scheltensfeldzügen gegen England Luft machte, hielt ich die Krügerdepesche selbst und alle später folgenden Herausforderungen Englands für bedauerlich und gefährlich. Es verriet sich in ihnen weitgehende Verkennung Englands, seiner Macht und unserer Ohnmacht. Der ohnehin schwierige, weil verspätet unternommene Versuch der Seemachtsbildung wurde dadurch weiter gefährdet, wenn auch Englands damalige Isolierung und seine eigenen Schwierigkeiten mit den Buren die Gefahrenzone, durch

die wir beim Flottenbau hindurchmußten, zunächst den Blicken verdeckten.

Ich stehe noch heute auf dem Standpunkt, daß der Versuch gar nicht unterbleiben konnte, durch den Bau einer Flotte uns zur wirklichen weltpolitischen Freiheit hindurchzuarbeiten. Dem deutschen Volk wird es in den auf den Weltkrieg folgenden Jahrzehnten nicht erspart bleiben, die Gegenprobe zu erleben und zu erfahren, was es heißt, dem Be-
 lieben der Angelsachsen ausgesetzt zu sein. Wer freilich davon überzeugt ist, wir seien von Natur oder infolge unfres geschichtlichen Zusätz-
 kommens überhaupt ungeeignet, Seemacht zu bilden, und hätten uns
 infolgedessen von vornherein in die britische Vormundschaft fügen sollen,
 der muß zu einer Beurteilung meiner damaligen Gedankengänge ge-
 langen. Wenn ich nicht den Glauben an die große Zukunft des deutschen
 Volkes auf der Erde gehabt hätte, würde ich nicht die Kraft besessen
 haben, ihm eine Flotte zu bauen. Insofern habe ich mich vielleicht ge-
 täuscht, wenn ich auch überzeugt bin, daß bei einer Politik der größeren
 Vorsicht einerseits, der größeren Tatkraft anderseits dieser Versuch, zur
 weltpolitischen Freiheit durchzudringen, gelungen wäre. Auch noch im
 Weltkrieg hatten wir bei anderer Führung wohlbegründete Aussicht, uns
 zu behaupten. Wollte man aber die Flotte nicht bauen und von den
 Neunziger Jahren ab den Weg des Verzichtes beschreiten, dann hätten
 wir auch Handel und Industrie freiwillig zurückschrauben, unsre Aus-
 wanderung wieder in Fluß bringen und unsre Auslandsinteressen ver-
 kümmern lassen müssen. Dann hätten wir, wie Lichnowsky sagt, den
 „Angelsachsen und den Söhnen Jahwehs“ das Feld überlassen und
 uns mit dem alten Ruhm begnügen müssen, das Salz der Erde, der
 Völkerdünger zu sein. Eine Illusion aber war und ist es zu glauben,
 die Engländer hätten uns im Zustand der Flottenlosigkeit etwa mehr
 geschont und unsern wirtschaftlichen Auftrieb ungehemmt sich weiter
 vollziehen lassen. Sie hätten uns dann wohl schon früher Halt ge-
 boten. Darüber konnte sich, wer die Engländer kannte, nicht im Zweifel
 sein. Die Vernichtungsrufe in der englischen Publizistik der Neunziger
 Jahre waren bei weitem nicht das einzige Anzeichen dafür, daß der un-
 bequeme, aber ohnmächtige deutsche Wettbewerber bei der ersten sicheren
 Gelegenheit niedergeschlagen werden würde. Der Deutsche, der gut-
 gläubig es für sein Recht hielt, sich friedlich auf der Welt auszu-
 breiten und allerorten namentlich den englischen Einfluß zu überflügeln,

versetzte sich im Allgemeinen nur ungenügend in das Gefühl der älteren Besitzer, die in uns den Eindringling erblickten; auch von der eigentümlichen Zusammensetzung der englischen Macht, von ihrer Fähigkeit, mit geistigen und materiellen Machtmitteln das Deutschum einzufesseln, hatte man bei uns eine ganz unzulängliche Vorstellung, bis der Weltkrieg die Wirklichkeit enthüllte.

Fünftes Kapitel

Tsingtau

1

Zu Ostern 1896 erhielt ich meine Kommandierung als Chef der ostasiatischen Kreuzerdivision und damit das Glück, vor Übernahme des Reichsmarineamts und Inangriffnahme des Flottenbaues noch einmal einen Blick in die überseeischen Interessen des Deutschland zu tun. Ich nahm aus Berlin den Auftrag mit, an der chinesischen Küste einen Platz auszufuchen, wo Deutschland einen wirtschaftlich-militärischen Stützpunkt errichten könnte.

An der Aufschließung Chinas für den Welthandel beteiligte sich deutsche Arbeit an führender Stelle, durfte aber bei der Mandschuregierung auf kein besonderes Verständnis dafür rechnen, daß Deutschland ein freundschaftliches Interesse an der Aufrechterhaltung der chinesischen Unabhängigkeit besaß. Der Mangel eines Stützpunktes schob uns, von allem andern abgesehen, schon darum in's Hintertreffen, weil der einzige Machtfaktor, der die deutsche Arbeit schützte und auf die fremdenfeindlichen Behörden Eindruck machte, unser fliegendes Geschwader, mit Sein oder Nichtsein von den Hongkonger Docks und damit von der britischen Gnade abhing. Sollte der deutsche Handel immer mehr aufhören, ein Zwischenträger zwischen englischen und chinesischen Erzeugnissen zu sein, und deutsche Waren auf den asiatischen Markt werfen, so bedurfte er ebenso wie unser Geschwader eines eigenen Hongkongs.

Die drei mir aufgegebenen Orte waren Amoy, ein dichtbevölkertes Inselchen mit Vertragshafen nordöstlich von Hongkong, die nördlich davon gelegene öde Samfahucht und die Tschusaninseln an der östlichen Spitze Chinas bei Schanghai. Tsingtau (Kiautschou), von dem auf Grund Nictzhofenscher Empfehlung früher einmal die Rede gewesen war, wurde mir als „fallen gelassen“ bezeichnet, weil es zu

weit nördlich und außerhalb der großen Handelsstraße läge; auch mein Amtsvorgänger hatte 1895 Tsingtau für unbrauchbar erklärt. Außerdem wurden Auswärtiges Amt und Reichsmarineamt bei ihrer Vorliebe für Amoy durch politische Gründe bestimmt; man fürchtete nämlich russischen Einspruch gegen eine Festsetzung im Norden, während auf die Tschusaninseln ein britisches Vorkaufsrecht bestand.

Eingehende Ermittlungen und Beobachtungen an Ort und Stelle brachten mich jedoch immer mehr zu der Überzeugung, daß Tsingtau für uns der gegebene Platz war; in eingehenden Berichten habe ich diese Stellungnahme begründet. Bekanntlich hat dann mein Nachfolger, Admiral v. Diederichs, die deutsche Flagge dort gehißt.

2

Die Form der Pachtung hatte ich mir schon in Ostasien so zurechtgelegt, daß sie möglichst wenig nach gewaltsamem Eingriff ausah und den Chinesen erlaubte, das Gesicht zu wahren; zuletzt habe ich den Pachtvertrag in Berlin gemeinsam mit Herrn v. Holstein aufgesetzt. Als Staatssekretär des Reichsmarineamts fiel mir nunmehr von 1898 ab die innere Eroberung des Neuerworbenen, die Rechtfertigung unseres Schrittes durch friedliche Kulturarbeit zu; es galt, mit mäßigem Kapitalsaufwand Werte zu wecken, deren Vorhandensein die Chinesen selbst nicht ahnten, und mit großem Zug in kleinem Rahmen zu zeigen, wozu Deutschland imstande wäre. Die sechzehn Jahre unserer Arbeit in Tsingtau, Torso geblieben und einer noch weit größeren Entwicklung, die wir vor uns hatten, für immer beraubt, haben sich der fremden Erdhälfte unverwischbar eingeprägt. Im Vergleich mit dem 55 Jahre älteren britischen Hongkong war die Entwicklung des öden Fischerortes zu einer Stadt von 60 000 Einwohnern und wichtigem Hafenplatz trotz erschwertem Wettbewerbe geradezu stürmisch und doch in jeder Hinsicht gesund.

Die Größe des Gebiets war genau für unsere Bedürfnisse umschrieben. Ich empfahl, nur soviel zu nehmen, wie für künftige Befestigung und Ausbreitung der Siedlungs- und Fabrikanlagen erforderlich war. Das ganze Pachtgebiet wurde von uns enteignet. Ich hatte in Ostasien die großen Nachteile kennen gelernt, die eine schrankenlose Bodenspekulation in den dortigen europäischen „Settlements“ mit sich gebracht hatte. Eine Frage, die ja auch in der Heimat des Studiums

wert ist. Wir mußten uns für Tsingtau sofort entschließen. Ich kaufte daher den Leuten das Land zum damaligen Werte ab, vielleicht auch um eine Kleinigkeit teurer, um sie zufrieden zu stellen, was in Anbetracht der vorauszusehenden Wertsteigerung keine Bedeutung hatte. Die Leute konnten vertraglich auf dem Boden bleiben, solange sie wollten und wir das Land nicht brauchten. Außerdem hatten wir noch einen erweiterten Kreis um Tsingtau, die sogenannte neutrale Zone, durch welche wir Truppen marschieren lassen konnten, sodaß wir bei den Unruhen in Schantung unsere Hand über die nächste Umgebung gehalten haben.

Daß Tsingtau nicht dem Kolonialamt unterstellt wurde, habe ich grundsätzlich durchgesetzt. Die Sache mußte, wenn sie gedeihen sollte, in einer Hand bleiben. Die Marine hatte unmittelbare militärische Interessen dort, ferner Unterkunftsnotwendigkeiten, Docks, den Hafen usw. Reibungen mit einer besonderen Kolonialverwaltungsbehörde wurden besser vermieden. Da wir die Verantwortung für den ostasiatischen Stützpunkt übernommen hatten, war ich der Ansicht, daß wir geeigneter seien, auch die wirtschaftliche Entwicklung voranzutreiben. In demselben Sinne freilich, wie ich in meinem Brief an Stosch die Verknüpfung aller Secinteressen in der Hand des Reichsmarineamts nur für zeitweilig wünschenswert erklärte, bis sich diese Interessen zu voller Kraft ausgewachsen haben würden, so hielt ich es für möglich, daß auch Tsingtau, wenn es einmal „fertig“ war, sich selber von der Marine ablösen würde. Aber der Zeitpunkt dazu war noch nicht gekommen. Die Reichsbürokratie war diesem eigenen Reich der Marine nicht unbedingt freundlich gesinnt. Das Auswärtige Amt zeigte eine gewisse Eifersucht; der schleunigst nach Tsinanfu gesetzte Konsul sorgte dafür, daß unser Einfluß nicht nach Schantung übergriffe.

Ich teile in wesentlichen Stücken Carl Peters' Urteil über unsere ursprüngliche Kolonialbureaucratie. Ihr anfängliches Versagen ist doppelt bedauerlich, weil der Deutsche als solcher das Zeug zum Kolonisationsator in hohem Grade besitzt. Auch versteht er es, die Eingeborenen zu befriedigen. Ich erinnere daran, daß Lettow-Vorbeck bei seinem Übertritt auf portugiesisches Gebiet von den Eingeborenen als Befreier begrüßt worden ist. Unsere Kolonien hätten sich jedenfalls in mancher Hinsicht günstiger entwickelt, wenn sie anfänglich mit militärischen Heimatsbehörden vereinigt gewesen wären. Für die Marine selbst wäre das natürlich eine zu große Belastung geworden. Erst wenn

einmal das Flottengesetz fertig ausgeführt war, wollte ich meinem Nachfolger die Aufgabe hinterlassen, dem Bau von Stützpunkten näher zu treten. Vom Kolonialamt wurden diese nicht beachtet, und doch waren sie Vorbedingung für die Entwicklung eines etwa notwendig werdenden Kreuzerkriegs und vor allem für die Verknüpfung des überseeischen Deutschland. Aber was hätte man, hiervon abgesehen, z. B. für die Verteidigung von Deutsch-Ostafrika mit leichter Mühe tun können, wenn man sich im Frieden mehr darum gekümmert hätte! Die Marine hat ja auch für die anderen Kolonien Arbeit und Blut gegeben. Für Tsingtau hatten wir nun eine große Reihe von Technikern und Beamten zur Hand, die wir aus dem großen Topf der Marine nehmen und ohne weiteres dahin zurückgeben konnten, falls sie sich als ungeeignet erwiesen, während das Kolonialamt nur ein bürokratisches Kopfstück war. Wir waren imstande, den Hafen, die Stadt, die Anlagen usw. selber zu bauen. Unsere Mannschaften haben im Pachtgebiet überall gearbeitet; wir konnten die Marinewehrpflicht beibehalten und was wir an Truppen dort brauchten (ein Seebataillon) war von vornherein den Marineverhältnissen angepaßt; wir hatten Ärzte, die schon tropengewöhnt und geübt waren, Lazarette einzurichten usw. So fühlten wir uns nicht bei jedem Schritt durch Reichsschatzamt und Reichstag geknebelt, wie es beim Reichskolonialamt der Fall gewesen wäre.

In früheren Tagen war ein starker Handel nach der Kiautschoubucht gegangen, der mit dem Versanden des Hafens eingeschlafen war. Da wir innerhalb der gegen schweren Seegang geschützten Bucht Felsenriffe zum Ausbau eines Binnenhafens benutzen konnten, wurde dieser mit verhältnismäßig geringen Kosten gebaut. Dann wurden Kaianlagen und Docks geschaffen, die wir beliebig hätten vergrößern können. Tsingtau fing an, ein Einfuhrplatz für das in China stark gebrauchte Petroleum der Sunda-Inseln zu werden. Ein großartiger Aufschwung des Ortes war allein schon durch die Schantungkohle, einen in Ostasien sehr begehrten Gegenstand gegeben. Der eigene Kohlenplatz im Schutzgebiet war von grundlegender Wichtigkeit. Gerade als der Krieg ausbrach, war für Tsingtau auch die Verhüttung der Erze gesichert, die in Poschan gegraben werden. Ich habe dies durchgesetzt, weil Tsingtau in unserer absoluten Herrschaft vor örtlichen Unruhen geschützt war. Das zu errichtende Eisenwerk mit Stahl- und Walzwerk ermöglichte die Ansiedlung von Industrieunternehmungen. Keine Eisenhütte in ganz Ostasien

und Westamerika hatte ähnliche Aussichten; der Eisen- und Stahlmarkt dort wäre in unsre Hand übergegangen, und die in diesem Grad erweiterte wirtschaftliche Bedeutung Deutschlands mußte unsere politische Stellung heben und auf alle übrigen deutschen Ausfuhrzweige zurückwirken.

Die Wertsteigerung Tsingtaus war auch deshalb zu erwarten, weil an der ganzen näheren Küste kein einziger natürlicher Hafen lag und die Möglichkeit einer günstigen Eisenbahnverbindung Tsingtau zur Ausgangsbucht für Peking machen mußte, ja sogar, was ich zuerst noch nicht übersah, für die Linie nach Moskau über Irkutsk, wodurch die beste Verbindung von Europa nach Ostasien nebst Australien entstand. Die Schantungbahn erschloß das vernachlässigte Hinterland Tsingtaus. Wir standen vor unbegrenzten Möglichkeiten wirtschaftlicher Blüte.

Die Aufstände in China zwangen uns, den sogenannten Boxerschutz durchzuführen, die Umwallung des Stadtgebiets in einer Länge von fünf Kilometern von Wasser zu Wasser. So vermieden wir die unmittelbare Nachbarschaft mit China und beseitigten das Eindringen der Unruhen in unsre Nähe zur großen Befriedigung der reichen Chinesen, die mit Vorliebe nach Tsingtau strömten. Die Chinesen wurden im Gegensatz zu Hongkong in einem besonderen Viertel angesiedelt, ein Zugeständnis an die Europäer, das wir allerdings mit Rücksicht auf die wohlhabenden Chinesen vielleicht nicht hätten durchhalten können. Die Eingeborenen hatten bald Zutrauen zu unserer Gerichtsbarkeit; ihre Stadt, der wir in hohem Maße Selbstverwaltung ließen, blühte auf.

Das Klima war verhältnismäßig gut; es entwickelte sich ein großes Badeleben. Fieber und Typhus haben wir durch ein Wasserwerk erfolgreich bekämpft und die Seuchen, die China von Zeit zu Zeit verheeren, durch die gesundheitliche Überwachungslinie an der Boxerstellung ferngehalten. Den Gesundheitszustand verbesserten wir auch durch großzügige Aufforstungen. Unsre Bewaldungsanlagen wurden ein Beispiel für ganz China, wo man bis dahin nicht geglaubt hatte, daß man entwaldetes Land wieder aufforsten könnte. Die Chinesen hatten den Wald bis auf den letzten Halm abgekrakt, und die Regenperiode legte große Wildschluchten ins Land. Auch uns gelangen die Waldungen auf dem humusentblößten Gelände im Anfang nur mit Mühe. Ihr schließlicher Erfolg ermöglichte auch andere Anpflanzungen. Dieser Waldschutz imponierte den Chinesen so, daß sie die Sache eifrig studierten. Wir legten

Baumschulen an und unterwiesen die Einheimischen, mit denen wir auch hierdurch in ein immer besseres Verhältnis traten. Rings in der Gegend lehrten wir auch das Skulieren der Obstbäume, das den Chinesen noch fremd war; sie kamen in Massen, um sich die Pfropfreiser von uns zu holen; die Obstkultur Schantung nahm zu. Das erste moderne Schlachthaus Ostasiens, das wir in Tsingtau errichteten, begann uns zu Fleischexporteuren zu machen.

Wir bemühten uns, mit den Chinesenbehörden gut zu stehen; die Vernünftigen unter ihnen gelangten immer mehr zu der Überzeugung, daß die Besetzung Tsingtaus ein Segen für sie war. Die Chinesen haben uns anerkannt und sind zusehends mehr zu uns gekommen. Vielleicht weil sie selbst ein altes Kulturvolk sind, haben sie begonnen, uns höher zu stellen als die Angelsachsen. Ich bin nicht der Meinung, daß wir vor dem Kriege irgendwie an tatsächlichen Leistungen hinter den Angelsachsen zurückblieben, auch nicht in kolonialisatorischer Hinsicht, nicht einmal in Afrika, wo die Verwaltung nur vielleicht etwas großzügiger hätte verfahren sollen. Ich möchte nicht annehmen, daß wir den Angelsachsen irgendeine Weltmission zuerkennen sollten, die wir nicht selbst wahrscheinlich besser vollbracht hätten, wenn nur die materielle Grundlage geschaffen war. Der Deutsche hatte ja noch etwas vom Emporkömmling, er stand an Selbsthilfe hinter dem Angelsachsen zurück. Aber es war alles so ordentlich und gediegen bei uns, es waren trotz manchen auf den Schein und den Augenblick befohlenen Anordnungen von oben, im Ganzen Leistungen, die sich selbst durchsetzten auch auf Gebieten, welche die Engländer als ihre Domäne ansahen, wie das Kolonisieren, weil bei uns noch der deutsche Fleiß dahintersteckte.

Der Aufstieg Tsingtaus jedenfalls war ein Steeple Chase, besonders da es im progressiven Zeitmaß weiterzugehen versprach. Auch die Deutschen Chinas gewöhnten sich mehr und mehr daran, in Tsingtau zu siedeln und die Stadt als Sammlungsplatz des deutschen Wesens anzusehen.

3

Dem Auslandsdeutschtum hatte die Marine ihr Herz geschenkt, seit Stosch von Beginn seiner Tätigkeit an der Flotte das Ziel setzte, die Welt kennen zu lernen und die Deutschen in der Fremde heranzuholen. Wie hatte doch in den Zeiten unserer Machtlosigkeit deren Heimatstolz darniedergelegen! Im Kriege von 1870 hatte im englischen Hongkong

nur ein einziger Deutscher, Herr Siebs von der Firma Siemens es gewagt, sich zu seinem Vaterlande zu bekennen; die meisten hatten es mit Herrn Schwarzkopf gehalten, der sich in einen Mr. Blackhead verwandelte. Im allgemeinen hat sich, von Europa abgesehen, das Deutschtum aus eigener Kraft nur in den lateinischen Staaten Südamerikas gehalten, obwohl das so fehlerhafte v. d. Heydtsche Reskript vom Jahre 1859 die Auswanderung gerade dorthin zugunsten Nordamerikas lahmgelegt hatte, in der Meinung, für das zukünftige Wohl der auswandernden, uns doch verloren gehenden Deutschen väterlich vorzusorgen. Als 1900 im Staatsministerium Graf Bülow vorschlug, dieses Reskript endlich zu beseitigen, sprachen sich noch damals einzelne Stimmen für seine Beibehaltung aus!

Viele Millionen Deutsche, die auswanderten, gingen uns innerlich wie äußerlich verloren und befruchteten unsre späteren schlimmsten Gegner. Ohne vergangne und gegenwärtige deutsche Arbeit hätte die Entente bei weitem nicht das geleistet, was sie uns antat; eine der bitteren Erkenntnisse unsrer Lage.

War das Aufgehen im Amerikanertum bei den Verhältnissen, die unsere Auswanderer dort antrafen, auch an sich unvermeidlich, so entsprang doch die Art und die Schnelligkeit, mit welcher das Aufgeben der eigenen Nationalität sich vollzog, unserem wenig ausgeprägten Nationalgefühl. Mit wehem Gefühl habe ich einen ungeheuren Fackelzug erlebt, den, wenn ich mich recht entsinne, 14 000 ehemalige deutsche Soldaten, alle in guten Jahren, in New York dem Prinzen Heinrich zu Ehren brachten. Wenn bei diesen Leuten gelegentlich die Frage der Nationalität berührt wurde, so war der Ausspruch geläufig: Wir denken an Deutschland als an unsre Mutter, Amerika ist aber unsre Frau, zu der müssen wir stehen. Auch noch weniger freundliche Erfahrungen konnte man drüben machen. Die ideellen Güter, welche die Heimat voraus hatte, wurden vergessen lediglich um der materiellen Vorteile des amerikanischen Lebens willen. In der Harvard-Universität führte mich einmal ein Professor aus guter deutscher Familie, der an einer heimischen Universität Privatdozent gewesen war. Er war erst vor wenigen Jahren herübergekommen, erzählte aber, daß er schon amerikanischer Bürger geworden sei. Die Art, wie er dies aussprach, berührte mich nicht angenehm, und ich benutzte eine passende Gelegenheit, um mich bei der ferneren Besichtigung einem anderen der amerikanischen Herren anzuschließen. Gegen meine Absicht

muß der ehemalige Deutsche doch eine Empfindung von dem Eindruck seiner Mitteilung auf mich empfangen haben, denn er sagte zu dem mich begleitenden Seeoffizier: „Ihr Chef scheint sich gewundert zu haben, daß ich bereits amerikanischer Bürger geworden bin, aber Sie werden es verstehen, ich bin hier früher Professor geworden, als ich es in Deutschland geworden wäre, und da muß ich doch dankbar sein.“ Was der Herr von Deutschland mitgenommen hatte, spielte offenbar keine Rolle mehr. Ich führe solche Beispiele, deren ich viele in Erinnerung habe, nur an, um den Mangel an nationalem Stolz, Gesinnung und Verpflichtung zu charakterisieren, der unserem Volk verhängnisvoll anhaftet.

Bei solchen Erfahrungen und Eindrücken von deutschem Kulturdünger haben mich Feststimmungen und Denkmalsenthüllungen, die bei uns nicht fehlten, immer mehr kalt gelassen. Die zehn Millionen Nordamerikaner deutscher Abkunft haben gemäß ihrem von der Heimat mitgebrachten Nationalcharakter Deutschland zugrunde gehen lassen, ohne einen Finger zu rühren. Wie andere Rücksicht erzwingen sich die Irländer, und doch wird man nicht behaupten wollen, daß Irland seinen auswandernden Kindern mehr Kulturwerte mitgegeben habe als Deutschland. Mit Schmerz habe ich im Tabernakel der Mormonenstadt rings um mich schwäbeln gehört und vernehmen müssen, wie ein Missionar, der in das „Land der Heiden“ geschickt wurde, um Bekehrungen vorzunehmen, gewisse Gegenden Deutschlands als besonders fruchtbar für seine Arbeit schilderte. Indes, wenn man auch fast auf der ganzen Erde in die Lage kam, über das eigene Volk, trotz seinen großen Leistungen, trauern zu müssen, und wenn bei den Deutschen draußen häufig das persönliche Interesse allein den Ausschlag gab, während jeder Engländer fast selbstverständlich ein Agent des Foreign Office war, sobald es sich um englische Interessen handelte, so hatte man doch in der letzten Zeit vor dem Kriege angefangen, das reiche Kapital, welches wir in unseren Auslandsdeutschen besaßen, mehr auszunutzen. Mit der steigenden Kraft und Würde des Deutschen Reiches, insbesondere mit dem Aufblühen seiner Seegeltung, begann sich auch das Auslandsdeutschtum dem Blut und der Kultur nach wieder mehr als berechtigtes und verpflichtetes Glied eines großen Körpers zu fühlen.

Die Heranholung des Auslandsdeutschtums, das an sich ungünstiger über die Welt zerstreut ist, als die angelsächsische, spanische oder selbst

französische Auswanderung, ist von unsern Auslandsbehörden bis kurz vor dem Krieg nur lässig betrieben worden. Es fehlte ihnen vielfach das warme Gefühl dafür, daß eine große Nation sich auch in ihren zerstreuten Gliedern nicht aufgeben darf. Ich will mir nicht das böse Wort zu eigen machen, daß manche unsrer amtlichen Auslandsvertreter das Vorhandensein von Auslandsdeutschen vorwiegend als Last empfunden haben; doch muß ich von der Marine sagen, daß sie durchschnittlich eifriger war, das Deutschtum zu binden und mit Stolz auf die Heimat zu durchdringen. Wo immer deutsche Ansätze waren, haben wir uns für Erstarkung des nationalen Zusammenhangs über See bemüht. Um die Deutschen zusammenzuhalten, waren die verschiedensten Anlässe gut. Wir sind über alle Klassenunterschiede hinweggegangen, was in Ostasien leichter war, als anderswo, weil dort die dienende Schicht unter den Deutschen fehlte. Der Gottesdienst führte uns zusammen; an Kaisers Geburtstag wurde alles eingeladen, was die deutsche Sprache spricht; an diesem Tag sah man alle möglichen Leute auf dem Schiff. Draußen bindet ja Sprache und Blut viel mehr, und die Grenzstriche verwischen sich; die Ostreicher rechneten überall zu uns, sogar die Schweizer. Auch unsre Kauffahrtei, die früher nur zu geneigt war, sich an die anderen anzuschmiegen, ist durch dieses Bestreben der Kriegsmarine nationaler geworden.

Wie das Seeoffizierskorps den Dienst am Deutschtum auffaßte, möchte ich aus einem zu meinem Geburtstag März 1914 mir vom Kommandanten des „Kaiser“ aus Südamerika zugegangenen Brief belegen.

... „Davon bin ich jedenfalls überzeugter denn je, daß ein Hinaus-schiden unserer Schiffe für Offiziere und Mannschaften und für die Schiffe selbst eine Notwendigkeit ist; ohne diese Maßnahme muß die Marine immer kommischer werden — ich finde keinen anderen Ausdruck. Es spielt aber doch auch noch Größeres mit. Es gibt so viel deutsches Blut im Ausland, was festgehalten oder wieder belebt werden muß. Warum soll die Zeit nicht kommen, wo das wieder einmal durchschlägt; nicht um uns anzugliedernde Staaten zu bilden, sondern um bei der Massenbildung sich durchzusetzen und für unser Mutterland natürliche Absatzgebiete zu schaffen, ohne die wir daheim schließlich ersticken müssen. Dann können wir auch wieder auswandern lassen. Der Brasilianer kolonisiert nicht, er besitzt keine Arbeitskraft und läßt das Land leer. Die Rasse wird sich dort erst bilden, wenn das Land sich von außen füllt. Deutschtum zurückgewinnen, deutsches Blut

wieder neu beleben tuen aber keine Gesandtschaften und Konsulate, auch die Schulen können es nur erhalten, wo die Familie noch deutsch empfindet. Die Arbeit kann nur von uns geleistet werden, denn sie braucht eine starke patriotische Stimme und ein augenfälliges Objekt, an dem man sich begeistern kann."

Und noch aus der tragischen Latenlosigkeit der Marine im Jahr 1915 schreibt mir derselbe:

... „Das große Werk: Deutschem Wesen und Sein in der Welt sein Recht zu verschaffen; das kann nur die Marine zum Abschluß bringen. Die nationale Kraft, die in der Heimat auf unserer Monarchie und auf unserem starken Heer beruht, sie hinauszutragen in die Welt, dazu ist die Marine geschaffen, aus diesem Gedanken ist sie für das Volk geboren. Ich höre es aus allen Briefen heraus, die ich dann und wann jetzt aus Südamerika noch erhalte: die Freude über den wachsenden deutschen Geist und über den Zusammenschluß alles Deutschen, auch da, wo er schon verloren schien. Und dann hinterher der Gedanke: wenn der Friede wieder eingezogen ist, dann sollen unsere Schiffe wiederkommen, das Band deutschen Empfindens unlösbar zu knüpfen."

So begann Wurzeln zu fassen, was ich in die Marine hinein-zupflanzen mich bemüht hatte, und sie kam als Pionier des Deutschtums immer stärker zur Wirkung, je weniger die Flotte gezwungen war, ihre ganze jugendliche Kraft im Heimathafen zu verbrauchen. Als der Krieg ausgebrochen war, sah ich die unermesslichen Aussichten unsrer Weltgeltung und damit auch unser heimisches Schicksal daran hängen, daß wir den Krieg mit einer Stellung gegen die Angelsachsen verließen. Die durch die Tatsache des Krieges zerstörten Auslandswerte konnte freilich nur ein Sieg voll ersetzen. Aber auch wenn wir der Übermacht mit Würde unterlagen und mit Ehren fielen, konnte der deutsche Name in der Welt die Achtung bewahren. Die Zukunft des Auslandsdeutschtums und unsrer ganzen so künstlichen und so unentbehrlichen Weltstellung hing davon ab, ob es die Menschen mit Stolz erfüllen konnte, Deutsche zu sein. Nichts hatte das geschäftliche Aufblühen der Japaner in unserer Zeit oder der Deutschen nach 1870 tiefer befruchtet als die bewiesene Kraft und Tapferkeit.

Die Welt hatte noch Platz für viele Deutsche, die als solche, nicht nur als Lohnsklaven oder Überläufer fremder Rassen ihr Auskommen

fänden, so lange ihnen die Nationallehre zu teuer war, um sie zu verkaufen. Ein längerer Friedenszustand, oder schließlich auch ein Kriegsausgang, der uns als ganze Leute zurückließ, hätte unser Zuspätkommen in letzter Stunde noch ausgeglichen. Wenn wir ein wirkliches gleichgeachtetes Weltvolk wurden, wozu die Möglichkeit vorlag, und die Heimat dann so voll von Menschen wurde, daß wir davon abgeben mußten, so blieben sie in der Ferne deutsch und wurden für uns ein Zuwachs statt eines Blutverlustes.

Die wesentlich im Gesichtsfeld der europäischen Diplomatie aufgewachsenen Politiker, die in der Entscheidungsstunde des Deutschtums die Reichschicksale lenkten, hatten die Bewegung nie gefühlt, die durch die noch bildsame Masse des Deutschtums ging. Sie verstanden kaum, worüber der Krieg entschied und was für uns alle, insbesondere auch für unsre Arbeiter, daran hing, daß der deutsche Name in jedem Winkel der Erde stieg statt sank.

4

Es wäre für uns besonders wichtig gewesen, wenn wir die deutsche Sprache in China vorwärts gebracht hätten, eine schwierige Aufgabe, weil sie der englischen als Geschäftssprache in manchen Beziehungen unterlegen ist. Eines der Mittel, mit denen England in der ganzen Welt seine Sprache ausgebreitet hat, sind die Seekarten. Indem England fast die ganzen Meere vermaß, erfüllte es eine große Kulturaufgabe. Im vorigen Jahrhundert fuhr im wesentlichen alles nach englischen Karten; andere gab es höchstens in örtlich engen Begrenzungen. Auch unsre Kauffahrtei war gewöhnt, mit englischen Karten zu fahren, selbst da, wo es deutsche Karten gab. Ich unternahm nun in systematischer Weise ein deutsches Weltkartenwerk herzustellen. Wir besaßen ja schon Karten von unsern Gewässern, die mit größerer Genauigkeit und Gründlichkeit als die englischen bearbeitet waren, aber sie hatten manche Eigenschaften, an welche die Schiffer nicht gewöhnt waren. Ich setzte mich nun mit unsrer Seemannswelt in Verbindung, stellte ihre Neigungen in allen Einzelheiten bis auf die Form und die Papierart fest, und wir kamen zulezt zu einer Anordnung, die nicht nur genügte, sondern mit der unsre Karten die englischen übertrafen. Nun haben wir uns bemüht, zunächst die großen Strecken mit Karten zu versehen, die in die hunderte gingen, eine davon war die Fahrt von Deutschland nach

Ostasien. Ich veranlaßte dies mit aus dem Grunde, um etwas für die Ausbreitung unserer Sprache und die Stärkung des Deutschtums zu tun.

Dann errichteten wir in Tsingtau eine Hochschule, von dem Grundsatz geleitet, den Chinesen kulturelle Wohltaten zu erweisen und in der Annahme, daß es sich auch wirtschaftlich bezahlte, wenn wir ihnen unsere Kultur brächten. Der Standpunkt des Idealisten, daß es unsere Aufgabe sei, Bildung zu verbreiten, war mir nicht fremd, aber dabei meine eigentliche Begründung doch, uns selbst durch solche Vertiefung unserer Arbeit vermehrte Resonanzböden im fernen Osten zu schaffen. Die Hochschule wurde unterbaut durch eine Mittelschule für Chinesen. Wir mußten schnell beginnen, weil sonst die Engländer anfangen, uns Wettbewerb zu machen. Deswegen entschieden wir uns rasch und sprangen in die Hochschule hinein, ohne daß der Unterbau soweit war, daß die Schüler genügend vorgebildet schienen. Das war aber Nebensache, wir mußten voran. Nicht das Auswärtige Amt, sondern der von mir beauftragte China-Kenner Professor Otto Franke führte im wesentlichen die Verhandlungen mit der Peking-Regierung und vereinbarte in vorbildlicher Weise, daß bei unsern Prüfungen chinesische Regierungsbevollmächtigte sich beteiligten; damit bekamen unsere Prüflinge das Recht auf Anstellung in China, als ob sie eine staatliche Prüfung gemacht hätten. Wir würden auf diese Weise einen Strom junger Leute nach China gelenkt haben, die vollständig deutsch sprachen, unsere Einrichtungen kannten und an unsere Erzeugnisse gewöhnt waren. Die ärztliche Wissenschaft pflegten wir besonders, da ihre konkurrenzlose Höhe sie zu nationalem Pionierdienst für Deutschland wie wenigstens andere befähigt.

Für den deutschen Einfuhrhandel wurde unsere Kolonie mehr und mehr zum Stapelplatz. Wir begannen, eine Musterausstellung deutscher Erzeugnisse zu errichten, eine Reklame ersten Ranges, die wir in einer englischen Siedlung nie hätten errichten können. An der Schwelle Chinas stehend gewährten wir Einblick in unsere eigenen wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen, achteten dabei die Eigenart des Landes, nahmen und erwiesen Gastfreundschaft und erwiderten als „königlicher Kaufmann“ Vertrauen mit Vertrauen. Von Jahr zu Jahr gewann das Deutschtum in dem riesigen Reich festeren Boden.

Wir haben alles gehabt, nur nicht eine Politik, welche uns ermöglichte, diese Probe auf deutsche Bewährung zu einer dauernden Position zu gestalten. Ich habe Tsingtau seit 1896 nicht wiedergesehen, doch soviel Sorgen und Liebe hineingebaut, daß sein Verlust mich wie ein körperlicher Schmerz berührte. Mit nur etwa 3—4000 Mann Besatzung war der Ort, so wie wir ihn befestigt hatten, gegen Chinesen unbegrenzt, gegen Franzosen, Russen, auch gegen Engländer lange Zeit zu halten. Gegen den Angriff einer japanischen Armee hätten wir auch mit großen Geldmitteln keine Festung bauen können. Gegen die ganze Welt vollends kann man überhaupt nichts behaupten; dafür ist kein Kraut gewachsen.

Der Gedanke, uns einen starken Stützpunkt in Ostasien zu schaffen, nach dem die Deutschen gravitieren konnten, war richtig; aber die Vorbedingung war, daß wir uns mit Japan gut stellten. Trotz unserm Einspruch gegen den Frieden von Schimonoseki 1895 war kein Schatten zwischen uns und Japan gefährlich, solange Rußland uns gewissermaßen in die neutrale Zone rückte. Auch nach dem Zusammenbruch der russischen Ostasienpolitik im Jahre 1905 lag für eine rechtverständene japanische Politik kein Anlaß vor, uns aus China wegzumünschen. Wir hätten aber nach 1905 alles tun müssen, um den Fehler von Schimonoseki wieder gutzumachen¹⁾.

Soweit ich nach der Richtung hin Einfluß hatte, der ja gering war, habe ich stets für ein gutes Einvernehmen mit Tokio gewirkt. Meines Wissens hat die deutsche Regierung keinen ernstern Versuch unternommen, Zusicherungen von Japan, z. B. hinsichtlich der Neutralisierung Ostasiens, zu erhalten. Über das japanische Ultimatum war ich nicht eigentlich überrascht. Ich nahm jedoch an, daß Japan eigentlich wegen des schweren Gegensatzes zu Amerika, der früher oder später akut werden muß, unsre Anwesenheit in China wünschen mußte. Da meinem Wunsch gemäß Tsingtau von Anfang an als Freihafen erklärt wurde, im Gedanken, daß wir dabei als Besitzer selbst niemals zu kurz kommen würden, machte Japan dort keine schlechten Geschäfte; das einzige, was bei diesem freien Handel ihm unsere Gegenwart ernstlich verleiden konnte, war sein Hunger nach Kohle.

¹⁾ Kap. 14.

Am 15. August 1914 traf das japanische Ultimatum ein, dessen schroffer Wortlaut sehr ähnlich demjenigen unserer Schimonosekinote von 1895 gewesen sein soll. Bethmann neigte auf den Rat unseres Botschafters in Tokio, des Grafen Ner, dazu, das Ultimatum anzunehmen. Ich setzte die Nichtbeantwortung durch. Gingen wir mit kampfloser Übergabe aus Tsingtau, so verloren wir es unter allen Umständen; das Bündnis mit Japan, auf das wir hinstreben mußten, war aber nur denkbar, wenn wir zuvor in Ostasien unsere Ehre wahrten. Auch jetzt noch wird es uns zustatten kommen, daß wir bei dem doch nicht aufzuhaltenden Ende unseres chinesischen Kolonialversuches die „Pflichterfüllung bis zum Äußersten“ hochgehalten haben. Die bedingungslose Übergabe hätte damals die Stimmung in unserem nationalen Daseinskampf schwer niedergedrückt. Japan als Feind hat uns nicht mehr geschadet, als die Hinnahme der Beleidigung geschadet hätte. Außerdem konnte im August 1914 noch niemand sagen, wie lange der Krieg dauern würde; die Armee urteilte damals zuversichtlich in ihrem Siegeslauf. Die Möglichkeit, Tsingtau bis zu einem vielleicht nahen Kriegsende zu halten, mußten wir mitnehmen. Ein Versuch, Tsingtau an Amerika zu geben, etwa im Umtausch mit den Philippinen, mußte notwendig scheitern.

Wir hatten die Boxerstellung militärisch zu einer geschlossenen Umwallung ausgebaut, die nur einige Infanteriewerke, Gräben und Drahtverhaue umfaßte, und die Seefront mit ein paar Krupp'schen Kanonen, die wir von den Takuforts umsonst bekommen hatten, gegen Aufständische bestückt. Die letzte Granate war verschossen, als Tsingtau sich ergab. Wie dreißigtausend Feinde den Generalsturm eröffneten, der mit Artillerie nicht mehr abgewehrt werden konnte, handelte es sich nur noch darum, ob der Rest unserer Besatzung sich von den Anlaufenden in der nichtumwallten Stadt totschiagen lassen sollte. Da hat der Gouverneur richtig gehandelt, zu kapitulieren. In den eroberten Straßen suchten die Japaner noch lange nach den vermuteten zwölftausend Deutschen. Es waren zweitausend gewesen, dazu vielleicht anderthalbtausend Wehrpflichtige und Freiwillige, die aus der deutschen Beamten- und Kaufmannschaft aller Siedelungen Chinas in Treuen herangeströmt waren.

Sechstes Kapitel

Im Reichsmarineamt

1

Als ich im Frühjahr 1897 den Rückberufungsbefehl aus Ostasien bekam und über Amerika heimreiste, teilten mir in Salt Lake City neugierige amerikanische Journalisten mit, Eugen Richter hätte in den Zeitungen bereits gegen mich als den künftigen Staatssekretär geschrieben. Ich war damals parlamentarisch noch nicht genügend geschult, um meinem unerbittlichen Gegner gegenüber diese Tatsache auszuspielen, daß er mich schon angriff, als er mich noch garnicht kannte.

Ich schied mit schwerem Herzen aus der Front und hatte dem Kaiser 1895 gesagt, der Flottenbau könnte meines Erachtens nur in Gesetzesform gelingen, zu deren parlamentarischer Durchführung nach allgemeinen Erfahrungen eine sogenannte „Schlagschnauze“, die ich nicht besäße, und eine politische Routine gehörte, die nicht in meiner bisher rein militärischen Linie läge. Als ich nun im Juni 1897 in Potsdam eintraf, sagte mir der Kaiser, es wäre alles fertig für die Flottenkampagne; ich brauchte nur zuzustimmen. Der Kaiser hatte während meiner Abwesenheit durch eine Kommission einen Gesetzentwurf ausarbeiten lassen, der meines Erachtens aber nicht brauchbar war. Bei produktiven Aufgaben habe ich nie Großes von Ausschüssen gesehen. Sie sind mehr für kritische Leistung. Die Verantwortung verdunstet in ihnen, und es fehlt der Ernst gegenüber dem gewaltigen Unterschied zwischen Idee und Verwirklichung. Im vorliegenden Fall war aber der Kaiser von dem Werk seiner Kommission sehr eingenommen. Ich erbat mir einige Tage Bedenkzeit.

Dieser Entwurf legte den Schwerpunkt auf eine riesige Auslandsflotte. Nun gab es zu jener Zeit nur noch wenige Staatsbildungen auf der Erde, wie Haiti usw., bei denen Schädigungen unserer Rechte mit Auslandskreuzern wieder gutgemacht werden konnten, ohne daß

daraus ein eigentlicher Konflikt entstand. Auch schon Staaten wie Argentinien verfügten über moderne Kriegsschiffe, so daß hinter jedem Auslandskreuzer eine heimische Seemacht stehen mußte, wenn er seinen Zweck als Vorposten erfüllen sollte. Wir besaßen zudem keinen einzigen Auslandsstützpunkt. In meiner ganzen Laufbahn habe ich immer wieder zwei namentlich bei Laien beliebte Vorstellungen zu bekämpfen gehabt, den Gedanken eines besonderen Küstenschutzes und den Gedanken einer Auslandskreuzerflotte. Daß der beste Küstenschutz in einer Schlachtflotte besteht, hat der Weltkrieg bewiesen. Bezüglich des Kreuzerkrieges aber sagte ich dem Kaiser damals etwa folgendes: Da ein durchschlagender Kreuzerkrieg und transozeanischer Krieg gegen England und andere große Staaten wegen Mangels an auswärtigen Stützpunkten und wegen der geographischen Lage Deutschlands vollkommen ausgeschlossen ist, die fremden Admiralitäten dies auch wissen, so kommt es auf einen Schlachtkörper an, der zwischen Helgoland und der Themse stehen kann.

Ich hatte eben in Ostasien wieder die künstlichen Stelzen unserer Weltstellung wahrgenommen. Von vielen Seiten wurde mir berichtet, welche Schwierigkeiten die Engländer allem Deutschen bereiteten, und wie die angestrebte Achtung des „Made in Germany“ und die vom Krügerelegramm ausgelöste Deutschenhebe vor sich gingen. Die Deutschen wurden aus den Ortsverwaltungen der Europäersiedelungen, in denen sie früher beteiligt waren, verdrängt, ebenso aus den englischen Gesellschaften und Werften. Ich hatte selbst empfunden, wie unser ostasiatisches Geschwader beim geringsten Anlaß durch Versagung der Docks bewegungsunfähig gemacht werden konnte. Man merkte damals, Mitte der Neunziger Jahre, wie die Welt anfing, schneller zu gehen. Der deutsche Handel, die „Offene Tür“, konnten nicht mehr durch fliegende Geschwader geschützt werden; wir mußten an allgemeiner Macht zunehmen, d. h. bündnisfähig mit Weltmächten werden. Bündniswert aber besaß und gab nur eine Schlachtflotte. Ein einziger Verbündeter zur See aber hätte sogar im späteren Weltkrieg genügt, uns den Kampf um die freie See mit den günstigsten Aussichten zu ermöglichen.

Eine bündnisfähige Flotte zu schaffen, war also das Erste; eine entsprechende Bündnispolitik sowie Vermeidung aller weltpolitischen Anstöße vor Erreichung dieses Zieles war das Zweite, wonach wir unter

den erschwerten politischen Umständen des Zeitalters zu streben hatten. Mit Sorge sah ich die unbesonnenen Herausforderungen, die sich damals unsere öffentliche Meinung gegen England erlaubte. Mit Sorge sah ich auch, wie das Draufgängertum des damaligen Marine-Oberkommandos den Kaiser bei den Transvaalschwierigkeiten beriet. Ich bat deshalb in demselben Vortrag, in welchem ich meinen Flottenplan vorlegte, auch darum, bei der Verwendung der Auslandsschiffe wegen deren politischer Natur gehört zu werden. Der Kaiser und das Oberkommando sagten dies zu; es wurde aber nachher nicht danach gehandelt. Der Kaiser stimmte im übrigen mit einer mich überraschenden Sinnesänderung sofort meinem Flottenplan zu, und damit verschwand im Juni 1897 endgültig aus den Entwürfen jene Auslandsflotte, die im Kriege zweifellos einen kurzen Atem gehabt hätte. Ohne Bündnis mit einer andern Seemacht zweiten Ranges sah ich freilich auch die zu bauende Schlachtflotte schon damals nicht als Allheilmittel an, wohl aber als die notwendige Staffel zu unserer Bündnisfähigkeit und damit als einzigen greifbaren Ansatz, um England gegenüber jene Selbständigkeit zu gewinnen, die damals in Deutschland einstimmig und mit Recht gefordert, leider aber auch vielfach in nicht realpolitischer Sinnesart als bereits vorhanden vorweggenommen wurde.

2

Meine Arbeitsweise hatte stets das Nelsonsche: „We are a band of brothers“ zum Motto. Seit meinen ersten Aufgaben hatte ich Dinge vor mir, die perspektivisch von vielen Seiten betrachtet werden mußten, und wer sich nicht als Napoleon fühlt, der allem seinen persönlichen Stempel aufdrücken darf, muß sich ein Bündel anschaffen, das schwerer zu brechen ist als ein einzelner Stab. Wer einem großen Geschäft vorsteht, soll sich davor hüten, selbst alles machen zu wollen. Ich hatte bei Capriwi wahrgenommen, daß er zuviel persönlich verfaßte. Wenn er etwas in seiner schönen, gleichmäßigen Handschrift geschrieben hatte, war es schwierig, ihn davon abzubringen; er war sozusagen in seine Gedankengänge verliebt. Die Gefahr habe ich auch bei mir bemerkt; um so mehr hielt ich mich zurück, um dem an sich Richtigen unbefangener gegenüberzustehen.

Vor nichts habe ich mich beim Organisieren so gehütet wie davor, einen grundsätzlich falschen Schritt zu tun. Denn bei einmal geschaf-

fenen Fehleinrichtungen werden später meist nur die Symptome verdeckt, der Urfehler aber nicht mehr gefunden, an dem sich dann Gewohnheiten festgesetzt und Interessen angeklebt haben. Darum soll man Organisationen nie auf den Tisch des Hauses legen, sondern an einen gegebenen Punkt sich ankrystallisieren lassen. Man muß sich auch die Möglichkeit offen lassen, bei sich zeigenden Fehlern die Organisation ohne eigentliche Zerstörung wieder abzukristallisieren, denn bei radikalen Umwälzungen erkennt man meist nur die Vorteile, selten die Nachteile klar voraus. Bei Organisation kommt es weniger auf formale Logik an, als auf die Güte des Bodens und des Pflanzenkeims. Wir haben deshalb auch die Flottengesetze nicht stur, sondern möglichst lehnig gehalten.

Das persönliche Hervortreten im Reichstag und überhaupt in der Öffentlichkeit lag mir nicht. Ich fühlte, je weniger man im Reichstag sprach, desto richtiger war es und desto weiter kam man, zumal bei einem außenpolitisch so heißen Gebiet wie dem meinigen. Ich glaube, auf diese Weise inneren und ausländischen Gegnern niemals Anlässe geboten zu haben. Eine gewisse Scheu vor dem Getriebe der Öffentlichkeit mag mich persönlich beeinflusst haben. Man hat mir ja später wohl vorgeworfen, daß die Marinenedebatten im Plenum und in den Kommissionen zu „langweilig“ und „glatt“ verliefen, was wohl irgendwelchen Kuliffengeheimnissen zu verdanken wäre. Allerdings pflegten wir vertrauliche Besprechungen mit den Parteiführern. Unser Hauptgeheimnis war aber die absolut genaue Durcharbeitung jeder Vorlage, sodaß sie überzeugte und unangreifbar war. Dies gelang mit der Arbeitsweise, die ich mir schon an den Aufgaben der Siebziger Jahre gebildet hatte, indem ich den Gedanken angab, dann im größten Maße andere heranzog und erst das Schlusserzeugnis wieder völlig durchdachte. Später hat dann neben der sorgsamen Durcharbeitung der Marinevorlagen vor allem die praktische Erprobung unserer technischen und organisatorischen Arbeit ein stets höheres Kapital parlamentarischen Vertrauens angesammelt. Andere Mittel als unsere gründliche Arbeitsmethode hätten uns niemals zu parlamentarischen Erfolgen verholfen.

Im preußisch-deutschen Regierungssystem meiner Zeit erschöpften sich die Minister allgemein lieber in stiller, meist ungelohnter Ressortarbeit, als daß sie an der Oberfläche der Öffentlichkeit paradierten. Die ohne Sinn für organisches Wachstum und ohne Achtung für die Vernunft

der Geschichte dem deutschen Volk jetzt von internationalen Theoretikern übergestülpte Zwangsjacke des Parlamentarismus wird die alte Zeit bald als die gute preisen lehren. Die neuen Herrschaften werden sich wundern, wie sachlich sie früher regiert worden sind und wieviel treue Arbeit an Stelle von eitlem Geschwätz geleistet worden ist.

Wesentlich hielt ich darauf, jedem Mitarbeiter die größtmögliche Selbstständigkeit zu geben. Ich habe meine Abteilungsleiter dazu gedrängt, daß sie die Fragen niemals nur aus ihrem Teilstandpunkt betrachteten; jeder sollte rücksichtslos urteilen, als ob er der König wäre und das Ganze allein zu entscheiden hätte. Vom Besonderen bleibt dabei immer noch genug übrig. So verlangte ich vom Techniker, daß er auch vom militärischen Standpunkt aus urteilen lernte, und umgekehrt vom Offizier die Berücksichtigung des Technischen. Nichts halte ich für verkehrter, als in Beratungen den Vorgelegten herauszukehren. Es kommt ja mitunter der Punkt, wo einer entscheiden muß; aber ich darf sagen, daß es im Reichsmarineamt selten auf ein befehlsmäßiges Durchschlagen hinauslief; wir sind fast immer zu einer gemeinsamen Ansicht gekommen, bei der ich als primus inter pares den Mitarbeitern das Gefühl, majorisiert zu werden, ersparte und die Freude an der Leistung ließ, dabei aber selbst etwas Besseres und der Menge nach Größeres verrichtete, als wenn ich mich in allem hätte sehen wollen. Die Übertragung des vor dem Feind notwendigen schroffen Befehlsgrundsatzes auf das Büro und die großen Dispositionen, das Arbeiten mit Kreaturen und mechanischem Gehorsam, die peinliche Abgrenzung der Ressortsstandpunkte lähmen Verantwortung und Entschlußvermögen, auf die es bei Kriegsbehörden am meisten ankommt. Wenn man selber weiß, worauf man hinauswill, so kann man die Untergebenen an ihren guten Seiten packen und bei modernen Organisationen darauf verzichten, persönlich die Last zehn Fuß zu fördern, damit man statt dessen allen Gehilfen die ihrige einen Zoll voranbringen helfe.

Mein Tätigkeitsgebiet gewöhnte mich an große Vielseitigkeit. Je gegliederter aber ein Organismus wird, desto mehr wächst auch der Kopf zu einer differenzierten Funktion heraus und darf, um klar zu bleiben, nichts mehr von der Arbeit der Glieder übernehmen wollen. Ich schuf mir ringsum Spezialisten, bei denen die Materien im allgemeinen gut aufgehoben waren, und achtete nur auf die Verbindung, sodaß, wenn nötig, die Spezialitäten stets an die Spitze herangezogen

werden konnten. Ich habe dabei das Hochkommen selbständiger Naturen auf jede Weise gefördert, machte aber je länger, desto bestimmter die eigentümliche Erfahrung, wie spärlich die wirklich schöpferischen Kräfte sind und wie Naturen, die auf zweiten Posten sich bewährt haben, auf ersten völlig versagen können. Man kann sich bei Beförderungen schwer dagegen schützen, daß man gelegentlich aus einem guten Ersten Offizier einen schlechten Kapitän macht.

3

Im Reichsmarineamt versicherte man mir, daß wir die Gesetzesform nicht durchbekommen würden. Derselben Meinung war auch unser zuverlässigster parlamentarischer Freund, der nationalliberale Führer v. Bennigsen, der riet, es mit jährlichen Bewilligungen zu versuchen. Ich bestand aber auf dem Gesetz, entschlossen, das als unwahrscheinlich Bezeichnete zu wagen und im Fall des Mißlingens auszusteiern.

Ich brauchte ein Gesetz, um die Stetigkeit des Flottenbaus nach verschiedenen Flanken zu schützen. Außerlich sprach für die Gesetzesform am meisten der Umstand, daß der Reichstag sich dadurch selber die Versuchung abschneiden sollte, alljährlich neu in technische Einzelheiten einzugreifen, wie früher, wo jedes Schiff zum „Exerzitium von Debatten“ geworden war und im Spiel wechselnder Mehrheiten das Reichsmarineamt nicht das sachlich Wichtigste, sondern das, was gerade durchging, forderte. Mit Parteikoalitionen, die Schiffe als Kompensationsobjekte behandelten, konnte man keinen Flottenkörper aufbauen, der ein Menschenalter geduldigen, einheitlichen Wachstums verlangte.

Die zweite Seite, von welcher das Chaos herandrängte, wogegen ich ein Gesetz bedurfte, war die Marine selbst. Gerade wo es sich um Spezialkenntnisse handelt, schwirren die Überzeugungen auseinander. Die deutsche Marine war, als ich das Staatssekretariat antrat, eine Modellsammlung, wenn auch keine so bunte wie die russische Flotte unter Nikolaus dem Zweiten. Auch die englische Marine ist es bis zu einem gewissen Grad; aber dort spielt Geld keine Rolle; hatte man eine Serie falsch gebaut, so warf man sie in die Ecke und baute eine neue. Das durften wir uns nicht erlauben. Außerdem hatte man in England mehr Verständnis dafür, daß Ansichten sich ändern, während der doktrinäre Deutsche sofort erklärte: da hat er etwas Falsches gebaut, Anathema sit. Wenn man dem Deutschen ein System vorseht,

glaubt er eher daran. Kleinerer Schwächen der Gesetzesform war ich mir bewußt, aber ich hatte keine Wahl, wenn wir unter den gegebenen Verhältnissen vorwärtskommen wollten.

Aber auch des Kaisers lebhafter Geist war auf Schiffsbau eingestellt und wurde von allen möglichen Eindrücken und Personen gespeist. Wünsche und Vorschläge sind in der Marine billig und wechseln wie im Kaleidoskop; wenn der Kaiser mit irgend einem Offizier gesprochen oder im Ausland etwas gesehen hatte, war er voll neuer Forderungen, konstruierte, warf mir Rückständigkeit vor, glaubte mich durch Mahnungen aufrütteln zu müssen, und außer durch mehrfache Abschiedsgesuche konnte ich später nur durch die gesetzliche Bindung jene Stetigkeit der Entwicklung sichern, welche die Grundbedingung jedes Erfolges war.

Die Gesetzesform hatte noch den sehr großen Vorteil, daß wir kaufmännischer vorgehen und nach vielen Richtungen wirtschaftlicher disponieren konnten, wenn wir eine längere Strecke Wegs überblickten. Und Sparsamkeit, in welcher eine große Summe von Vorausberechnung steckte, war für die Wehrmacht in Deutschland eine bittere Notwendigkeit.

Schon Anfang Juni 1897 hatte ich eine Unterredung mit dem damaligen preußischen Finanzminister v. Miquel gehabt, hauptsächlich, um die allgemein politische Seite der Flottenvorlage mit ihm zu erörtern, wobei er mir einige allgemeine Zusicherungen auf Unterstützung gab. Sehr unerwartet kam mir nun am 5. August ein Artikel der „Nordd. Allg. Zeitung“, der, von Miquel inspirirt, ausführte, das an sich erstrebenswerte Gesetz wäre vorläufig nicht zu machen; fortschreitende Entwicklung der Marine sei nötig, müsse aber ohne Beschränkung der parlamentarischen Rechte des Reichstags durchgeführt werden.

Diese Veröffentlichung war ohne Zweifel unzulässig und für das Gesetz gefährlich. Trotzdem vermied ich einen offenen Konflikt. Miquel war wie das ganze Staatsministerium gegen das Gesetz, wollte aber des Kaisers wegen nicht offene und schroffe Opposition machen, versuchte deshalb allgemein abzuwiegeln und mich durch Vorstellung der Schwierigkeiten von meinem Plan abzubringen. Als er sah, daß ich fest zu bleiben entschlossen war, wurde er entgegenkommender.

Die allgemeine Skepsis bei den Spitzen und Gleichgiltigkeit bei den Massen des Volks brachte mich auf den Gedanken, um Bismarcks Unterstützung zu werben.

Siebentes Kapitel

Bei Bismarck

1

Im Juni 1897 hatte ich dem Kaiser vorgeschlagen, dem nächsten Schiff, das von Stapel laufen sollte, den Namen „Fürst Bismarck“ zu geben. Ich wußte, daß der Fürst oder seine Familie den allerdings irrigen Verdacht hegte, es wäre im Augenblick seiner Verabschiedung ein Schiff mit seinem Namen absichtlich aus der Liste gestrichen worden. Ich hoffte mit diesem Schritt die Entfremdung zwischen Bismarck und der Regierung zu mildern, und wünschte, im Herbst die Einladung persönlich nach Friedrichsruh zu überbringen und bei dieser Gelegenheit mir bei dem alten Fürsten den Kugelsegen für das Flottengesetz zu holen.

Der Kaiser stimmte nach einigem Zögern zu, schickte aber dann von sich aus ein Kabinettschreiben an Bismarck, worin er ihn zum Stapellauf eines Schiffes einladen ließ, ohne jedoch den Taufnamen zu nennen. Er setzte bei diesem Gnadenakt die Freude, die ihm selbst derartige Festlichkeiten bereiteten, wie stets auch bei anderen voraus und wollte den Fürsten wohl überraschen. Bismarck antwortete ungefähr, er wäre ein zu alter Mann für eine solche Sache. Ich bekam nun den Befehl, die ziemlich verfahrenene Geschichte wieder einzurenken.

Ich erbat beim Fürsten brieflich Audienz, um ihm über das beabsichtigte Vorgehen der Marine Vortrag zu halten. Der Brief kam uneröffnet mit der Bemerkung zurück, der Fürst nähme keine Briefe an, auf deren Umschlag nicht der Absender vermerkt wäre. Auf einen zweiten Brief wurde mir gesagt, ich möchte kommen.

In Friedrichsruh pflegte man um die Mittagszeit einzutreffen. Graf Rantzau, der mir persönlich bekannt war, kam mir entgegen; ich bat um seine Unterstützung. Als ich eintrat, saß die Familie bei Tisch, der Fürst am kurzen Ende der Tafel. Er stand auf, kühl, aber höflich, sehr Grandseigneur, und blieb stehen, bis ich Platz genommen hatte. Er war von heftigen neuralgischen Schmerzen geplagt, hielt Gummikissen mit heißem Wasser an die Backe, aß geschabtes Fleisch und konnte

nur mit Mühe sprechen. Nach dem Genuß von 1 $\frac{1}{2}$ Flaschen Sekt wurde er lebendiger. Nach dem einfachen Frühstück rauchte ihm Gräfin Wilhelm Bismarck die lange Pfeife an und die Damen verließen den Raum. Die Stimmung war schwül. Mit einem Male wölbten sich die großen Augenbrauen, er sah mich mit einem vernichtenden Blick an und grollte los: „Ich bin kein Kater, der Funken gibt, wenn er gestreichelt wird.“ Sonst bin ich nicht schlagfertig, aber angesichts dieser fast verzweifelten Aussichten konnte ich doch nicht stumm sitzen bleiben und erwiderte: „Soviel ich weiß, sind das nur die schwarzen Kater, Durchlaucht.“ Graf Rankau griff eifrig ein: „Der Admiral hat Recht, es sind nur die schwarzen.“ Die Atmosphäre wurde weniger elektrisch. Ich sagte nun meinen Auftrag und er antwortete, er könnte nicht mehr nach Kiel kommen, Uniform anziehen und Sporen tragen, und wollte nicht als Ruine vor der Öffentlichkeit stehen. Um etwas Positives herauszubekommen, erwähnte ich, ob vielleicht eine der Schwiegertöchter beim Stapellauf erscheinen könnte? Er erwiderte, da müßte ich diese fragen; er überließ es der Form nach deren privater Entschließung. Darauf berichtete ich meinen persönlichen Hauptzweck.

Ich legte meinen Plan dar, bemühte mich den Fürsten zu überzeugen, daß es sich um keine bloße monarchische Liebhaberei handle, wogegen ich mich in diesen Jahren häufig zu verteidigen hatte, und betonte, es wäre die Absicht, das schon 1867 vom Reichstag genehmigte Marineprogramm jetzt, in moderne Form gegossen, durchzuführen. Wir müßten mit Rücksicht auf das kommende Jahrhundert ein gewisses Maß politischer Seemacht haben. In den Siebziger Jahren wäre das nicht so nötig gewesen, unermesslicher Ruhm und der Glanz großer Namen hätten uns damals über jede Schwierigkeit hinweggeholfen. Jetzt dagegen würde eine Unterlage realer Macht notwendig, z. B. angesichts unsrer Lage bei einem russisch-englischen Krieg, mit dem ernsthaft zu rechnen wäre. Ich wäre gekommen, mir seinen Segen zu erbitten, wenn wir jetzt gemäß unsrer taktischen Erfahrungen eine bestimmte Flottenmacht schüfen.

Von der militärischen Seite der Sache wollte Bismarck offenbar nichts hören, das war nach wenigen Worten herauszuspüren. Von den großen Schiffen hielt er nicht viel; mit seinem Freund Moon wäre er der Ansicht gewesen, daß man viele kleine Schiffe brauchte, die wie Hornissen um das große Schiff schwärmten. Mein Versuch, ihm bei-

zubringen, daß das große Schiff die Kraftkonzentration bilde und an den einzelnen Stellen die Überlegenheit hätte, gelang nicht sehr; er meinte, das möchte für die Bataille rangée gelten, aber er bliebe bei den „Hornissen“ und wünschte durch viele kleine Schiffe, die man draußen in der Welt fahren lassen könnte, den Auslandsdienst zu pouffieren. Meine Bestätigung, es wäre wichtig, wenn wir ein paar Auslandshäfen bekämen, führte zu einem Ausbruch gegen Caprivi. Ausgenommen seinen alten Freund Moon, der bis 1871 das Marineministerium im Nebenamt versah, hätte er sich nie mit den Marineministern gestanden. Caprivi wäre immer wie ein hölzerner Ladestock zu ihm in die Wilhelmstraße gekommen; was hätte man auch viel von ihm erwarten können; er hätte als Leutnant ohne Zulage zweiundzwanzig Jahre in Berlin die wohlhabenden Kavallerieoffiziere gesehen, deren Väter Landgüter gehabt hätten; als er Reichskanzler wurde, hätte er geglaubt, es den Grundbesitzern eintränken zu können. Die Lösung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland wäre das furchtbarste Unheil gewesen. Unsrer politische Lage bei einem englisch-russischen Konflikt, so erklärte mir Bismarck, wäre durch das Stichwort „Neutralität gegen Rußland“ gegeben; das brauchte Rußland, das genügte ihm aber auch.

Die von mir angeregte Möglichkeit, daß ein neuer Pitt eine solche Neutralität eben nicht wünschen und unsre Feindschaft vorziehen könnte, sowie daß auch andere Konstellationen denkbar wären und nur eine achtbare Flottenstärke uns für Rußland und andre Mächte bündnisfähig machen könnte, wies Bismarck beinahe zornig von der Hand. Die Engländer wären einzeln genommen ganz würdig, aber Krämerseelen in der Politik. Wenn sie kämen, würden wir sie mit Landwehrkolben totschlagen. Daß eine scharfe Blockade uns niederzwingen würde, könnte er nicht im mindesten verstehen.

Der alte Fürst dachte offensichtlich an das agrarische Deutschland von 1870 und an das politische England von 1864, und verstand die gewaltige Position des britischen Weltreichs im Jahre 1897 nicht mehr. Überhaupt folgte er mehr seinen eigenen, von früher her feststehenden Gedankengängen, als daß er sich noch die Mühe nahm, einen Vortrag aufzunehmen. In der Hauptsache aber gab er mir Recht: „Sie brauchen mich gar nicht davon zu überzeugen, daß wir mehr Marine nötig haben.“ Er hat mir später die Zustimmung zu meinem Vorgehen auch noch schriftlich bestätigt.

Wie wenig dem Fürsten in seinen guten Tagen der Gedanke fremd gewesen war, daß wir eine gewisse Bündnis kraft gegen England besitzen müßten, beweisen die Aufzeichnungen des früheren französischen Botschafters in Berlin, Barons de Courcel, dem der Fürst 1884, als die kolonialen Bestrebungen Deutschland und Frankreich einander anzunähern schienen, die Möglichkeit eines Seebündnisses zwischen den festländischen Nachbarmächten umriß. „Was ich erstrebe,“ so soll sich der Fürst damals geäußert haben, „ist die ‚Herstellung eines gewissen Gleichgewichts auf dem Meere‘, und Frankreich hat in dieser Hinsicht eine große Rolle zu spielen, wenn es auf unsre Ansichten eingehen will. Man sprach früher viel vom europäischen Gleichgewicht; das ist ein Wort des 18. Jahrhunderts. Ich glaube indessen, es wäre nicht verjährt, vom ‚Gleichgewicht auf dem Meere‘ zu sprechen. Ich wünsche keinen Krieg gegen England, dagegen möchte ich es zu der Einsicht bringen, daß die Flotten der übrigen Nationen ihm gegenüber ein Gleichgewicht auf der See herstellen und es zwingen können, auch auf die Interessen anderer Rücksicht zu nehmen, wenn sie sich vereinigen. England muß sich nur an den Gedanken gewöhnen, daß ein Bündnis zwischen Deutschland und Frankreich nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liegt.“

Eine Versöhnung mit Frankreich zuwege zu bringen, wäre Bismarck selbst wohl der einzige Mann gewesen. Da es aber nicht zu dieser Versöhnung kam, waren dem Alternden jene Gedankengänge entfremdet. Er fühlte nicht mehr, wie stark die von ihm geforderte diplomatische Anlehnung an Rußland, deren Notwendigkeit auch mir klar war, angesichts der veränderten Weltlage eine maritime Gleichgewichtspolitik und Bündnisfähigkeit zur See als Unterbau verlangte. Bei der britischen Feindseligkeit gegen uns, wie sie sich seit 1896 schonungslos offenbarte, war die Machtfrage so gestellt: wie wir, auf unserer überbevölkerten Scholle zusammengedrängt, den Frieden mit England bewahren könnten, ohne wirtschaftlich vor seinem Handelsneid zu kapitulieren, oder wie wir, falls England unsere Eindämmung beschließen würde, einen Krieg mit ihm bestehen könnten. Für Beides diente weder der Zustand der Flottenlosigkeit noch eine Auslandsflotte zur Abhilfe, sondern allein eine Schlachtflotte, deren kriegerische Ahtbarkeit und Bündniswert es den Engländern erschweren mußte, mit uns anzubinden. Es war eben „eine neue Zeit angebrochen“, wie der alte Fürst beim letzten Anblick des Hamburger Hafens gesagt hat, als er überwältigt von dem

ungeheuren Leben, das sich dort seit der nachbismarckischen Zeit entwickelt hatte, an das gemächliche, von den Engländern beherrschte alte Hamburg zurückdachte.

2

Nachdem wir zwei Stunden am Tisch gegessen hatten, forderte der Fürst mich auf, mit ihm durch den Sachsenwald zu fahren. Nachmittagsruhe hielt er nicht. Im Wagen rechts und links standen große Flaschen Bier; die wurden aufgezogen und getrunken; mit seiner Kraftnatur mitzukommen, war nicht eben leicht. Um vor dem Kutscher freiweg zu sprechen, bediente sich der Fürst einer fremden Sprache und, wie in ihm Zartgefühl neben Gewalttätigkeit lebte, so wählte er das Englische, von dem er annahm, daß es mir als Seemann am geläufigsten wäre, und das er vorzüglich sprach. Er äußerte sich über den Kaiser schonungslos, nahm es mir aber nicht übel, wie ich gegen seine starken Ausdrücke einwandte, als Offizier hätte ich für den Kaiser einzutreten. Er erzählte, wie die Kaiserin Augusta 1848 auf die Abdankung des Königs und den Thronverzicht des Prinzen von Preußen hinarbeitete, und wie er als Führer der Rechten in der Kammer dem Abgeordneten v. Vincke, der ihm im Auftrag der Prinzess eine Regentschaft der Prinzessin Augusta für den Prinzen Friedrich Wilhelm vorschlug, zur Antwort gab, er würde auf einen solchen Antrag hin beantragen, den Antragsteller zu verhaften; wie dann die Prinzess noch einmal mit ihm in Potsdam gesprochen und ihm, wobei sie heftig auf die Schenkel klopfte, erklärte, es käme ihr nur auf ihren Sohn an, und wie dieser letztere, im Flur hinter einer Nische wartend, weinend und mit ausgestreckten Händen auf ihn zugegangen sei. Von Kaiser Friedrich sprach er mit Zuneigung; er hätte trotz der Kaiserin Viktoria auch während der Krankheitszeit dem Kanzler noch die Stange gehalten. — Dem Kaiser möchte ich sagen: er wünsche nichts anderes als allein gelassen zu werden (to be let alone) und in Frieden zu sterben. Seine Aufgabe sei getan, es gebe für ihn keine Zukunft und keine Hoffnungen mehr.

Wir fuhren zwei Stunden, trotz zeitweiligem Regen ohne Verdeck; der Fürst rauchte die Pfeife. Er erzählte von seiner früheren Jagdleidenschaft, wie er einst hundert Meilen fahren konnte, um einen Bock zu schießen, und wie er jetzt als gebrochener Mann das Wild nur noch zu sehen liebte und es nicht mehr über sich gewönne, dem

schönen Tier ein Loch ins glänzende Fell zu schießen. Er erzählte von seiner verstorbenen Frau, die seine Stütze gewesen wäre; die Tränen traten ihm in die Augen; es war ergreifend, wie er seinen Zustand zu schildern vermochte. Er erzählte auch von seinen englischen Beziehungen und wie er im allgemeinen die Seeleute gern gehabt hätte, uns, die blaue Couleur, aber nicht die Marinegeneräle...

Ich gab acht, daß ich ihm ich möchte sagen königliche Ehren erwies; das lag auch so im Gefühl, daß man gar nicht anders konnte. Ich stellte mich beim Aussteigen militärisch grüßend hin; vor dem Landhaus hatten sich Menschen gesammelt und riefen Hurrah. Wir kamen zum Abendessen; ich saß wieder neben Bismarck. Da muß ich noch einen feinen, taktvollen Zug von ihm erzählen. Ich hätte gern eine Photographie mit Unterschrift von ihm gehabt, wußte aber, wie unangenehm es berührt, wenn man darnach drängt, und hatte als Begleiter des Prinzen Heinrich in Italien mit Ekel erlebt, wie da um die gegenseitigen Orden und Photographien gekämpft wurde. Es war mir anderseits doch leid gewesen, daß ich seinerzeit nicht gewagt hatte, an den alten Moltke die Bitte um ein Andenken zu richten, als ich ihn unter Stosch in Kiel über das Torpedowesen informieren und hierbei die Abgeklärtheit seines reinen, großen Geistes spüren durfte. Bismarck nun hat mir die Bitte erspart, indem er sich meines alten Vaters von der Prima des Grauen Klosters her zu erinnern vorgab und mir sein eignes Bild für meinen damals noch lebenden Vater einhändigte.

3

Ich bin noch zweimal bei dem alten Herrn gewesen, das letztemal im Gefolge des Kaisers, der sich nach der feierlichen Verabschiedung des nach Tsingtau gehenden Prinzen Heinrich mit der ganzen Gesellschaft von Rendsburg aus etwas plötzlich in Friedrichsruh angefragt hatte. Bismarck empfing den Kaiser im Rollstuhl an der bescheidenen Eingangstüre des Landhauses. Wir gingen gleich zu Tisch, Bismarck setzte sich mit fremder Unterstützung, war aber, nachdem er saß, wieder ganz frisch. Ich hatte den Platz schräg gegenüber dem Fürsten, neben dem der Kaiser saß, zu meiner Seite der spätere Generaloberst v. Moltke. Der Fürst versuchte, politische Gespräche anzuspinnen, über unser Verhältnis zu Frankreich usw. Zu meinem größten Bedauern ging der Kaiser auf diese Gespräche nicht ein, sondern es wurde die an der Kaiser-

lichen Tafel häufige Anekdotchenunterhaltung geführt. Immer wenn Bismarck von Politik anfang, vermied es der Kaiser darauf zu achten. Moltke flüsterte mir zu:

„Es ist furchtbar!“ — Wir empfanden es im Augenblick als Mangel an Ehrfurcht vor solchem Manne; vielleicht hatte der Kaiser sich aber vorgenommen, bei dieser Zusammenkunft außenpolitische Fragen nicht zu erörtern. — Da sprach Bismarck aus irgend einem Zusammenhang heraus ein Wort, das sich uns in seiner prophetischen Schwere eingrub: „Majestät, solange Sie dies Offizierskorps haben, können Sie sich freilich alles erlauben; sollte das nicht mehr der Fall sein, so ist es ganz anders.“ An der scheinbaren Nonchalance, mit welcher das herauskam, als ob nichts darin läge, zeigte sich eine großartige Geistesgegenwart; daran konnte man den Meister erkennen.

Als wir aufbrachen, begleitete der Fürst den Kaiser im Rollstuhl bis an die Türe und dann nahmen wir einzeln Abschied. Bismarck verabschiedete sich freundlich von Bülow, von Miquel und anderen. Vor mir kam der Kabinettschef v. Lucanus daran, der 1890 bei Bismarcks Entlassung mitgewirkt hatte. Er versuchte dem Fürsten die Hand zu geben und einen Bückling zu machen. Da entwickelte sich ein merkwürdiges Schauspiel, das von gewaltigem Eindruck war. Der Fürst saß da wie eine Statue, kein Muskel rührte sich, er sah ein Loch in die Luft, und vor ihm zappelte Lucanus. Der Fürst drückte an sich nichts aus, es lag keine Abneigung in seinen Zügen, aber er war unbewegliche Maske, bis Lucanus begriff und sich entfernte. Dann kam ich, und nach mir mein treuer Kapitän v. Heeringen. Der war so hingerissen (er war ein temperamentvoller Herr), daß er sich hinunterbückte und dem Fürsten die Hand küßte. Ich freute mich darüber; ich hatte auch versucht, dem Fürsten etwas zu fühlen zu geben, soweit man es kann, aber die Handlung des Herrn v. Heeringen war stärker. Da nahm der Fürst Heeringens Kopf und küßte ihn auf die Stirn.

Das ist meine letzte Erinnerung an Bismarck.

Achtes Kapitel

Erste Flottengesetze und Flottenbau

1

Von jetzt ab trat die Bismarcksche Presse für mich ein. Ich habe weiterhin alle Bundesfürsten bis zu den Großherzögen einschließlich persönlich um ihre Unterstützung gebeten und, indem ich ihnen Vortrag hielt, das Gefühl der Mitentscheidung zu vermitteln gesucht. Dies gelang besonders dort, wo ein Fürst wie König Albert von Sachsen, der zugleich ein geschäftskundiger Mann war, in die Materie ernsthaft einbrang oder wie der Großherzog von Oldenburg sich durch eigene Leistung ein großes Verdienst um unsere Seeinteressen erworben hat, oder wo ein mit Herrschereigenschaften alter Art ausgestatteter Herr wie Großherzog Friedrich von Baden sich aus dem Persönlichkeitsdurchschnitt heraus hob, der sich meinem Eindruck nach im letzten Menschenalter allgemein in Deutschland, bei den Fürstenhäusern wie bei den Spitzen der einzelnen Berufszweige gesenkt hat. Natürlich habe ich auch die Hansestädte aufgesucht; ferner die bundesstaatlichen Minister, deren Kennenlernen sich als gutes Werbemittel erwies, zumal diese Sitte des Herumreisens damals noch nicht in Übung war.

Dann habe ich es für mein Recht und meine Pflicht gehalten, den breiten Schichten begreiflich zu machen, welche Interessen hier auf dem Spiele standen; es galt, den verkümmerten Welthorizont des Volkes zu weiten; den durch unsere geschichtliche Entwicklung abhanden gekommenen oder doch zur Seite gedrängten Sinn für die Kulturwerte, die mit der See zusammenhingen, zu wecken; die Überzeugung zu vertiefen, daß wir gebieterisch auf diesen Weg gewiesen waren, wenn wir das zusammengedrückte Deutschtum ohne riesige Auswanderung in der Heimat so blühend erhalten wollten, wie es seit Bismarcks Schutzoll-Gesetzgebung glücklich gedieh. Heeringen organisierte die Nachrichtenabteilung des Reichsmarineamts; er reiste an den Universitäten umher, wo sich fast alle Nationalökonomien bis zu Brentano hin in großartiger

Weise zur Unterstützung bereit fanden. Schmoller, Wagner, Sering, Schumacher und viele andere wiesen nach, daß die Aufwendungen für die Flotte produktive Ausgaben wären, und stellten die Lage Deutschlands dar, die ungesicherte wirtschaftspolitische Grundlage unserer ganzen Kultur und Macht, die Gefahr, daß unser Menschenüberfluß statt eines Reichtums eine unerträgliche Last werden könnte. Sie zeigten, wie sehr unsre Weltstellung auf Sand gebaut war, wie die Chamberlainschen Zollpläne u. a. uns zum Vegetieren als armes Kleinvolk verurteilten, wenn wir nicht die Macht hätten, ein eigenes Wort gegenüber den Überseemächten in die Wagschale zu werfen. So kam ein Schwung in die Erörterung nationalpolitischer Fragen, der ein gesundes Gegengewicht gegen unfruchtbare sozialpolitische Utopien schuf.

Von den großen Historikern, die in einem früheren Menschenalter die öffentliche Meinung führten, war keiner mehr am Leben, nachdem auch Treitschke gestorben war, der herrliche Mann, bei dem ich von 1876 ab an der Universität gehört und mir auch privatim, bei Fosty neben ihm sitzend und meine Fragen auf einen Zettel kritzeln, hatte Rats holen dürfen. Warum Treitschkes Geist in der deutschen Historie fast erloschen ist, verstehe ich nicht. Unsere Weltlage war doch so eindeutig. Wir hörten ohne eine durch Seemacht gedeckte Industrie auch auf, eine festländische Großmacht zu sein, und daß wir saturiert wären, wie die weltabgewandte Haltung mancher Gelehrter anzudeuten schien, konnte höchstens von der Frage der deutschen Einigung gelten. Nach der Lösung der Einheitsfrage stellte sich aber mit voller Gewalt die Frage, ob wir im Rahmen der Menschheit etwas bedeuten sollten. Es lag vielleicht in der Neuheit und raschen Entwicklung dieses politischen Problems, daß die Historiker in ihrer Mehrzahl es nicht so klar begriffen wie die Nationalökonomien.

Auch die Armee mit ihren festländischen Überlieferungen folgte dem Wandel der Weltlage nicht gern, wovon ich bald darauf einen Anwendungsfall im Kleinen erlebte durch die unbehilfliche Vorbereitung der leidigen Chinaexpedition, bei deren Durchführung die mangelhafte materielle und geistige Disposition der Armeeverwaltung für Aufgaben, die nicht zum Zweifrontenkrieg gehörten, nur infolge der weltmännischen Persönlichkeit des Grafen Waldersee weniger in die Erscheinung trat. Doch habe ich bei hervorragenden Militärs, mit denen ich, wie mit den Gelehrten, jedoch unter stärkerer Betonung des militärisch-poli-

tischen Gesichtspunktes sprach, z. B. bei dem Feldmarschall v. d. Goltz, Verständnis gefunden. Wir ließen Versammlungen und Vorträge abhalten, und bemühten uns namentlich, in großem Maßstabe Fühlung mit der Presse zu bekommen. Wir empfingen jede Zeitung ohne Unterschied und gaben allen sachliche Aufklärung ohne Polemik. Sie konnten damit machen, was sie wollten; eine gewisse Dankbarkeit für das von uns gegebene Material prägte sich doch aus, und so kamen wir vorwärts.

Die altherkömmliche Gastfreundschaft der Marine gab den Ton für die Behandlung der Öffentlichkeit. Wir wollten nicht Gitter um uns errichten, sondern grundsätzlich die Flotte als Sache des ganzen Volkes behandelt wissen. Wir ließen Reisen zur Wasserfront machen, zeigten die Schiffe und Werften, wandten uns an die Schulen, forderten Schriftsteller auf, für uns zu schreiben; es kamen Stöße von Romanen und Broschüren. Vom Kultusministerium sollten Preise an die Schulen gegeben werden. Die Reichsleitung, ohne welche ein nachgeordnetes Ressort wie das Reichsmarineamt ja nichts unternehmen konnte, unterstützte uns unter Bülow. Doch würde die Propaganda noch glücklicher gewesen sein, wenn das Staatsministerium sie übernommen hätte. Wir waren noch starke Außenseiter. In Preußen z. B. hatten wir kein Recht auf den Staatsapparat. Ferner konnte, um eine solche Propaganda zu machen, auf keine etatsmäßige Bewilligung gerechnet werden. Ich habe denn auch den ganzen Werbefeldzug sozusagen kostenlos mit freiwilligen Spenden durchführen können. Auch das war in Deutschland ein neues Verfahren. Das Entscheidende war, daß der Gedanke zündete; dann trug sich der Funke von selber weiter.

Es offenbarte sich ein gewisses Bedürfnis der Nation nach einem Ziel, nach einer vaterländischen Sammlungsparole. Das Volk war nicht saturiert. Wenn ein Volk saturiert ist, geht es nieder. Stillstand und Rückgang liegen hart beisammen. Das war bei uns nicht der Fall, und binnen kurzem war die Flotte als Lebensfrage anerkannt und ein selbstverständliches Besitztum der Nation. Freilich, der politisch naive Deutsche glaubte vielfach jetzt plötzlich, schon eine mächtige Flotte zu besitzen, während es sich erst darum handelte, eine solche zu bauen. Übertreibungen und unzutreffende Vergleiche mit England, Herausforderungen und Taktlosigkeiten in der Presse, Parlament und sonstiger Öffentlichkeit waren trotz allen auch von mir unternommenen Warnungen nicht ganz zu unterdrücken.

Es war ja ein entscheidender Fortschritt, daß die Nation jetzt die See lieb gewann. An nationalem Überschwang sündigt der Deutsche nur deshalb, weil er als unverbesserlicher politischer Illusionist zwischen den beiden Extremen der Nachtscheu und des Nachtrausches hin- und herschwankt.

Am 15. September 1897 hielt ich dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe zum ersten Male Vortrag über die Gesetzesvorlage, die bald danach dem Reichstag vorgelegt wurde.

Um mit den maßgebenden Abgeordneten Fühlung zu bekommen, ließ ich durch meine Mitarbeiter Vorbesprechungen einleiten und trat persönlich ins Gespräch, nachdem ich die Stimmung schon kannte. An Eugen Richter war ja nicht heranzukommen. Aber ein Teil des Freisinns unter Barth und Rickert ging mit. Die Nationalliberalen waren unsere besten Freunde. Um die anfänglich lauen Konservativen brauchte ich mich nicht zu bemühen, da sie mit Ausnahme von Einspannern grundsätzlich für Wehrvorlagen stimmten, immerwährend eingedenk der harten Geschichte und bedrohten Gegenwart Preußen-Deutschlands. Das Zünglein an der Waage bildete das Zentrum.

Freiherr v. Hertling, ein Freund unserer Sache, bezweifelte wie die Mehrzahl aller Politiker die Möglichkeit, eine gesetzliche Bindung zu erlangen. Er sagte, die bisherige uneinheitliche Behandlung aller Marinefragen hätte es den Gegnern zu sehr erleichtert, Stimmung gegen alle Flottenpläne zu machen; zudem schwirrten Staatsstreichsgerüchte.

Unsere Besprechungen mit dem Zentrumsführer Dr. Lieber, der sich bei persönlicher Empfindlichkeit sachlich als sehr geeignet erwies, haben schließlich das Gesetz gesichert.

So wurde der „Sprung über den Stock“, auf den es bei dieser ersten gesetzlichen Festlegung der Seemacht ankam, vollzogen. Der Reichstag begab sich eines Teiles seines Rechtes, jährlich in die Marineentwicklung einzugreifen. Der nationale Gesichtspunkt verdrängte den des parlamentarischen Betätigungstriebes. Letzten Endes hatten wir das Parlament darum überzeugen können, weil wir selbst überzeugt waren.

2

Bald wurde es klar, daß Nachforderungen notwendig werden würden. Ausschlaggebend hierfür war, neben militärischen und finanztechnischen Gründen, die sich ändernde Weltlage. Bei Samoa waren ein paar

unserer Schiffe von Amerikanern und Engländern vergewaltigt worden. Diese Demütigung hatte im Verein mit der unglücklichen Manila-Angelegenheit die Stimmung für wirksamere Seegelung in der deutschen Öffentlichkeit gestärkt. Andere Zeichen der Zeit waren die Unterwerfung der Franzosen unter den Willen des seebeherrschenden Englands bei Faschoda und der zur See verlorene Krieg der Spanier gegen Amerika mit der aus ihm folgenden Einbuße an Kolonien. Der Burenkrieg endlich warf seine Schatten voraus. Mächtig erweiterte Flottenbaupläne so ziemlich aller Seemächte deuteten auf eine schnellere Entwicklung der Welt, als wir sie 1897 anzunehmen in der Lage gewesen waren.

So hatte ich mich also Ende September 1899 mit Einwilligung des Kaisers bereit gemacht, in den Etat für 1900 möglichst viele unbequeme Forderungen hineinzuarbeiten und während der Wintermonate 1899/1900 mit den Parlamentariern Fühlung zu nehmen und im Reichsmarineamt Form und Inhalt einer neuen Novelle vorbereiten zu lassen, über deren Einbringung dann im Frühjahr 1900 je nach der Weltlage und Volksstimmung Beschluß gefaßt werden sollte.

Da ich wußte, wie schwer es der Natur des Kaisers fiel, diese Sache ausreifen zu lassen und es sich zu versagen, selbst damit hervorzutreten, hatte ich am 11. Oktober 1899 den Staatssekretär des Auswärtigen bitten lassen, auf den Kaiser in dem Sinne zu wirken, daß er bei dem beabsichtigten Stapellauf S. M. S. „Karl der Große“ in Hamburg eine verfrühte Berührung der Flottenfrage unterlassen möchte. Graf Bülow ging bereitwillig darauf ein und zeigte sich auch seinerseits besorgt über etwaige politische Äußerungen bei dieser Gelegenheit.

Der Stapellauf fand in Hamburg am 18. Oktober statt und brachte die aufsehenerregende Rede des Kaisers, der im Rahmen eigener Ausdrucksweise unsre noch im ersten Vorbereitungsstadium befindlichen Erwägungen ohne Befragung des Reichskanzlers oder des Staatssekretärs des Auswärtigen in die Öffentlichkeit warf. Mit seinem Schlagwort „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte“ nahm der Kaiser die Initiative vor dem Volk auf sich. In verstärktem Maße hatte die Marineverwaltung jetzt mit dem Verdacht zu kämpfen, ihr Vorgehen entspreche „absolutistischen Einflüssen, gegen welche die Reichsverfassung geschützt werden mußte“.

Indes war ich mir unmittelbar nach der Kaiserrede darüber klar, daß ich nicht schweigen konnte, sondern entweder abbremsen oder dahinterfeuern mußte. Im ersten Fall gingen alle Aussichten verloren. Im zweiten mußte überstürzte Arbeit getan werden und die Marschordnung war verschoben. Trotzdem blieb keine Wahl. Doch wünschte ich wenigstens bis zum Zusammentritt des Reichstags zu warten, um mich mit den Abgeordneten zu besprechen.

Der Kaiser dagegen verlangte sofortige Einbringung der Novelle. Auch das Zivilkabinett drängte: „Bismarck hätte doch die ganze Reichsverfassung in 24 Stunden gemacht; weshalb ich so zögerte?“ Man wünschte die Öffentlichkeit von der „Zuchthausvorlage“ abzulenken, darum sollte die Marine als Objekt für Erörterungen dienen.

Während wir also der Kaiserrede nachstießen, steckte das Marineamt noch in den ersten Vorarbeiten. Die Beschlagnahme deutscher Reichspostdampfer durch die Engländer um die Wende des Jahres trug dann in die bedauerlich überhitzte Burenbegeisterung der deutschen Öffentlichkeit einen Zug eigner nationaler Kränkung hinein und erleichterte die Einbringung der Novelle zu Anfang des Jahres 1900, zu der ich andauernd stürmisch vom Kaiser gedrängt wurde. Auch war namentlich dank der Mitarbeit der Nationalökonomien die öffentliche Meinung in stärkerem Umfang gewonnen, als wir selber erhofft hatten.

Was wir anstrebten, war, so stark zu sein, daß auch für die gewaltige Übermacht der englischen Flotte das Anbinden mit uns ein gewisses Wagnis bedeuten sollte. Hierin lag die politische Defensiv e ebenso wie der taktische Wille zur Schlacht in einem Verteidigungskrieg.

Eine gewisse Volkstümlichkeit gewann also der von uns angedeutete Risikogedanke in der Form, daß unsere Flotte nicht größer aber auch nicht kleiner gehalten werden sollte, als nötig wäre, um auch der größten Seemacht den Angriff auf uns als ein gewagtes Unternehmen erscheinen zu lassen. Die Ergänzung dieses Gedankens wäre gewesen, daß eine beachtbare Flotte auch unsre Bündnisfähigkeit steigerte. Was wir über den Risikogedanken unmißverständlich sagten und dachten, ging in defensiver Richtung, wurde aber planmäßig von der englischen Presse verdreht.

Es ist im Jahre 1900 bei Erörterung des 2. Flottengesetzes allgemein empfunden worden, daß Deutschland im Begriff stünde, den unvermeid-

lichen Schritt zur Weltpolitik zu tun und seinem Handel seine Flagge wenigstens in angenäherter Bedeutung folgen zu lassen. Je weniger große Worte dabei fielen, je weniger (nach dem mir von Bismarck in Friedrichsruh gegebenen Rat) Perspektiven eröffnet wurden, desto besser war es. Ich habe es oft bedauert, daß der Wille zur Weltmacht, der ja auf unabsichtlichen Wirtschaftsentwicklungen und natürlichen Kräfteverschiebungen ruhte, durch programmatische Rundgebungen zu sehr in das mißverständliche Licht eines bewußten Entschlusses und Ruckes gestellt wurde. In Rominten habe ich damals dem Kaiser meine Überzeugung unter folgenden Leitgedanken ausgedrückt.

„Wenn das Ziel erreicht ist, haben Eure Majestät eine effektive Macht von 38 Linienschiffen mit Zubehör. Dieser Macht wird nur noch England überlegen sein. Aber auch England gegenüber haben wir durch Wehrsystem, Mobilmachung, Torpedoboote, taktische Ausbildung, planmäßigen organisatorischen Aufbau und einheitliche Führung zweifellos gute Aussichten.

Abgesehen von den für uns durchaus nicht aussichtslosen Kampfverhältnissen dürfte England aus allgemein politischen Gründen vom nüchternen Standpunkt des Geschäftsmannes aus jede Neigung, uns anzugreifen, verlieren und uns ein solches Maß von Seegeltung zugestehen, daß unsere berechtigten überseeischen Interessen nicht leiden werden. Von den vier Weltmächten Rußland, England, Amerika und Deutschland sind zwei nur über See erreichbar; darum tritt die Staatsmacht zur See mehr und mehr in den Vordergrund.

Im Januar 1900 entwickelte ich ferner dem Kaiser den Gedanken, daß unser Flottenprogramm nie ausreichen würde, um England angriffsweise zu bedrohen. Die Schlachtflotte sei niemals für einen transozeanischen Krieg, sondern ausschließlich für die Verteidigung der heimischen Gewässer bestimmt, und es wäre ein Methodenfehler, vor Verwirklichung der Schlachtflotte die zweite Entwicklungsgruppe der Marine, den Auslandsdienst, irgendwie voranzutreiben.

Die geforderten Auslandskreuzer wurden vom Reichstag tatsächlich verweigert, der ja irgend einen Abstrich machen muß. Der militärische Kernpunkt des zweiten Flottengesetzes war die Verdoppelung der Schlachtflotte. Ferner war von Bedeutung der Wegfall einer Geldgrenze.

So kam also das zweite Flottengesetz zustande, von dem ich mir

bewußt war, daß es eine ganz andere politische Tragweite haben mußte als das erste, namentlich im Rahmen einer Bündnispolitik, weil es für die übrigen Flotten der Welt die Möglichkeit bot, durch Koalitionen mit uns ein gewisses Gleichgewicht auf dem Meere herzustellen.

3

Wenn man ein großes Ziel erreichen will, ist man nicht immer in der Lage, seine letzten Gedanken zu enthüllen. Auch beruht politische Arbeit auf Divination unsicherer Faktoren; wie der Seemann bei bedecktem Himmel „mit gegißtem Besteck“ d. h. nach Schätzung fahren muß, oder wie der Ort, auf den man zusteuert, von Ferne seine Lokalfarben nicht verrät. Oft verschiebt sich die Aussicht während der Fahrt, und es ist für Außenstehende leicht, Widersprüche zu finden oder Schwierigkeiten zu bestreiten. Sie sagen etwa: wenn du nur im Reichstag ordentlich redest, dann wird es sich schon machen. Wer in einer Spezialität arbeitet, haftet sich leicht an ihr fest; den Wirbel aller ihn umringenden Verhältnisse fühlt nur der verantwortliche Leiter selbst.

Der Staatssekretär sollte ein großes Programm, auf dessen Erfüllung er sich der Nation verpflichtet hatte, durchführen vermitteltst einer einheitlichen Machtbefugnis, die man bei ihm allseits voraussetzte, aber ihm von keiner Seite aus wirklich einräumte. Es galt durch Einsetzen der ganzen Person das Vertrauen der Gesamtheit zu rechtfertigen und die ungeahnt vielen und kräftigen Widerstände niederzukämpfen.

Wir standen zunächst vor einem Labyrinth technisch-organisatorischer Fragen und Meinungsverschiedenheiten. Ich fand, daß unsre Schiffsförmigen besonders ungünstig waren. Es dauerte aber Jahre, bis ich diesem Uebelstand abhelfen konnte durch Schaffung von Schleppanstalten, die uns fehlten, weil die Techniker zu wenig davon gehalten hatten, durch Schleppen von Modellen die beste Form für Schiffsgeschwindigkeit festzustellen. In der Länge und Größe der Schiffe wurden wir durch die Wilhelmshavener Schleusen beschränkt. Diese zwei Umstände trugen dazu bei, daß namentlich unsre in der ersten Zeit des Flottengesetzes gebauten Schiffe nicht die Schnelligkeit erlangt haben, die ihre Maschinenkraft gerechtfertigt hätte. Die Verlegenheit war chronisch, bis (1910) die dritte Wilhelmshavener Einfahrt gebaut war. Einen großen Nachteil gegenüber allen flottenbauenden Nationen verursachten uns ferner die

Sandbarren unsrer Nordseeflußmündungen, die verhinderten, den Schiffen den zweckmäßigsten Tiefgang zu geben. In gewissem Sinn lehrte für uns die Beschränkung wieder, welche den Holländern des 17. Jahrhunderts in ihrem Kampf gegen die Engländer teuer zu stehen gekommen ist. In der Seeschlacht kämpft nämlich im wesentlichen Schiff gegen Schiff; das technisch Entscheidende ist noch mehr die im Einzelschiff angehäufte Kraftkonzentration als die Anzahl der Schiffe. Da nun die Holländer wegen der Nordseeflußläufe ihre Schiffe nicht so groß bauen konnten, wie die Engländer, erlangten diese die örtliche Überlegenheit. Diese und viele andere Hemmnisse galt es also in kurzen Jahren so zu überwinden, daß unsre Schiffe trotz allem die englischen an Kampfwert übertrafen.

Ganz allgemein wurde der Flottenbau zunächst erschwert durch den damals niedrigen Stand unserer konstruktiven Technik, der erst durch allmähliche Arbeit zu heben war.

Ich glaube sagen zu können, daß es uns im Laufe der Jahre gelungen ist, die englische Schiffbaukunst an Güte nicht nur zu erreichen, sondern in vieler Hinsicht zu überflügeln. Wenige wußten begreiflicherweise auch in Deutschland über diese Überlegenheit ganz Bescheid; viele, aber nicht alle vertrauten den Schöpfern der Flotte. Wenn ein Schiff im Frieden schwamm, dann traten ja seine Eigenschaften der Solidität und Gefechtskraft gar nicht in die Erscheinung, dann war es gleichgültig, ob es einen dicken oder dünnen Panzer trug. In die Erscheinung dagegen trat und bot deutscher Mörgelsucht willkommenen Anlaß, ob wir z. B. schwere Geschütze mit kleinerem Kaliber führten als die Engländer: nicht sichtbar war, daß wir, abgesehen von unseren wirkungsvolleren Geschossen, mit dem kleineren Kaliber praktisch dieselbe Durchschlagskraft erreichten, wie die Engländer mit ihrem größeren, daneben aber andere sehr wichtige Vorteile erzielten. Die Solidität meiner Arbeitsweise war ja manchem schon dem Naturell nach zuwider und solchen, die aus fremdländischen Blendangaben gern Wunschlisten zusammenstellten, in den Tod verhaßt. Wenn unsere dem Feind schmählich ausgelieferten Schiffe jetzt wissenschaftlich untersucht worden sind, so werden die Engländer bei der Durcharbeitung des Ganzen wie der hundert Einzelheiten sich gewundert haben, welchen Gegner sie auf ihrem eigenen Gebiet, dem Schiffsbau, an den Deutschen hatten. Die Engländer haben nicht annähernd die gewissenhafte und intelligente Arbeit ge-

habt wie wir. Da die Engländer aber keine Deutschen sind, so werden sie nur widerwillig zugeben, daß das Fremde besser war, als ihr Eigenes. Ich überwinde mich schwer, dies zu betonen. Aber wenn unser Volk aus seinem Schicksal lernen soll, so muß es auch die Selbstmörderecke in seinem Wesen erkennen. Denn erst nach der Schlacht am Skagerrak haben viele begriffen, welche Waffe sie an der deutschen Flotte besaßen. Es war versäumt worden, rechtzeitig die geschichtlichen Folgerungen aus ihrem Besitz zu ziehen.

Als die deutschen Armeen 1870 mit einem minderwertigen Gewehr in den Krieg zogen, sagte man der Truppe: „Das Chassepot ist nur auf weitere Entfernung überlegen. Da lauft ihr drunter weg, und dann von 400 Meter seid ihr die Überlegenen.“

Man hatte der deutschen Marine nur die Wahrheit beizubringen, um sie in den ersten Kriegsmonaten mit unbezwinglichem Überlegenheitsgefühl in die Schlacht ziehen zu lassen. Statt dessen wurde in den höheren Stellen der Marine zum Teil ein Sport damit getrieben, alle Mängel an Einzelheiten zu kritisieren. Dies trug in das Offizierskorps einen für den Ernstfall bedenklichen Zug hinein: es wurde mehr gezweifelt als geglaubt. Daß wir an der einen oder andern Stelle etwas noch hätten besser machen können, ist selbstverständlich. Aber man betrachte das Endergebnis als Ganzes. Das vermochte unser Deutschland von 1914 nicht. Es hielt es nach dem Spruch auf dem Schießplatz zu Meppen:

„Hast du im Leben hundert Treffer,
Man sieht's, man nickt, man geht vorbei,
Doch nie vergißt der kleinste Kläffer,
Schießt du ein einzigmal vorbei.“

Das deutsche Volk hat im Grunde ja so viel Glück gehabt bei seinem späten, aber zielbewußten und darum noch rechtzeitigen Flottenbau. Aber das letzte, entscheidende Glück blieb ihm versagt, und dazu trug seine eigene Neigung bei, am Heimischen zu kritteln und das Fremde zu bewundern. Mit aus diesem Grund ist die Flotte nicht rechtzeitig eingeseht worden, woraus sich die später zu schildernden Folgen ergaben.

4

Das Parlament hat mir im allgemeinen nicht allzuviel Nöte bereitet. Das Unentbehrlichste war durchzusetzen; das Vertrauen des Reichstags

zur behördlichen Behandlung von Wehrfragen hob sich entschieden. Durch allseitige Erkundigung und persönlichen Augenschein auf Schiffen, Werften usw. überzeugten sich die Abgeordneten von der Art, wie gearbeitet wurde. Dabei verschwanden fast alle Gegensätze zwischen Reichstag und Regierung. Meine verhältnismäßige Unabhängigkeit vom Parlament ermöglichte es mir im übrigen, Quängeleien sich vielfach selber totlaufen zu lassen. Unter einem rein parlamentarischen Regierungssystem dagegen müßten schöpferische Behörden durch die Nationaluntugenden der Kleinlichkeit, der Parteimißgunst und der überfließenden Illusionsfähigkeit geradezu erstickt werden. Insbesondere kann der Parlamentarismus keine Flotten bauen, auch wenn er, wie in Frankreich, viel dafür ausgibt. Den Engländern gelingt es, weil die Eigenschaften der Nation und die große geschichtliche Überlieferung ein festes Fundament gebaut haben. Parlamentarische Körperschaften wollten auch schon zu meiner Zeit bei Raune gehalten sein; sie verursachten viel Beschwichtigungsarbeit und unfruchtbaren Kleinkram, brauchten, wie man gesagt hat, stets „eine Kugel, mit der sie spielen konnten.“ So mußte ich dem Reichstag, um in den Hauptfragen fest bleiben zu können, gelegentlich Unwichtigeres opfern. Betraf dies zu meinem Bedauern einmal persönliche Kompetenzen des Offizierskorps, wie bei der Herabsetzung der Tafelgelder, so erfüllte das die betroffenen Offiziere nicht mit Befriedigung und machte die Front gegen den vom Parlament abhängigen Staatssekretär mobil. Ich habe mich aber stets bemüht, für das Personal aller Kategorien einzutreten.

Im selben Maße wie die Geschwader emporstiegen und sich ein Marinereich an den deutschen Küsten ausbreitete, dem Meer Gelände durch Deichbau abgewonnen, Dörfer enteignet, ganze Stadtanlagen gegründet und mächtige Werkstätten gebaut wurden, wuchs auch die vielgegliederte Familie der Marineangehörigen ins Breite. Wir waren die einzige Reichseinrichtung, die Hunderttausende aus Landsmannschaftlicher Sehweise hinweg in einen gemeinsamen Horizont zog. Die Marine wurde ein Schmelztiegel des Deutschtums. Bevor kriegerische Latenlosigkeit der Hochseeflotte den sie durchströmenden Geist ertötet hat, konnte man an ihrem Pulsschlag die aufsteigende Kraft Deutschlands fühlen. Keine Marine der Welt hatte ein so vorzügliches Mannschaftspersonal wie wir in unseren Küstenbevölkerungen, an den Rauffahrtsefahrern, die durch den Dienst in der

Kriegsmarine mehr und mehr den früheren internationalen Charakter abstreiften, und an den Fischern, die, unentbehrlich namentlich als Bemannung unserer kleinen Schiffe, mit erweitertem geistigen Gesichtskreis und beruflichem Ehrgeiz aus der Militärdienstzeit in ihre Dörfer heimkehrten. Als unsere altpreussischen Ostseeleute mit ihrer Anstelligkeit und unsere Nordseeleute mit ihrer schweren Kraft für unser wachsendes Personalbedürfnis nicht mehr ausreichten, griffen wir auf binnenländischen Ersatz zurück; der Dienst auf modernen großen Schiffen erforderte weniger seemannische Fähigkeiten als in der Segelzeit. Die Süddeutschen, unter ihnen die Elsässer, zeichneten sich aus. Für das technische Personal wurde der Dienst auf der Marine unter Anleitung unseres vorzüglichen Ingenieurkorps eine hohe Schule; um unsere Heizer rissen sich die Industriellen. Dem Offizierkorps trat unsere beste Jugend bei — man gedenke unserer Ubootskommandanten —, und zwar um so froheren Mutes, je größer unsere Zukunftsaufgabe sich abzuzeichnen schien. Wie straff in der Marine gearbeitet worden ist, kann sich der Außenstehende kaum vorstellen. Nie ist dem Staat freudiger und hingebender gedient worden. Wir fühlten uns als Vorposten eines großen Volkes, das dank seinem Staat sich Freiheit und Ebenbürtigkeit unter den Weltvölkern zu erarbeiten im Begriffe stand.

Bald also waren wir aus dem Größten heraus und konnten die Ziele erweitern. Mit der stärkeren Lösung der Flotte von Kaserne und Heimatküste wäre sie mehr und mehr in die Nation hineingewachsen, die so etwas brauchte; die noch heute nicht weiß, welchen Schatz sie allein an unserem Seeoffizierskorps besaß. Die rein destruktiven Toren, welche jetzt die Auflösung des alten Deutschlands als eine Tat bezubeln, sollen einmal einen Organismus schaffen, der an gediegener Kraft und Hingebung an die Ideale des Ganzen auch nur dieser einen unserer alten Reichseinrichtungen gleicht. Die Gesichtspunkte der Weltpolitik waren doch am schärfsten in der Marine konzentriert; darum mußten wir eine Macht werden in der Nation. Als später zu erörternde Umstände und Personen den durch die Flotte gesicherten Frieden verscherzt und den durch die Flotte verheißenen Sieg versäumt hatten, ist die Nation freilich so gesunken, daß sie sich ihrer eigenen einstigen Kräfte schämt und sich gefällt in Beschimpfung dessen, was lange ihr Stolz und ihre Freude gewesen ist.

Neuntes Kapitel

Unter dem Kaiser

Bei der schier unermesslichen Fülle von Liebe, Verehrung und verfassungsmäßiger Macht, welche Wilhelm I. seinem Enkel hinterlassen hatte, war der Kaiser die entscheidende Persönlichkeit, von der das Gelingen des großen Versuches abhing, Deutschland geistig und materiell eine selbständige Geltung neben dem die Welt polypengleich erraffenden Angelsachsentum zu erringen. Kaiser Wilhelm II. hatte die Notwendigkeit, hiernach zu streben, schon zur Zeit der Erkrankung seines Vaters erkannt, wie ich bei der Überfahrt zum Jubiläum der englischen Königin sehen konnte. Seine Gedanken umfaßten schon damals alle mit der See zusammenhängenden Lebensbedingungen Deutschlands.

Während aber die Geschäftsgebarung unter unserem unvergeßlichen alten Kaiser sich durch Klarheit und Festigkeit charakterisierte, war das, was bei Kaiser Wilhelm II. mehr in den Vordergrund rückte, die Anregung. Bei seiner schnellen Auffassungsweise, seiner durch Einzeldrucke leicht ablenkbaren Phantasie und seinem Selbstbewußtsein lag die Gefahr nahe, daß unverantwortliche Einflüsse Impulse auslösten, die auszuführen unmöglich oder doch nicht im Einklang mit dem Gesamtvorgehen gewesen wäre. Für einen Mann in gehobener Stellung wird es stets eine schwierige innere Lebensarbeit bleiben, den Augenblickserfolg vom dauernden zu trennen. Denn verführerisch und niemals ganz trennbar spielt in das Wesenhafte das nur Dekorative hinein:

„Der Schein, was ist er, dem das Wesen fehlt?
Das Wesen, wär' es, wenn es nicht erschiene?“

Nun war aber Tatsachensinn die vornehmste Bedingung für das Gelingen des großen Versuches, und da der Kaiser mich als Gehilfen gewählt hatte, so erwuchs mir die persönliche Pflicht, die Stetigkeit des Kurses, den wir steuerten, zu wahren. Das lag an sich in meiner Natur. Man wird aber vielleicht verstehen, daß diese Pflicht unter den gegebenen

Verhältnissen nicht immer leicht zu erfüllen war. Die Veranlagung des Monarchen war der meinen entgegengesetzt. Manchen Persönlichkeiten wurde leicht im Lauf der Zeit das moralische Rückgrat gebrochen. Ich habe mich davor bewahren können. Der Kaiser glaubte wohl auch meine organisatorische Erfahrung nicht entbehren zu sollen; aber ich war ihm doch ein unbequemer Untergebener und habe als solcher alle Stadien der Gnade und Ungnade durchgemacht. Ein Bekannter sagte mir einmal, in solchen Lagen wie der meinigen wäre das „Stadium der leichten Ungnade“ das wünschenswerteste. Ich hatte selbstverständlich dem Kaiser zu lassen, was des Kaisers ist. Ich bemühte mich stets, erfüllbare Wünsche des Monarchen zu befriedigen, auch solche, die mehr in das Gebiet der Liebhaberei fielen, soweit ich sie namentlich finanziell beantworten konnte. Weniger Erfolg hatte ich darin, dekorative Veranstaltungen und Feste, Festlichkeiten wie die Kieler Woche und Schiffs-tausen, etwas zurückzudämmen, da der Kaiser sie für nützlich für das deutsche Publikum hielt, während ich mehr ihre Wirkung im Ausland vor Augen hatte.

In allen wesentlichen Punkten, die den Aufbau der Flotte betrafen, mußte ich unbeugsam bleiben. Ich habe nicht immer alles äußern können, was ich dachte, habe aber dem Kaiser nur reinen Wein eingeschenkt.

Unter den Fragen, für welche der Kaiser Anregungen gab, und das waren freilich sehr viele, ragten technische Konstruktionen hervor, Gebäude, Küstenforts, vor allem aber Schiffe selbst. Die Fragen des Hineinpassens ins Ganze und des Geldes traten dann leicht zurück. Der Kaiser kannte die fremden Marinen gut und neigte mit deutschen Augen dazu, ihre Vorzüge stärker zu sehen als ihre Nachteile. Wer ihm Mißtrauen gegen die Qualität unseres eigenen Materials zutrug, fand stets williges Gehör. Er entwarf mit großem Talent und Eifer Skizzen von Schiffen, ließ sie vervielfältigen und verschenkte sie reichlich, wie bekannt auch dem Reichstag, der sie mit geteilten Empfindungen entgegennahm.

Daß eine mit Wissenschaftlern und Praktikern so ausgestattete Behörde wie das Reichsmarineamt über reichere Mittel für objektive Urteilsbildung als irgendein einzelner Mensch verfügte, wurde nicht gern anerkannt, den eigenen Beamten ein gewisses Maß von Mißtrauen zum Ausdruck gebracht. Man konnte vom Kaiser in technischen Dingen auch nicht das Urteil eines durchgebildeten Fachmannes ver-

langen. So mußte ich einmal sogar den Erfinder eines Perpetuum mobile, den der originelle alte Admiral Reinhold Werner dem Kaiser empfohlen hatte, empfangen und seine „Maschine“ vorführen lassen, bis der vom Kaiser dazugeladene Emil Rathenau dem Wundermann seinen Nimbus nehmen durfte.

Ohne den Kaiser wäre die Entfremdung Deutschlands von der See und den mit ihr verbundenen Interessen und Kulturaufgaben nicht überwunden worden; das bleibt sein geschichtliches Verdienst. Auch sonst haben seine Anregungen vielfach Nutzen gestiftet. Nachteile nach außen waren die große Betonung von Zielen und Erfolgen und im Innern das dauernde Zusammentreffen persönlicher Betätigungs-triebe mit den eigentlichen Aufgaben der Landbehörden und der Flotte. Das Reichsmarineamt hatte neben seiner übergroßen Arbeit noch häufig die Pflicht, Vorkonstruktionen auszuarbeiten für Entwürfe des Kaisers, die vielfach an inneren Widersprüchen litten. In den letzten Jahren vor dem Krieg war dem Kaiser beispielsweise bekanntgeworden, in wie hohem Grade die verbesserte Schießleistung auf See und die großen Schießweiten moderner Geschütze es den Torpedobooten erschwerten, in der Lagschlacht an den Feind heranzukommen. Er begeisterte sich nun für ein Idealschiff, welches schwer gepanzert, schnell und mit vielen Torpedorohren armiert wäre, um den Torpedobooten ihre Aufgabe abzunehmen. Abgesehen davon, daß Schnelligkeit und schwere Panzerung bei einem großen Schiff in starkem Wettbewerb stehen, hätte die unter Wasser anzulegende Torpedoarmierung die Maschinen- und Kesselräume größtenteils weggenommen. Die Konstruktionsbedingungen fraßen sich gegenseitig auf. Wir machten uns aber dem erhaltenen Befehl gemäß an die Arbeit, und bei der Unmöglichkeit eines brauchbaren Ergebnisses entstand in der Behörde für dieses Projekt der Name Homunculus. Als ich dann in Rominten Gelegenheit hatte, die Entwürfe vorzulegen und zu erläutern, verzichtete der Kaiser auf seinen Gedanken und nahm meine Begründung an. Ich erhielt zur Belohnung die Erlaubnis, einen Hirsch zu schießen, so daß ich die Klärung der Atmosphäre meinem sorgenvoll in Berlin sitzenden Chef der Zentralabteilung mit den Worten melden konnte: „Hirsch und Homunculus tot.“ Bei der lebhaften Jagdneigung des Monarchen war die Erlaubnis, einen Hirsch zu schießen, eine sehr große Auszeichnung. Der Kaiser hatte überhaupt das Bedürfnis zu schenken und anderen

eine Freude zu bereiten und war unerschöpflich in liebenswürdigen Aufmerksamkeiten.

Es war zur Übung geworden, daß ich alljährlich für die letzten Septembertage zum Vortrag nach Kominten fuhr. Waldluft und verhältnismäßige Unge störtheit bekamen dem Kaiser gut. Er war dort ruhiger und gesammelter, als es im großen Getriebe der Welt oder auf Reisen für ihn möglich war. In Kominten fand ich beim Kaiser Anhören und Erwägen aller Gründe, kein Ausbrechen in plötzliche nervöse Erregung, wie es sonst wohl vorkam und sich in einer gewissen Unruhe der Augen ankündigte. Bei solchen Erscheinungen pflegte ich alle wichtigen Entscheidungen stillschweigend unter den Tisch fallen zu lassen. Mit eiligen Fragen war dies freilich nicht immer ausführbar. Ich habe mir die Meinung gebildet, daß die Konstitution des Kaisers dem Druck der Verantwortung nicht gleichmäßig gewachsen war. Jedenfalls hat der Kaiser sowohl beim Ausbruch wie während des Krieges mehrmals vor gesundheitlichen Zusammenbrüchen gestanden, die den Ärzten Sorge machten. Damit hängt es vielleicht auch zusammen, daß er mit zunehmenden Jahren immer mehr geneigt wurde, den schwachen Naturen in seiner Umgebung nachzugeben.

Man mußte den Kaiser unter vier Augen sprechen, da, wenn Dritte anwesend waren, sein eigenes wirkliches Urteil leicht abgelenkt wurde durch den von ihm stark gefühlten Drang, bei jeder eigenen Stellungnahme als Kaiser zu erscheinen. In diesem Umstand wurzelte die Macht der Kabinette.

Der Kabinettschef wohnte den dienstlichen Vorträgen des verantwortlichen Ressortministers bei, und es war natürlich, daß nach dessen Weggang der Monarch die Angelegenheiten mit ihm unter vier Augen besprach. Die Kabinettschefs brauchten also nur den richtigen Augenblick abzapfen und sich auf Phantasie und Temperament des Herrschers einzustellen, um ihrer Ansicht Geltung zu verschaffen. Es wird wenige Menschen geben, die in einer solchen Lage sich auf das ihnen allein zustehende Gebiet zu beschränken vermögen. Caprivi hat, wie er mir erzählte, nur einen Kabinettschef gekannt, der streng nach diesem Grundsatz verfahren wäre, nämlich den General v. Albedyll. Freilich hatte unser alter Kaiser ein starkes Empfinden für ressortmäßige Geschäftsbehandlung. Das Ubergreifen der Kabinettschefs in ihnen nicht zustehende Gebiete zeitigte Vorschläge, die nicht so abgewogen sind wie

dieserjenigen der Verantwortlichen, die im Falle des Mißlingens selbst vor dem Riß stehen und die Frage, bevor sie an den Kaiser gebracht wird, durch den Apparat ihrer Behörde bearbeiten lassen. Ein zu langes Verweilen der Kabinettschefs in ihrer Stellung entsprach der Scheu des Kaisers, seine gewohnte nächste Umgebung zu wechseln, entfremdete aber den mit dem höfischen Leben verwachsenden Mann der Front; in der Marine wenigstens herrschte das Empfinden vor, daß das Kabinett zu den vielfachen Mißgriffen auf seinem eigenen Gebiet, dem der Personalauswahl, dadurch kam, daß Admiral v. Müller immer mehr Hofpolitiker und immer weniger Soldat wurde.

Jeder Versuch der in verantwortlicher Stellung befindlichen Männer, dem Übergreifen der Kabinette zu steuern, scheiterte schroff; denn da die Kabinettschefs die Form geschickt auf die allerhöchste Person zuschnitten, blieb dem Kaiser die Vorstellung vom Kabinett als seinem bloßen Kanzlisten, der lediglich seinen Willen in Befehlsform zu bringen hätte. Bei Wortwechseln hat der Kaiser dies mir gegenüber mehrfach betont. Oft dachte ich an 1806. Besonders im Krieg ist der Nation die von der Kabinettsphäre ausstrahlende geringe Urteilskraft wieder zum Unheil geworden. Während ich unter Hohenlohe und Bülow eine natürliche und verfassungsmäßige Unterstützung gegen Übergriffe des Kabinetts fand, war bei Herrn v. Bethmann das Gegenteil der Fall.

Auffällig war mir, daß der Reichstag, sowohl sein demokratischer wie sein für die Monarchie ehrlich besorgter Flügel niemals den wesentlichsten Fehler des alten Regiments, nämlich den übermächtigen Einfluß der Kabinette bekämpft hat. Als es sich im Oktober 1918 darum handelte, dem Kaiser und dem Kanzler jede Macht zu nehmen, verfuhr der Reichstag unter Beiseiteschiebung der Geschäftsordnung mit stürzender Hast. Aber in den langen Jahren vorher hat sich die Demokratie niemals darum gekümmert, die Verfassung zu schützen. Vielmehr wurde das Beste, was wir hatten, nämlich die von rein sachlicher Staatsgesinnung getragene Arbeit der Ämter, um die uns jede Nation der Welt beneidete, tümlichst zwischen Demokratie und Kabinetten zerrieben; geschäftig-unproduktive Kräfte der verschiedensten Färbung sind in Deutschland immer darin einig gewesen, schöpferische Staatstätigkeit zu hemmen.

Es ist zu befürchten, daß viele, die ihre Pflicht, gegen den Kabinettseinfluß zu kämpfen, während der ganzen Regierungszeit un-

erfüllt gelassen haben, sich jetzt mit um so größerem Eifer darauf legen werden, das ganze alte Regierungssystem hinterher zu verdammen. Dabei dürften vermutlich die kaiserlichen Randbemerkungen eine Rolle spielen, deren Zahl unübersehbar ist, da der Kaiser gern den Marginalstil seiner Vorfahren verwendet hat. Um nun aber den geschichtlichen Wert oder Unwert dieser und ähnlicher Augenblickskundgebungen ermessen zu können, muß man den Kaiser sehr genau gekannt haben. „Auf meine Randbemerkungen darf man mich nicht festlegen“, hat er selber geäußert. Er war deshalb sehr erstaunt, als ich es einmal auf Grund einer solchen Randbemerkung für meine Pflicht ansah, meinen Abschied einzureichen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit äußerte der Kaiser, er pflege doch seinen anderen Ministern noch ganz andere Dinge zu sagen, ohne daß diese gleich daraus Konsequenzen zögen. Der Kaiser setzte eben stets voraus, daß seine verantwortlichen Ratgeber seine Äußerungen prüften und daß sie das dauernd Bedeutsame von bloßen Stimmungsausßerungen zu unterscheiden vermöchten. Im allgemeinen nahm auch der Kaiser begründete Einwendungen an.

Leider haben die Kabinette den Randbemerkungen des Kaisers zu einer übertriebenen Scheinbedeutung verholfen. Alle, auch solche, die man in den Ämtern nur als zu prüfende Anregungen auffaßte, wurden im Kabinett in derselben Art wie Bleistiftskizzen eines Künstlers chemisch fixiert. So wurde einer späteren Geschichtsschreibung, welche die Verhältnisse nicht mehr aus eigenem Augenschein kennt, ein Material aufbewahrt, das, wenn es falsch bewertet werden sollte, geeignet erscheint, von der Persönlichkeit des Kaisers selbst, wie auch von der Art der Regierung unter ihm, ein recht verzerrtes Bild zu liefern. Der Kaiser war in Wahrheit durchaus nicht der Autokrat, als der er von unseren Feinden und unserer Demokratie hingestellt worden ist. Als Unterlage für diese Behauptung dienen im wesentlichen nur seine Aussprüche im Stile vergangener Epochen, nicht seine tatsächlichen Handlungen und Entscheidungen, wenigstens nicht bei irgendwelchen Fragen von größerer Bedeutung. Der Kaiser glaubte sich in hohem Maße den gesetzgebenden Faktoren des Reichs unterordnen zu müssen. Das trat besonders stark während des Krieges hervor.

Wenn ich den Kaiser allein sprach, habe ich mich grundsätzlich auf mein Ressort beschränkt. Dadurch blieb mein Einfluß auf seine Persönlichkeit freilich begrenzt, und ich verlor ihn gänzlich, als mir im

Krieg die Möglichkeit vertraulicher Aussprache überhaupt entzogen wurde.

Ständiger Gast in Kominten war mein Amtsvorgänger, Admiral Hollmann, der bei meinen dortigen amtlichen Vorträgen neben dem Kabinettschef zugezogen wurde. Seine Ruhe und Sachkenntnis und sein persönliches Unbetheiligtsein wirkten wohlthuend, da ihn der Kaiser mit Recht als einen Freund, der seine Interessen wahrnahm, betrachtete. Wenn der Kaiser seine amtlichen Gehilfen nicht immer ebenso ansah, auch wenn sie an wirklicher Treue nicht zurückstanden, so ist mir von Männern, welche die Jugendjahre Wilhelms II. kannten, gesagt worden, daß sein Erzieher Hinzpeter ihm planmäßig Mißtrauen gegen seine künftigen Berater anerzogen habe. Ist das richtig, so hat Hinzpeter die damaligen preußisch-deutschen Verhältnisse verkannt, wenn es auch notwendig bleibt, einem künftigen Herrscher Menschenbeurteilung anzuerziehen. Ich habe in meinem kleineren Tätigkeitsfeld immer gefunden, daß es besser ist und die guten Eigenschaften stärker zum Tragen bringt, wenn man einem Untergebenen nach vorangegangener Prüfungszeit rückhaltloses Vertrauen entgegenbringt. Wohl wird man dabei einmal auch bitter getäuscht.

Im Komintener Jagdhaus hatte der kaiserliche Haushalt mehr bürgerlichen Zuschnitt; es gab Hausmannskost an laubgeschmückter Tafel. Abends wurde oft gemeinsam vorgelesen. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörte der Oberst der nächstgelegenen russischen Grenzgarнизон, dem im Scherz empfohlen wurde, Hirsche und Heide zu schonen, wenn er einmal einrücken sollte. In der That hat der Zar bei Kriegsbeginn den Befehl gegeben, Kominten nicht zu verwüsten. Von der Marine erwartete der „Oberste Jagdherr“ Waidmannsheil. Es hat aber Jahre gedauert, bis er mir die grüne Hofjagduniform verlieh. Ich wurde oft zur Pirsch in die herbstsprangende Komintener Heide mitgenommen; aber während meines amtlichen Vortrags durfte kein Hirsch schreien, dafür sorgten meine guten Freunde, die Förster.

Die Kaiserin, deren regelmäßige Anwesenheit der Komintener Welt die besondere Farbe gab, beteiligte sich grundsätzlich nicht an politischen Fragen. Wenn sie aber im wahren Interesse ihres Gemahls glaubte, einmal eingreifen zu sollen, so tat sie es mit Charakter und meistens mit Erfolg. Ich gedenke der hohen Frau in wahrhafter Verehrung. Ihre Wesensart wurde von allen, welche den Vorzug gehabt haben,

sie näher kennenzulernen, als ein Glück für das Land empfunden. Als der Kaiser nach den Meinungsverschiedenheiten, die zwischen ihm und Feldmarschall Hindenburg im Frühjahr 1915 entstanden waren, vom Westen nach dem Osten fuhr, ließ sich die Kaiserin, von Berlin kommend, in Halle an den kaiserlichen Zug mit einem Wagen anhängen und überraschte ihren Gemahl am nächsten Morgen. Das bekannte Bild, welches den Kaiser und Hindenburg in Posen vereinigt darstellt, ist von ihr aufgenommen.

Es ist vielleicht nicht richtig zu sagen, daß dem nachbismarckschen Deutschland die selbständigen Naturen an sich gefehlt hätten. Dennoch hat Halbane die Tragik, die über unserer Arbeit lag, richtig gekennzeichnet, wenn er nach seinem Besuch 1912, wie mir erzählt worden ist, gesagt hat: es fielen ihm gegen früher auf, welcher Mangel an Charakteren in Berlin herrsche. Die beinahe religiöse monarchische Ergebenheit, welche die Person Wilhelms I. geschaffen hatte, ließ eine Freiheit der Meinungsäußerung und Charakterbetätigung bestehen, die später unter dem Einfluß der Kabinette mehr und mehr der Forderung reinen Gehorsams wich. Die Manneskraft, die 1866 und 1870, selbst 1848 an die Oberfläche getragen wurde, schien in der schweren Prüfung unserer Tage nicht in demselben Maße vorhanden oder doch nicht an den richtigen Stellen zur Wirkung gebracht.

Zehntes Kapitel

Marine und auswärtige Politik

1

Im Grunde war jedes Kriegsschiff, das auf der Welt irgendwo außerhalb Englands gebaut wurde, ein Vorteil für uns, weil dadurch das Gleichgewicht zur See gestärkt wurde. Die angelsächsische Allgewalt zur See wie überhaupt in der Welt war vor dem Weltkrieg noch nicht für sakrosankt erklärt. So gut z. B. Bulgarien oder Rumänien neben den Landgroßmächten eigene Heere schaffen konnten, die zwar für sich nichts, aber durch ihren Bündniswert unter Umständen sehr viel bedeuteten, so wurden neben der britischen kleinere Marinen gebaut, welche unter dem Bündnisgedanken, wie ihn Bismarck ausgesprochen hat, Gewicht erhielten. Wenn man ein englisches Monopol zur See anerkannte, so war nicht nur jeder Flottenbau, nicht nur jede selbständige Politik, sondern ich möchte sagen, jedes freie Selbstgefühl anderer Völker unmöglich. Warum aber bauten Japan, Frankreich, Rußland, Amerika, warum bauten Italien und die kleinen Staaten Schiffe? Wenn man sagt, es wäre doch nutzlos, mit der stärksten Seemacht in Wettbewerb zu treten, so hätte es ja für keinen Staat Zweck gehabt, sich eine Marine zu halten.

An und für sich besteht kein Grund, weshalb die Interessen der Völker zur See sich nicht ebenso auf gegenseitige Ausgleichung stellen sollten, wie zu Lande. Was das Militärische betrifft, so hat allerdings der an sich Stärkste zur See durch die Beherrschung der unbegrenzten Fläche mehr voraus als zu Lande. Aber seine Alleinherrschaft kann gebrochen werden durch das Schlachtenglück, das in der Seeschlacht eine noch entscheidendere Rolle spielt, als im Landkrieg, und zweitens durch Bündnisse. Ich stand auf dem Gedanken, daß Flotten- und Bündnispolitik sich ergänzen müssen: eine verliert ohne die andere ihre durch-

schlagende Kraft. Die Bündniskarte mußte aber anders aussehen, je nachdem man sie vom Standpunkt der Welt- und Seepolitik aus ins Auge faßte oder von dem überlieferten Viereck Berlin—Paris—Wien—Petersburg, welches das gewohnte Gesichtsfeld des deutschen Diplomaten umschrieb. In jenem Zusammenhang konnte mancher Kleinstaat wichtiger werden als manche alte Großmacht. Deutschland erhielt Bündniswert für Staaten, von denen uns die Ozeane trennten. Und da das zwingende Interesse, welches uns zum Schutz unserer Seegeltung den Flottenbau aufgenötigt hatte, ganz parallel lief mit dem Interesse sämtlicher anderer nichtenglischer Mächte, welche Flotten bauten, so konnte und mußte die Reichsleitung, wenn sie den Flottenbau nicht selbst entwerten wollte, ihre Ziele um diesen neuen Angelpunkt herum gegen früher teils ausweiten, teils aber auch beschränken.

Es würde zu weit führen, die Unterlassungen unserer Diplomatie im einzelnen zu erörtern. In unserer Lage würde schon ein einziger nennenswerter Verbündeter von entscheidendem Einfluß gewesen sein, sei es Rußland, sei es Italien, dessen Seerüstungen von uns stets tunlichst zu stärken waren. Japans wohlwollende Neutralität hätte den Ausbruch des Weltkrieges wahrscheinlich verhindert. Die zuverlässig neutrale Haltung Rußlands in einem deutsch-englischen Krieg hätte bei dem 1914 von uns erreichten Flottenstand genügt, den Offensivgeist unserer Marine gegen England geistig und materiell völlig freizumachen. Um zu ermessen, welchen Trumpf unsere Flotte damals einer tätigen Diplomatie in die Hand gab, muß man sich vergegenwärtigen, daß infolge der durch uns bewirkten Anhäufung der englischen Seestreitkräfte in der Nordsee die englische Seeherrschaft im Mittelmeer und in den ostasiatischen Gewässern praktisch aufgehoben war. Unsere tatsächliche Bündnispolitik hat von der deutschen Flotte freilich keinen anderen Dienst gefordert, als die Rettung der Dardanellen, deren Öffnung die britische Flotte nicht erzwingen konnte, da sie mit zu vielen Kräften in der Nordsee gefesselt war. Der einzige Nutzen Österreichs für unsere Marine bestand in einer Ausbesserungswerkstatt für unsere Uboote in Pola, nebst dem Ubootsstützpunkt in Cattaro. Mit lauter seeohnmächtigen, uns von wirklicher Weltpolitik abziehenden Verbündeten traten wir in einen Krieg, in dem die deutsche Marine gegen die Flotten der ganzen Welt stand.

Nicht nur Deutschland geht aus dem Weltkrieg geschwächt hervor,

sondern auch die meisten der nicht angelsächsischen Völker, die sich an den englischen Siegeswagen haben schirren lassen. Eine zugleich wagemutigere und behutsamere deutsche Politik (wir waren unvorsichtig bei aller Furchtsamkeit) hätte die Bündnis kraft unserer Risikoflotte, den einzigen weltpolitischen Trumpf, den wir bei unserer geographischen Lage besaßen, so ausspielen können, daß der Weltfriede gesichert war. Da unsere Diplomatie dies nicht vermocht hat, trat die Verbindung von Bündnis- und Flottenpolitik nicht ins Leben, die eine Konzentrierung unserer Ziele und Mittel bedingt haben würde.

Unter anderem mußten wir alles tun, um die Freundschaft unserer kleinen Nachbarstaaten zu erwerben. Seepolitisch war ein engeres Verhältnis zu Dänemark vom größten Nutzen, in dieser Richtung wichtiger z. B. als das Bündnis mit Oesterreich, und ich wäre bereit gewesen, für eine See- und Wirtschaftsabmachung mit diesem germanischen Wettervolf Gebietsopfer zu bringen, welche die dänischen Empfindungen uns gegenüber wieder freundschaftlich gestalten konnten. Verschiedentlich habe ich bei Gesprächen mit dem Herzog von Glücksburg, einem Verwandten des dänischen Königshauses, diesen Gedanken einer Überprüfung des Prager Friedens gestreift. Er war vor etwa einem Jahrzehnt der Ansicht, daß Dänemark durch ein Entgegenkommen bezüglich der sogenannten jütischen Enklaven Nordschleswigs wohl zu gewinnen sein würde. Amtlich war ich nicht in der Lage, mich mit diesen Privatgedanken zu befassen. Ein derartiges Entgegenkommen würde selbstverständlich entsprechende dänische Gegenleistungen vorausgesetzt haben. Wenn Dänemark abermals, wie in einer früheren Epoche, als Deutschland am Boden lag, glaubt, unser Unglück einseitig auszunutzen zu dürfen, so möge es sich des Endes jener Epoche bei Düppel erinnern und es deshalb vermeiden, im Herzen des deutschen Volkes abermals einen Stachel zurückzulassen.

Es wäre mein Wunsch gewesen, daß unsere Auslandsvertretungen die Interessen skandinavischer, schweizerischer und holländischer Privater, soweit diese es wünschten, taktvoll begünstigten und sich derselben annähmen, als wenn es deutsche wären. Diese kleinen, für uns wie für die Welt so wichtigen Staaten selbst würden unsere Machtentwicklung freundlich begrüßt haben, wenn sie in jeder Schwierigkeit einen selbstverständlichen Rückhalt an uns gefunden und wir es ihnen erleichtert hätten, den Gedanken „Europa“ unermüdblich und

geschickt durch uns vertreten zu sehen. Roosevelt hat mir gelegentlich seines Berliner Besuches gesagt: „Sie müßten Holland nehmen.“ Das war natürlich ein schlechter Rat, dessen Gegenteil für uns richtig war. Wir durften nicht erobern, sondern wir mußten gewinnen, indem wir den Kleinstaaten mit eigenen starken Seeinteressen die Gewißheit brachten, daß ihre Freiheit, die auch in unserem Interesse lag, zuverlässig gegen die angelsächsische Allgewalt geschützt würde.

Es war ein Unglück für unser Volk, daß man ihm kein großes Ziel zeigte, und doch lag es so klar vor uns. Als ich vor dem Krieg Herrn von Bethmann gelegentlich sagte: Wir müßten der Nation Ziele zeigen, fragte er mich erstaunt: „Was denn für ein Ziel?“ Ich meine, es hätte darin bestehen müssen, alle freien Völker ohne jede Vormundschaft der Angelsachsen zusammenzuführen. Große Worte schädeten uns nur; aber eine zielbewußte vornehme Propaganda in dieser Richtung hätte uns genügt. Dann wären die anderen Völker Europas auch so Flug gewesen, unsere Stärke mit günstigen Augen zu betrachten. Der Flottenbau hatte der Nation im Innern sichtbar gut getan; er hatte die Einigkeit der Parteien, den nationalen Sinn und Stolz, die Sicherheit unseres Auftretens draußen gehoben und befestigt. Er wäre auch allen fremden Völkern mit Ausnahme der Engländer stets sehr erwünscht gewesen. Unsere Würde als Volk und Staat aber verlangte nach einer außenpolitischen Ergänzung unseres Flottenbaus. Erst die kräftige, aber friedliche Unterstützung der nicht-angelsächsischen Völker in ihrer Freiheit gab unserem Machtzuwachs die weltpolitische Berechtigung und Aussicht auf Dauer. In solchen entscheidenden Entwicklungsjahren, wie wir sie durchliefen, darf ein Volk sich keiner Verpflichtung entziehen, die aus seinem Wachstum entsteht. Dies alles wird vermutlich in einigen Jahrzehnten im Bewußtsein der Menschheit immer stärker heraustreten.

Als der Krieg ausgebrochen war, vertrat ich weder im Osten noch im Westen annexionsistische Ziele. Auch ein Deutschmachen Belgiens lag nicht in meinen Wünschen. Ich hielt es aber für notwendig, daß die belgische Küste nicht unter britische Oberherrschaft fallen sollte, weil dies die sichere Verkümmernng der deutschen Arbeit und des deutschen Arbeiters nach sich zog. Ich wünschte deshalb die Errichtung eines selbständigen Flanderns, in welchem wir das Besatzungsrecht auf Zeebrügge hätten. Während des Krieges begriffen

dann Deutsche zuerst die industrielle Zukunft des flandrischen Kempenlandes, und damit trat ein neuer Grund hinzu, die Wirtschaftsfreundschaft zwischen Rheinland und Belgien frei von britischer Hoheit zu erstreben. Meiner Überzeugung nach werden die Bewohner des Scheldelandes im Lauf der Zeit erkennen, daß dieser Gedanke auch in ihrem Interesse lag. Die kleinen Staaten Europas werden in dem transatlantischen Machtgebilde der Angelfachsen verschwinden, und die Kraft Europas, die im Ausgleich mannigfaltiger selbständiger Kulturen auf engstem Raum beruht, wird vergehen, und damit Europas Reichtum, sein Übergewicht und die Möglichkeit einer Weltstellung für die Staaten unseres Festlandes. „The world is rapidly becoming english.“ Unser Krieg war der vielleicht letzte Freiheitskampf Europas gegen den angelfächsischen Weltkapitalismus oder vielmehr, er hätte es sein müssen und können, wenn die Reichsleitung die Idee dieses Krieges begriffen und verwirklicht hätte. Unsere Sozialdemokraten, welche in dem Wahne schwelgten, den Kapitalismus zu bekämpfen, haben durch ihr Verhalten im Krieg wie bei seiner Beendigung den Erfolg mit herbeigeführt, daß allerdings das von ihnen verfolgte deutsche Kapital, aus dem auch der deutsche Arbeiter seine Nahrung zog, größtenteils erschlagen liegt. Dafür sind die Deutschen aber als Lohnsklaven dem angelfächsischen Kapitalismus ausgeliefert worden, der weit roher und unsozialer, vor allen Dingen aber Fremdherrschaft ist.

Vertrauen erweckt nur ein Staat, der Macht besitzt und sie zugleich mit Festigkeit wie mit Weisheit verwendet. Wenn wir der französischen Propaganda in Elsaß-Lothringen und der polnischen im Osten mit aller Entschlossenheit entgegentreten mußten, so durften wir ein weiteres Vordringen des Dänentums in Nordschleswig dagegen nur mit Kulturmitteln (Eisenbahnen, Schulen usw.), nicht mit Machtmitteln, bekämpfen. Dadurch zeigten wir, daß wir zwischen Lebensfragen und Nichtlebensfragen unterscheiden konnten. Wie vielfach würde es sich für uns im Krieg bezahlt gemacht haben, wenn wir im Frieden Herzenwünsche der dänischen Patrioten erfüllt hätten! So war ich auch im Krieg selbst immer dafür, der Welt zu zeigen, daß wir im Gegensatz zu der heuchlerischen Machtbrutalität der Angelfachsen und völlig im Widerspruch zu den uns angetanen Verleumdungen als „Boche“ oder „Hunne“ den Geist Europas reiner und humaner vertraten, als irgendeiner unserer Gegner. Es

wäre in diesem Zusammenhang mein Wunsch gewesen, daß wir davon abgesehen hätten, die von England eingeführte barbarische Sitte der Internierung wehr- und harmloser Zivilgefangener mit gleichem zu vergelten. Auch war ich dagegen, die von den Feinden begonnenen Luftangriffe auf offene Städte und Zivilbevölkerungen nachzuahmen, sofern dadurch kein erheblicher militärischer Abbruch getan wurde und sie mehr nur als Nadelstiche wirkten im Gegensatz zu konzentrierter Verwendung der Luftwaffe zu bestimmten großen militärischen Zwecken (Londoner City und Docksl).

2

Der Flottenbau bedurfte, um zu gelingen, des Friedens, und sicherte seinerseits, je näher er dem Abschluß kam, den Frieden, den Deutschland zu seinem ungebrochenen Gedeihen nötiger brauchte und bei seiner geographischen Lage schwerer erhalten konnte, als irgendein anderer Großstaat. Die Jahrzehnte vor dem Weltkrieg charakterisierten sich für Deutschland durch höchste Blüte und höchste Gefährdung bei hohem, aber noch nicht ganz zureichendem Schutz durch eigene Macht. Bismarck ist in mehreren Phasen seines Waltens als „Jongleur“ bezeichnet worden; auch die zweifellos sehr geschickte Persönlichkeit des Fürsten Bülow hat bei ihrem so bedauerlichen Abgang den Ehrennamen „Seiltänzer“ mitbekommen. In der Lage Deutschlands konnte nur außerordentliche Anpassung an wechselnde Lagen vor Schaden bewahren. Wir durften es uns nicht erlauben, Fehler zu machen. Bismarck sagte einmal, als über den Reichskanzler-General Caprivi geklagt wurde: „Wartet nur, bis ihr einen wirklichen Bureaukraten zum Kanzler habt, dann werdet ihr etwas erleben.“ Ein sturer Illusionist, wie der Nachfolger Bülows, fiel durch sein mangelndes Schätzungsvermögen den Verstrickungen unserer Weltlage zum Opfer. Die Hauptbedingung für einen Leiter des Deutschen Reichs war und wird stets bleiben, daß er die auswärtige Politik versteht. Dazu gehört nicht unbedingt die diplomatische Schwarzkunst, aber Kenntnis der wirklichen Grundverhältnisse der Welt und Sinn für das Wahrscheinliche. Kanzler und Demokratie hatten keine Vorstellung von der wahren Schwierigkeit und Gefährdung unserer Lage, die mit der Pinzette angefaßt werden mußte.

Aber darf ein Volk, das kein Geschick für eigene Geschäfte zeigt und,

wenn der richtige Führer fehlt, zur Selbstpreisgabe zu neigen scheint, darauf hoffen, daß die Vorsehung es immer wieder durch einen Vormund groß macht, wie Friedrich d. Gr. oder Bismarck? Sehen wir doch in unseren Tagen die führerlosen Massen, kaum zur Macht gelangt, mit nichts eifriger beschäftigt, als damit, alles das abzubauen und aufzulösen, was uns an nationaler Überlieferung, Stolz und gutem Willen geblieben ist. Es ist, als ob sie verhindern wollten, daß je wieder ein großer Patriot aufstehen könne, um in späterer Zeit das Volk noch einmal durch den breiten Strom seiner Selbsterniedrigung hindurchzutragen.

Unserer mangelnden Würde im Unglück liegt wie unserer unzulänglichen Zurückhaltung im Glück die Illusion zugrunde, als ob der Beengtheit unserer Weltstellung abgeholfen werden könnte durch Worte und Gefühle, statt einzig durch straffgefaßte und flugverwendete Macht.

Ein gemeinsamer Grundfehler der Politik unserer Zeit war es, das große, aber noch nicht zureichende Machtansehen, welches uns Bismarck hinterließ, stückweise aufzubrauchen durch immer wiederholte Demonstrationen, bei denen unsere Friedensliebe, aber auch unsere Nervosität durchschimmerte und auf die leicht ein bloßes Einknicken folgte, so daß sich für uns die verhängnisvolle Charakteristik als „poltron vaoureux“ beim Feinde festsetzen konnte. Die schlechte Gewohnheit dieser effektvollen Eingriffe, von Schimonoseki, der Krügerdepesche, Manila über die Chinaexpedition und Tanger bis Agadir u. a. führte zu dem stümperhaften Schlußglied der Methode in dem Ultimatum an Serbien vom Juli 1914. Es ging lange leidlich, dank dem Respekt, welchen der alte preußische Staat und die Lüchtigkeit des deutschen Volkes einflößten. Aber richtiger wäre es gewesen, in der Stille zu wachsen und weitere Macht anzusammeln; denn wir standen 1914 nahe vor dem Ziel, daß das bloße Vorhandensein unserer Macht genügte, den Frieden ohne Nervosität zu bewahren. Es endete in Tragik, daß die am meisten friedliebende Politik der Welt die Ungunst unserer Lage zu korrigieren geglaubt hat durch Gesten, welche böswilligen Feinden den Vorwand lieferten, uns des Kriegswillens zu verdächtigen und damit durch eine der ungeheuerlichsten Verleumdungen der Weltgeschichte unser Bild zu entstellen.

Wir warfen uns den andern in die Arme, stießen dann wieder bei ihnen an und versäumten kaum eine Gelegenheit, ihnen vorzuhalten,

wie herrlich weit wir es gebracht hätten. Wir versetzten uns nie in die Denkweise der anderen. Admiral Seymour, der vom Kaiser das Bild „The Germans to the front“ geschenkt erhielt, hat zu einem deutschen Waffengefährten gesagt: „Ihr Deutschen seid sehr vorangekommen; wenn ihr es uns nur nicht immer unter die Nase reiben wolltet.“ Wir bliesen Fanfaren, die unserer Lage nicht entsprachen. Dann wurden alle wirklichen oder vermeintlichen Verfehlungen und Schäden agitatorisch aufgebauscht und an die Öffentlichkeit gezerrt und unsere demokratische Presse lieferte auf diese Weise dem Ausland den scheinbaren Beweis, daß Preußen-Deutschland ein Zuchthaus wäre.

Die Verhältnisse meines Ressorts ließen mich jedes weltpolitische Demonstrieren in verdoppeltem Maße verurteilen. Auf der anderen Seite sah ich mit Bangen, wie wenig man sich im allgemeinen die politisch-strategisch-wirtschaftliche Gesamtlage, ihre ungeheueren Aussichten und besonderen Klippen vergegenwärtigte. Die Gefahr einer Blockade z. B., überhaupt eines Krieges mit England, der unsere ganze Weltstellung und Zukunft wie mit einem Messer abschneiden konnte, wurde, wie ich oft beobachten mußte, nicht mit der ihr zukommenden Schwere erfaßt. Angesichts des englischen Bestrebens, uns mit einer Koalition einzuschnüren, galt es die Nerven zu behalten, großzügig weiterzurüsten, Reizungen zu vermeiden und ohne Beklemmung abzuwarten, bis die fortschreitende Festigung unserer Seemacht die Engländer veranlaßte, uns friedlich Luft zu geben. Wir haben von allem das Gegenteil getan, und so hat sich gerade in dem Augenblick, als die Entspannung schon sichtbar wurde, die bereits abziehende Gewitterwolke noch über uns entladen. Die Möglichkeit eines Krieges mit England mußte 1914 ebenso vermieden werden wie 1904, und konnte auch, da der Risikogedanke der Flotte schon gewirkt hatte, wahrscheinlich vermieden werden, sobald nur unsere politische Leitung der Gefahr dieses Krieges rechtzeitig und scharf ins Auge geblickt hätte. Hätte ein lebhafter entwickelter Sinn für Macht und ihre Gesetze im deutschen Volk und seinen politischen Führern im Juli 1914 die Illusion einer örtlichen Begrenzbarkeit des serbisch-österreichischen Konflikts nicht aufkommen lassen, so wäre der Weltkrieg damals verhütet worden.

Nachdem der Weltkrieg ausgebrochen war, hatte siebzehnjähriger Flottenbau die Aussichten auf einen annehmbaren Frieden mit England immerhin verbessert, aber nur bei äußerster kriegerischer Energie, diplo-

matischem Geschick und Zurücktreten alles Persönlichen bei den Leitenden. Ich vertrat deshalb mit aller mir gegebenen Kraft die einzigen Momente, welche diesen Frieden bringen und die Vernichtung fernhalten konnten: die Seeschlacht und den rechtzeitigen Ubootskrieg, den Sonderfrieden mit Rußland und die Einigkeit des deutschen Volks gegenüber der freilich von den wenigsten klar geschauten tödlichen Gefahr, in die wir hineingetaumelt waren.

Ich bin in diesem Streit unterlegen; die deutsche Illusionsfähigkeit hat wieder einmal Deutsche durch Deutsche besiegt. Durch Schwäche, Blindheit und Parteilucht den Krieg verlieren zu sehen, war das Ende meiner Laufbahn und meines Glaubens an mein Volk.

Ich habe gegen unsere Selbstvernichtung angekämpft, ohne die zureichende Macht zu besitzen. Mit meiner eigenen Aufgabe beschäftigt, hatte ich nie nach politischer Macht gestrebt. Im Dezember 1911, nach der Marokkokrise, als mein Streit mit Bethmann begann, teilte der Kabinettschef im Augenblick, da ich beim Kaiser zum Vortrag trat, mir mit, es schwebten Erwägungen, mich zum Reichskanzler zu machen. Ich habe darauf während des Vortrags dem Kabinettschef einen Zettel mit der Erklärung zugeschoben, ich würde eine solche Anregung, wenn sie an mich heranträte, ablehnen. Nachfolger Bismarcks zu werden, erschien mir damals undenkbar. Erst nachdem ich im Krieg mit angesehen hatte, wie Kopf- und Mutlosigkeit der Führung eine unwiederbringliche Aussicht nach der anderen verlor und das Reich dem Abgrund entgegenwankte, hätte ich, vorausgesetzt, daß man keine geeignetere Persönlichkeit fand, bei allem Bewußtsein meiner Mängel, den Kanzlerposten wahrscheinlich nicht mehr abgelehnt. Denn so wie unsere Verhältnisse der Außenwelt erschienen, wäre mit meiner Person auch ein klarer Bruch mit dem herrschenden System zum Ausdruck gekommen. Man erinnere sich umgekehrt des Jubels in England, als es hieß: „Tirpitz exit.“ In diesem Bruch, nicht in irgendwelchem Personenwechsel lag unsere einzige Rettung.

Der Gedanke ist damals vielfach an mich herangetragen worden, aber nicht von der einzigen Stelle, welche die Macht dazu hatte.

Elftes Kapitel

England und die deutsche Flotte

1

In den ersten Jahren der Einkreisungspolitik nahm England den deutschen Flottenbau noch nicht ernst. Man war überzeugt, daß mit den geringen ausgeworfenen Summen keine erstklassige Flotte gebaut werden könnte. Man hielt unsere Technik für zu unentwickelt, unseren Mangel an organisatorischer Erfahrung für zu groß und war daran gewöhnt, daß schon zahlreiche preußische und deutsche Flottenpläne ein Stück Papier geblieben waren. Mit anderen Augen wurde unser Flottenprogramm zuerst angesehen im Jahr 1904. Damals führte man, mir unertwünscht, Eduard VII. alles, was wir an Schiffen überhaupt besaßen, bei der Kieler Woche vor, und der Kaiser feierte in seinem Trinkspruch „die wiedererstarrende Seegelung des neugeschaffenen Deutschen Reiches“. König Eduard antwortete kühl und wechselte bei der Besichtigung unserer Schiffe mit dem Ersten Lord der Admiralität Selborne bedeutungsvolle Blicke und Worte, die mir unangenehm auffielen. Es wurde den Engländern unheimlich, daß wir mit geringen Mitteln so viel schufen und eine organische Entwicklung innehielten, deren Planmäßigkeit ihre eigene übertraf. Das geduldige „Stein-auf-Stein-Tragen“ der deutschen Arbeitsweise trat ihnen auch hier als gefährlich entgegen.

Die gegen uns gerichtete Konzentrierung britischer Geschwader, die Lord Fisher darauf folgen ließ, wurde im Februar 1905 unterstrichen durch eine Rede des Zivillords der Admiralität Lee, der ohne jeden greifbaren Anlaß erklärte, die britische Flotte würde gegebenenfalls den ersten Schlag zu führen wissen, noch ehe man auf der anderen Seite der Nordsee Zeit gehabt hätte, die Kriegserklärung in der Zeitung zu lesen. Das Verhalten Englands 1904/5 bewies, daß England damals starke Neigung hatte, mit einem kriegerischen Schlag der ganzen Weltstellung Deutschlands den Garaus zu machen. Die damalige Geneigtheit zum Kriege

wird dadurch begreiflich, daß derselbe für England noch gar kein Risiko in sich schloß. Unser in den Anfängen stehendes Flottenunternehmen aber hoffte die Admiralität dadurch zu entwerten, daß sie 1905 zum Bau der Dreadnoughtklasse überging, in der Annahme, daß die deutsche Marine ähnliche Riesenschiffe nicht durch den Nordostseekanal würde schleusen können.

Diese Kette politischer und maritimer Drohungen, denen eine wilde Aufhebung der öffentlichen Meinung zur Seite ging, erzeugte in weiten Kreisen Deutschlands berechtigtes Befremden. Einerseits lag in den maritimen Maßnahmen Englands zwar die Anerkennung, daß unser Flottenbau ernst genommen würde. Auf der anderen Seite aber war das nun schon fast ein Jahrzehnt währende Verlangen nach unserer politischen Niederbeugung bekannt und der damalige Stand unserer Flotte zu klein, als daß er Maßnahmen, wie die Ansammlung britischer Geschwader in der Nordsee, erklären konnte. Es lag vielmehr klar die Absicht zugrunde, uns bange zu machen und, wenn möglich, unsern Trieb zu weltpolitischer Selbständigkeit im Keim zu ersticken.

Ich wurde infolgedessen in den Jahren 1905/6 von den verschiedensten Seiten bestürmt, eine starke Erhöhung der deutschen Flottenmacht durchzuführen, um uns gegen die britische Kriegsdrohung besser zu rüsten und den Engländern damit politisch eine Lehre zu erteilen. Auch der Kaiser stand stark unter dem Eindruck eines dahinzielenden Werbefeldzuges des Flottenvereins und wünschte von mir, ich sollte im Reichstag fordern, daß das Lebensalter unserer großen Schiffe herabgesetzt würde. Dieses Lebensalter war, und zwar nur infolge eines parlamentarischen Mißverständnisses, im Flottengesetz mit 25 Jahren höher angenommen als bei den fremden Marinen und führte zu einer beträchtlichen Überalterung unserer Schiffe.

Trotzdem habe ich mich der Einbringung einer solchen Novelle zu diesem Zeitpunkt aus verschiedenen Gründen widersetzt und Anfang 1906 in diesem Zusammenhang auch ein Abschiedsgesuch eingereicht. Die Novelle, die ich 1906 einbrachte und die vom Reichstag glatt angenommen wurde, enthielt nur die sechs großen Kreuzer, die 1900 vom Reichstag gestrichen, aber sofort von mir als Nachforderung für 1906 angekündigt worden waren. Ferner konnte ich nicht umhin, vom Reichstag die erhöhten Mittel zu fordern, welche der Übergang zum Dreadnoughtbau verursachte, zu dem uns, wie alle anderen Marinen der Welt, die Eng-

länder zwangen. Und endlich mußten die Mittel für die durch diese Größensteigerung der Schiffe notwendig gewordene Erweiterung des Nordostseekanals bewilligt werden.

Meine Zurückhaltung gegenüber dem auf mich ausgeübten Druck, mehr zu fordern, wirkte außenpolitisch beruhigend und verstärkte das Vertrauen des Reichstags. Jene Mehrforderungen hätten 1904/5 nach Lage der Verhältnisse sehr wahrscheinlich eine unmittelbare Kriegsgefahr heraufbeschworen, uns dagegen keinen sofortigen Gewinn gebracht und obendrein die damalige Verdauungskraft der Marine überstiegen.

Der Zeitpunkt, an welchem wir aus mancherlei Gründen die Herabsetzung der Lebensdauer der Schiffe fordern mußten, war das Etatsjahr 1908. Nachdem sich im Sommer 1907, schon bevor wir uns im Reichsmarineamt über die Novelle schlüssig geworden, ein wahrer Wettlauf zwischen den Parteien des Zentrums und des Freisinn für die Bewilligung einer Marinenovelle erhoben hatte, ging unsere Forderung ohne jede Schwierigkeit über die Bahn. Zum erstenmal stimmte der Freisinn jetzt nicht nur für die Schiffe als solche, sondern auch für den Grundsatz der gesetzlichen Bindung.

Diese Novelle brachte keine Vermehrung der nach dem Flottengesetz verfügbaren Schiffszahl, aber eine erhebliche Verjüngung und damit Erhöhung der Kampfkraft. Der Schiffsersatz beschleunigte auch den Dreadnoughtbau, der das Vertrauen zu den älteren Schiffsklassen erschüttert hatte.

2

Die einzige wirkliche Krisis der deutsch-englischen Beziehungen zwischen 1904 und 1914 trat im Sommer 1911 ein infolge der Art, wie die politische Reichsleitung versuchte, den zwischen uns und den Franzosen schwebenden Marokkostreit zu liquidieren. Der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amtes v. Kiderlen-Wächter, dem, wie so vielen deutschen Diplomaten, das Organ gerade für England abging, hat zwar nicht durch Nachlaufen, aber durch saloppe Geschäftsbehandlung Schaden gestiftet. Auf seine Anregung entsandte am 1. Juli 1911 der Reichskanzler das Kanonenboot „Panther“ nach der marokkanischen Hafenstadt Agadir und ließ die britische Regierung, welche nach dem Zweck fragte, mehrere Wochen lang ohne Antwort und im unklaren. Die Folge war, daß am 21. Juli Lloyd George eine im

englischen Kabinett festgelegte Rede ablas, worin er Deutschland warnte, es würde im Fall einer Herausforderung die britische Macht an Frankreichs Seite finden.

Ich hatte von der Entsendung des „Panther“ im Augenblick der Abreise in die Sommerfrische außerdienstlich Kenntnis erlangt. War es schon Anzeichen einer gewissen Desorganisation der Reichsleitung, daß der Staatssekretär der Marine vor einer weltpolitisch so schwerwiegenden Schiffsbewegung nicht gehört wurde, so war ich mir anderseits der Fehlerhaftigkeit dieser Demonstration auf dem Atlantik von demselben Augenblick an bewußt, in dem ich erfuhr, daß wir England nicht vorher verständigt hätten. Glaubte Kiderlen, nicht ohne eine militärische Geste auskommen zu können, so mußte diese zu Land und ausschließlich gegen die Franzosen gerichtet erfolgen. Ich wäre zwar grundsätzlich gegen eine solche Geste gewesen. Ein Fähnlein ist leicht an die Stange gebunden, aber es kostet oft viel, es mit Ehren wieder niederzuholen. Einen Krieg wollten wir ja nicht machen. Die größte Fehlrechnung aber beging die Reichsleitung darin, daß sie sich in den ersten Juliwochen über ihre Absichten in Dunkel hüllte. Kiderlen hat nachträglich versichert, daß der Kanzler niemals daran gedacht habe, marokkanisches Gebiet zu fordern. Nach Lloyd Georges Drohhede aber sah es so aus, als ob er nur vor dem erhobenen Schwert Englands zurückgewichen wäre. Unser Ansehen erlitt in der ganzen Welt einen Stoß, und auch die deutsche öffentliche Meinung stand unter dem Eindruck der Schluppe. „England stopped Germany,“ war das Schlagwort der Weltpresse.

Es war seit Übernahme der politischen Leitung durch Bismarck die erste schwere diplomatische Niederlage, die uns um so härter traf, als das tönernen Gebilde unserer damaligen Weltstellung noch nicht sowohl auf Macht, als größenteils auf Prestige ruhte. Bei Delcassés Entfernung (1905) hatte es sich noch als wirksam erwiesen; jetzt aber empfangen wir den Beweis, wieviel davon schon verbraucht war. Wenn wir die Ohrfeige einfach einsteckten, steigerten wir die Kriegsfreudigkeit Frankreichs, seinen „neuen Geist“ bedenklich und setzten uns bei der nächsten Gelegenheit einer noch tieferen Demütigung aus. Es war also nicht richtig, die erlittene Abfuhr zu verschleiern, wie die Reichsleitung wünschte, sondern sie offen anzuerkennen und unsere Folgerungen daraus zu ziehen. Für einen Staat, der sich bewußt ist, daß die Wohlfahrt

seiner Bürger nicht auf Beschönigungen, sondern auf Macht und Prestige beruht, gibt es in solchen Lagen, wenn er den Krieg vermeiden will, nur ein Mittel, sein Ansehen wiederherzustellen: das ist, zu zeigen, daß er sich nicht fürchtet, und zugleich für die nähergerückte Möglichkeit des Ernstfalles den Schutz vor einer Niederlage zu verstärken. Wir mußten das tun, was Bismarck in ähnlichen Fällen getan hatte, nämlich in aller Ruhe und ohne aufreizendes Beiwerk eine Wehrvorlage einbringen.

Mit diesen Gedanken fuhr ich im Herbst nach Berlin und stellte dem Kanzler vor, daß wir einen diplomatischen Schech erlitten hätten und ihn durch eine Flottenovelle heilen müßten. Der Kanzler bestritt den Schech, über welchen Ausdruck er sich zum Marinekabinettschef sehr gekränkt aussprach, und fürchtete von einer Novelle den Krieg mit England.

Die von mir erwogene Novelle ging nicht auf eine eigentliche Vermehrung unserer Flotte aus, sondern auf die Erhöhung ihrer Kriegsbereitschaft. Ein wunder Punkt unserer Wehrkraft zur See lag in dem allherbstlichen Rekrutenwechsel, der bei unserer kurzen Dienstpflicht die Schlagfertigkeit der Flotte für eine bestimmte Jahresperiode lähmte. Den Weg, um ohne wesentliche Vermehrung der Schiffszahl die Kriegsbereitschaft zu erhöhen, fanden wir in der Aktivierung eines Reservegeschwaders, so daß wir künftig über drei statt zwei stets in Dienst gehaltene Geschwader verfügten.

Durch die hierdurch gewonnene Möglichkeit, die Mannschaften während ihrer Dienstzeit nahezu geschlossen auf demselben Schiff zu belassen, vereinfachten wir nebenbei den mächtig überanstrengten Betrieb der bloßen Bordausbildung und machten das Offizierkorps freier für die zurückgedrängten höheren Aufgaben und für die große Seefahrt. Eine stärkere Schonung der Personalkräfte, die sich vorzeitig in einseitigem Dienst aufrieben, erwies sich insbesondere nötig, um den in höhere Stellen aufrückenden Männern die erforderliche Frische zu bewahren. Diese organisatorische Reform machte baupolitisch ein Mehr von nur drei großen Schiffen binnen zwanzig Jahren notwendig und erzielte mit einer verschwindenden Geldsumme eine Qualitätsverbesserung der Marine.

Kein Kenner der britischen Politik konnte glauben, daß England durch ein Mehr von drei Schiffen in zwanzig Jahren zum Krieg gereizt werden könnte, wenn es nicht ohnehin dazu entschlossen war. Auch unser Botschafter Graf Metternich sah hierin selbstverständlich

keine Kriegsgefahr. Trotzdem ist nach langen Verhandlungen mit dem ewig schwankenden Kanzler, in die der Berliner Besuch des englischen Kriegsministers Haldane hereinspielte, aus dem Wunsche der Reichsleitung heraus, der britischen Regierung Entgegenkommen zu zeigen, die Forderung der Novelle von 3 auf 2 Schiffe herabgesetzt worden.

Es war nach menschlichem Ermessen die letzte, zugleich die einzige, und zwar höchst unbeträchtliche Erweiterung des Schiffsbestands gegenüber dem Flottenplan von 1900. Denn, wie ich schon bemerkte, hatten wir 1906 nur die Vorlage von 1900 wiederhergestellt und 1908 überhaupt die Schiffszahl nicht vermehrt.

3

Manche meinen, das Deutsche Reich hätte zu unserer Zeit ein aufrichtiges Freundschaftsverhältnis mit England erlangen können, und nur Versäumnis der deutschen Staatskunst, insbesondere aber unser Flottenbau, habe die Aussicht verscherzt. Sollte sich dieses Bild in deutschen Köpfen festsetzen, so könnte man darin zunächst die Regel bestätigt finden, daß der Sieger die Geschichte schreibt; und der Besiegte würde sie in diesem Falle fälschen, um der angelsächsischen Welt Herrschaft in seinem historischen Gewissen huldigen zu können.

Nun bestreiten aber die Engländer, den Krieg gegen uns gewollt zu haben. Wer also in Deutschland den Flottenbau für den Krieg verantwortlich macht, kann für diese Schuld nicht einmal den Gegner ins Feld führen. Die Selbstbezeichnung folgt einer falschen Spur: die geschichtliche Wahrheit liegt vielmehr in einer der letzten Rundgebungen Bismarcks aus dem Jahr 1898, zu einer Zeit, da wir noch keine Flotte besaßen: „Er bedauere, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und England nicht besser seien, als sie eben sind. Bedauerlicherweise wisse er kein Mittel dagegen, da das einzige ihm bekannte, das darin besteht, daß wir unserer deutschen Industrie einen Zaum anlegen, nicht gut verwendbar sei.“

Ohne auf den Stand eines armen Ackerbauandes zurückzusinken, konnten wir England nicht zum Freund und Gönner gewinnen. Aber ein Mittel zu wesentlicher Verbesserung der Beziehungen bestand in der Schaffung einer deutschen Flotte, welche den Angriff auf den deutschen Handel für England zu einem gewagteren Gedanken machte, als er dies zur Zeit jener Bismarckschen Äußerung war. In diesem Sinn

hat die deutsche Flotte trotz verschiedentlichem Versagen der deutschen Politik ihre Aufgabe bis in den Juli 1914 gelöst, und es ist nicht ihre Schuld, daß sie ihren friedebewahrenden Zweck nicht noch besser und länger erfüllen konnte. Es ist für mich schwer verständlich, daß Herr v. Bethmann Hollweg die „sogenannte Flottenpolitik“, die er selbst acht Jahre als Kanzler gegengezeichnet hat, auch jetzt noch beschuldigt. Um so schwerer verständlich, als er selbst wie Richnowsky und andere Sachverständige des Auswärtigen Amtes in den dem Krieg vorangehenden Jahren eine fühlbare Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen festgestellt und anerkannt haben, daß der deutsche Flottenbau, je mehr er sich seiner Vollendung näherte, die Verbesserung unseres Verhältnisses zu England mindestens nicht verhindert hat. Der Ausbruch des Krieges aber entsprang nicht einer Verschlechterung der deutsch-englischen Beziehungen; man kann sogar eine besonders tragische Verknüpfung darin sehen, daß Deutschland und England 1914 einander näher gerückt waren, als zur Zeit der deutschen Flottenlosigkeit 1896 oder der deutschen Flottenschwäche 1904, als es Fürst Bülow gelang, die gefährliche Zone zu überbrücken. Die deutsche Flotte hat ihrer Zweckbestimmung gemäß den Frieden beschützt. An dieser klaren Tatsache rütteln heute Interessenten; dazu kommt jener Zug der Selbstvernichtung im deutschen Wesen, der immer gern das Ungünstige glaubt und froh ist, heute als unvernünftig schelten zu können, was gestern vernünftig schien.

Bethmann-Hollweg schien mit mir vor dem Kriege darin einig, daß das Flottengesetz, die Grundlage unserer gesamten weltpolitischen Aussichten, unangetastet aufrechterhalten werden müsse. Ich meinerseits war mit dem Kanzler darin einig, daß von unserer Seite alles getan werden mußte, um eine Verbesserung der Beziehungen zu England anzustreben. Ich habe den Kanzler von den ersten Tagen seiner Amtsführung an darin unterstützt, den Engländern in den von ihnen angeregten Einzelfragen entgegenzukommen. Insbesondere habe ich den Kaiser in diesem Sinne beeinflußt und meinerseits nichts unterlassen, um die seit 1908 angeregten Verhandlungen über eine Flottenverständigung im Gang zu erhalten.

Bei diesen zuerst durch private Unterhändler gepflogenen und von englischer Seite mehrfach stark verschleppten Unterhandlungen gewann ich je länger, desto bestimmter den Eindruck, daß es der englischen Regierung mit einer wirklichen Flottenverständigung nicht ernst war,

sondern daß es ihr nur darauf ankam, unser Auswärtiges Amt immer tiefer in die Legende einzuwickeln, daß die deutsche Flotte an allem schuld und ohne sie den Deutschen das Paradies auf Erden sicher wäre. Sie arbeitete hierin mit unleugbarem Geschick, wie jeder bezeugen wird, der die Denkungsart unseres damaligen Auswärtigen Amtes und die Verkennung der politischen Psyche Englands von seiten des Kanzlers erfahren hat. Eine Hauptsäule der Anschauung, daß einer deutschen Weltpolitik Arm in Arm mit England nur die entsetzliche deutsche Flotte im Wege stünde, wurde der deutsche Botschaftsrat in London, v. Kühlmann.

Daß es der englischen Regierung mit einer zweiseitigen Flottenverständigung nicht ernst war, ging einmal daraus hervor, daß unsere Zustimmung zu ihren Einzelforderungen gar keine spürbaren Folgen zurückließ, sodann vor allem daraus, daß der Kernpunkt jeder derartigen Verständigung, die beiderseitige Flottenbegrenzung durch eine bestimmte Verhältniszahl, von ihnen erst 1913 anerkannt worden ist, obwohl Lloyd George schon 1908 mit dieser Aussicht gewinkt hatte. Trotzdem war zu spüren und ist von allen Beteiligten angenommen und ausgesprochen worden, daß wegen unseres Flottenbaues ein Krieg mit England nicht zu befürchten war und die Kriegsgefahr mit jedem Jahr unwahrscheinlicher wurde, im selben Maße, wie der Respekt vor der deutschen Flotte wuchs und damit der Krieg auch für den Zingoteil des englischen Volkes immer unprofitabler wurde. Rücksichtslose Stimmen, wie die der Saturday Review und des Zivillords Lee, wurden immer weniger vernehmbar. So stieg in London namentlich seit 1912 die Neigung zu einer mehr geschäftlichen Behandlung des deutsch-englischen Verhältnisses, wovon das 1914 zur Unterzeichnung fertige englisch-deutsche Kolonialabkommen nur einen Beleg unter anderen darzustellen scheint. Wenigstens ist es von seinen deutschen Vätern als ein ernsthaftes Geschäft aufgefaßt worden.

4

Fürst Bülow hatte 1908/9, obwohl sehr besorgt um die Besserung der deutsch-englischen Beziehungen, die deutsche Würde vollauf gewahrt. Dagegen forderte die 1912 von uns eingeschlagene Verhandlungsart die Engländer zur Hervorkehrung eines Herrenstandpunktes uns gegenüber heraus, den sie aber in korrekter Weise wieder verließen, als sie

bemerkten, daß es doch nicht, unsere Meinung wäre, die Unterwerfung anzunehmen. Die seit dieser Wendung im Frühjahr 1912 so fühlbar verbesserten deutsch-englischen Beziehungen brachten selbst Bethmann und Kühlmann in der dem Weltkrieg vorangehenden Zeit dazu, unumwunden auszusprechen, daß der von mir eingenommene Standpunkt der richtige gewesen wäre. Solche Äußerungen beider Staatsmänner sind mir mitgeteilt worden. Am 23. April 1914 in der Frühe hatte der Reichskanzler vor dem Verlassenen Korfus ein Gespräch mit dem Botschafter v. Wangenheim, dessen Inhalt dieser einem Begleiter in einer Form mitteilte, welche dieser am gleichen Tage in einem amtlichen Bericht weitergegeben hat. Danach sagte der Kanzler: „Es sei keine Frage, daß 1911/12 die Tirpitzsche Politik die richtige war, und daß wir unser jetziges aussichtsreiches Verhältnis zu England nur dieser Marinepolitik verdanken. Er selbst habe das damals nicht so einschätzen können, bekenne sich aber jetzt zu dem Tirpitzschen Standpunkt.“ Auch noch im Juli 1914 bewies Bethmann durch sein Verhalten, daß er in mir ein Friedensinstrument sah. Als dann das Unglück vom Juli 1914 aus Gründen entstanden war, die von der deutschen Flotte sehr weit ablagen, ist Bethmann-Hollweg freilich auf seine Sündenbocktheorie vom Februar 1912 zurückgeglitten und hat darin reichen Beifall gefunden, einerseits bei den Engländern, die freilich, da sie ja nach ihrer Behauptung den Krieg nicht gewollt haben, der Sache die Wendung geben müssen, daß sie mich zum Kriegstreiber abstempeln, und andererseits bei der deutschen Demokratie, die nach dem Ausgang des Krieges froh ist, ihr 1900/14 bewiesenes Verständnis für die Notwendigkeit deutscher Machtgrundlagen nunmehr feierlich abzuschwören. Ich versage es mir nicht, eine Probe zeitgemäßer deutscher Geschichtsdarstellung hier einzuschalten. Die „Frankfurter Zeitung“ schreibt (1918, Nr. 330): „War nicht Lord Haldane in Berlin, schlug er nicht einen Vertrag vor, der uns in nur mäßiger Entfernung hinter der englischen Flotte gelassen haben würde? Diesen Vorschlag nahm Bethmann nicht an, und wir wissen auch wohl, warum. Nicht weil er nicht selber gewollt, nicht, weil er diese Lösung nicht als durchaus hinreichend für Deutschlands berechnete Interessen erkannt hätte, sondern aus erbärmlicher Feigheit vor Tirpitz und seinen journalistischen Spießgesellen, vor der frechen, verbrecherischen Propaganda, die das Reichsmarineamt auf

Kosten des deutschen Steuerzahlers betrieb.“ Die niedrige Gesinnung, die, abgesehen von der Unwahrheit, aus solchen leider nicht vereinzelt stehenden Preßäußerungen spricht, enthebt England der Mühe, seinerseits den Beweis für seinen Edelmut und die deutsche Schurkerei anzutreten. In Wirklichkeit ist es so gewesen, daß der von Halbane gemachte Vorschlag in letzter Linie die Beseitigung des deutschen Flottengesetzes enthielt, und ich erfahre erst aus der „Frankfurter Zeitung“ die wohl nicht zutreffende Ansicht, daß auch der Kanzler diese Beseitigung des Flottengesetzes „als hinreichend für Deutschlands berechnigte Interessen erkannt habe. Da muß ich denn wohl der Ressortbock sein, der Halbanes ehrliche Versöhnung zunichte machte.

Tut Deutschland seiner selbst wegen wirklich gut daran, alle die beschimpfen zu lassen, die sich einst um seine Sicherheit und seinen Schutz bemühten?

Von ihrem Standpunkt aus ist die Frankfurter Zeitung freilich berechtigt zu fragen, weshalb denn der Kanzler, wenn mein Tun so verhängnisvoll war, nicht die Folgerung zog, mich gehen zu lassen (ich habe es ihm 1911/12 sehr leicht gemacht und mehrfach dem Kaiser meinen Abschied angeboten) oder aber selbst die verantwortliche Gegenzeichnung abzulehnen?

Meinerseits stelle ich eine Frage an diejenigen Deutschen, welche mutmaßen, daß die Engländer 1914 nicht zur Aufrechterhaltung des festländischen Gleichgewichts oder aus alter Handelseifersucht, sondern um der deutschen Flottenpolitik willen in den Krieg eingetreten sind. Meint man, daß die Novelle von 1912 oder die Ausführung des Flottengesetzes den Kriegsentbruch zur Reife gebracht hat?

Die erste Möglichkeit erledigt sich wohl von selbst. Wenn England vor 1912 grundsätzlich den Frieden vorzog, so wird es durch die zwei Schiffe der Novelle doch wohl nicht zum Krieg umgestimmt worden sein. Oder würde England vielleicht die im Juli 1914 entstandene Lage nicht zum Krieg benützt, Belgien und Frankreich nicht verteidigt haben, wenn ich statt eines Novellenschiffes alle drei weggegeben und eine diplomatische Niederlage in Kauf genommen hätte? War aber England ohnehin zum Krieg entschlossen, dann könnte man mir viel eher einen Vorwurf daraus machen, daß ich überhaupt etwas weggab und mich so in gewisser Weise zum Mitschuldigen derjenigen unserer Minister gemacht habe, welche in der Tat in den Jahren vor dem Weltkrieg unsere Rüstungen

durch eine unverantwortliche Sparpolitik zu Wasser und zu Lande geschädigt und damit zum Verlust des Krieges beigetragen haben.

Die einzige Frage also, deren Beantwortung freilich mehr eine Sache der Gesinnung ist, bleibt also, ob wir überhaupt kein Flottengesetz beschließen und ausführen durften. Wer ein friedliches Verdorren der deutschen Überseewirtschaft dem Versuch vorzöge, sie durch eine Gleichgewichtspolitik zur See zu schützen, mit dem ist nicht zu streiten, und der unglückliche Ausbruch und Verlauf des Krieges wird ihm vor denen recht geben, welche in diesem Verlauf der Dinge ein unausweichliches Schicksal an Stelle einer Kette vermeidbarer Fehler erblicken. Ich hätte meinem Volk nicht mit ganzer Seele eine Flotte gebaut, wenn ich nicht an seine Eigenschaft, ein wirkliches freies Weltvolk werden zu können, geglaubt hätte. Darin habe ich mich vielleicht getäuscht. Wenigstens legt die Selbstbezichtigung unserer Demokratie die Vermutung nahe, daß ich mich über die inneren Kräfte unseres Volkes getäuscht habe. An ihrer Uneinigkeit, nicht an den äußeren Verhältnissen, ist der weltpolitische Anlauf gescheitert, nach meiner Überzeugung, von der mich auch der Lärm der Geschichtsklitterungen niemals abbringen wird. Den Engländern wird, nachdem sie ihr Ziel erreicht haben, dieser innerdeutsche Versuch der Demokratie, sich reinzuwaschen von unserem früheren Streben nach friedlicher Weltgeltung, nur eine gelassene Verachtung abnötigen. Die zukünftigen Geschlechter Deutschlands aber werden die Erfahrung darin nachholen, ob die Angelsachsen es einem zur See ohnmächtigen Deutschland erlauben werden, als Industriestaat zu gedeihen.

Es gibt politische Staubengelehrte, die sagen: Wir hätten uns noch ein paar Jahrzehnte lang, so wie Bismarck, des Flottenbaus und damit jeder Reizung Englands enthalten sollen, bis wir auf dem Festland ganz überragend geworden wären. Möchten diese, die also im wesentlichen an Caprivis Standpunkt festhalten, beachten, was Bismarck selbst über die unvermeidliche deutsch-englische Spannung und ihre Gründe gesagt hat. Nach seinen dreihundertjährigen Staatsgrundsätzen würde England niemals geduldet haben, daß ein scharfer wirtschaftspolitischer Wettbewerber, am wenigsten aber wir, die überragende Macht auf dem Festland gewönne, ganz abgesehen von der Frage, ob Letzteres überhaupt ein für uns erstrebenswertes Ziel war. England hätte aber um so rücksichtsloser und unbefangener auch kriegerisch gegen jede Ausdehnung unserer Macht auf dem Festland gewirkt,

je weniger es selbst uns fürchtete. Darum wurde schon in den neunziger Jahren in England der Gegensatz zu Frankreich und Rußland zurückgeschraubt, der zu uns herausgearbeitet. 1914 dagegen hatte, durch unseren Flottenbau, der die Gefahrenzone fast durchlaufen hatte, gedeckt, Deutschland schon nahezu die Stelle der vierten Weltmacht friedlich erobert, ohne daß England einzugreifen noch Gelegenheit gefunden hatte. Es gehörten außerordentliche Ungeschicklichkeiten unsererseits dazu, ihm diese Gelegenheit so spät noch zu verschaffen. Ein hervorragender deutscher Staatsmann hat diese Leistung charakterisiert als ein diplomatisches Kunststück erster Klasse, freilich nach der negativen Seite hin. Es gab keinen andern Weg zur Weltmacht als über den Flottenbau. Umsonst wird einem Volk die höchste Wohlfahrt nicht geschenkt. Die Seemacht war eine natürliche und notwendige Funktion für unsere Wirtschaft, deren Welteinfluß mit England und Amerika um die Palme stritt und die anderen Völker schon überholt hatte. Eine solche Lage ist gefährlich, und sie wird unhaltbar, wenn nicht eine achtbare Seemacht das Risiko des Konkurrenten, bei jedem Versuch, den aufstrebenden Nebenbuhler totzuschlagen, stark erhöht.

Freilich wird man deutschen Doktrinären schwerlich Verständnis dafür beibringen können, daß solche Entwicklungen wie die zur Überseewirtschaft und Seemacht sich nicht kommandieren lassen, sondern organisch aus der innersten Volksentwicklung hervorgehen, und daß ein Siebzigmillionenvolk auf enger Scholle ohne überragenden Ausfuhrhandel buchstäblich verhungert.

In der Kieler Woche des Jahres 1914 sagte mir unser Londoner Botschafter, Fürst Lichnowsky, mit dem jetzigen deutschen Flottenbau hätte sich England abgefunden; ein Krieg um unsere Flotte oder unseres Handels willen käme nicht mehr in Frage; das Verhältnis wäre befriedigend, die Annäherung im Wachsen. Er knüpfte hieran die Frage, ob etwa eine neue Flottenvorlage zu erwarten wäre? Meine Antwort lautete: „Wir haben keine mehr nötig.“

Binnen Kurzem, so hoffte ich, würde der Ausbau der Marine beendet und gleichzeitig der Weg des deutschen Volkes zu gesunder nationaler, wirtschaftlicher und kultureller Betätigung in der Welt gesichert sein.

Da kam der Krieg.

Niedergang

Erstes Kapitel

Der Ausbruch des Krieges

1

In der Kieler Woche von 1914 war als Ausdruck gebesserter Beziehungen zum erstenmal seit neunzehn Jahren ein britisches Linienschiffgeschwader unser Gast. Ich hatte englische Offiziere und den großbritannischen Botschafter zum Frühstück an Bord, als die Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers eintraf. Zwei Tage später fuhren die englischen Schiffe ab. Ich reiste, wie geplant, am 2. Juli zur Kur nach Tarasp. Jene Nachricht hatte uns alle unheimlich berührt. Man erwartete irgendwelche Sühne für die düstere Tat, infolgedessen auch eine gewisse europäische Spannung. Einen Weltkrieg befürchtete ich nicht. Wer sollte die Verantwortung dafür übernehmen? Auch wiesen unsere militärischen Nachrichten darauf hin, daß, wenn überhaupt, so frühestens für 1916 mit einem Angriffskrieg von Rußland aus zu rechnen wäre. Der Verdacht, daß der Mord in Serajewo mit Wissen des Zaren oder Englands angezettelt wäre, wurde nicht gehegt.

Tägliches Lesen der englischen Zeitungen hatte zusammen mit amtlichen Berichten mich über das Abflauen der Hitze und die fortschreitende Entspannung der deutsch-englischen Beziehungen auf dem Laufenden gehalten. Die Grundstimmung freilich, daß man unsere Zurückdrängung wünschte, hatte sich nicht geändert, und es durfte keinen Augenblick vergessen werden, daß es noch immer englischer Staatsgrundsatz war, den deutschen Einfluß einzudämmen. Aber der Augenblick, uns niederzuschlagen, wurde in England von weiten Kreisen

als verpaßt gefühlt. Im Jahr 1897 war die Zerstörung des flottenlosen Deutschen Reiches kaltblütig erörtert worden. Im Jahr 1905 drohte der Zivillord der Admiralität der noch winzigen deutschen Flotte offen mit dem vernichtenden Überfall. Im Jahre 1908/9 begleitete wenigstens eine Flottenpanik, wenn auch keine Drohung mehr, die bosnische Krisis; das Schwert saß schon nicht mehr so locker, der Ton war nicht mehr so überhebend und brutal, aber noch recht erregt gewesen. In der Agadir- und Haldanezeit 1911/12 mischte sich in den feindseligen Ton eine gewisse Selbstbeherrschung und wachsende Vorsicht. Als der letzte Versuch, uns die englische Oberherrschaft, ausgedrückt in dem Flottenverhältnis 2:1, aufzunötigen, 1912 von uns zurückgewiesen worden war, erklärten sich die britischen Minister bald darauf mit unserem Flottenbau im Verhältnis 10:16 zufrieden und zeigten uns in allen Angelegenheiten mehr Rücksicht. Sie gewährten 1912/14 unserer Unterstützung des österreichisch-ungarischen Standpunktes Förderung, wobei unerörtert bleiben soll, inwieweit hierbei die Vertiefung russisch-deutscher Gegensätze als erwünschte Nebenwirkung empfunden wurde. Im Juli 1914 bewies England, wie ich später erfahren habe, anfänglich den Wunsch, um Serbiens willen keinen Weltkrieg zu entfesseln. Hierbei spielte wohl das bei einem Händlervolke besonders starke Bedürfnis mit, den allgemeinen Frieden solange zu erhalten, als das eigene Interesse nicht gefährdet war. Dagegen wäre es falsch, dieses Verhalten als Freundschaft zu Deutschland zu erklären. Jeden unbewachten Augenblick würde England bemüht haben, um das deutsche Volk in den Zustand der Jämmerlichkeit zurückzuführen, aus dem es allein der Staat der Hohenzollern und Bismarcks emporgehoben hatte.

Dabei war durch das Erstarken der russischen Macht die Gefahr eines Weltkriegs im ganzen immer näher gerückt, seit Rußland zur Entente getreten war und unsre in vielem verfehlte Russenpolitik es nicht verstanden hatte, die Spannung zu mildern. Die Rüstungen Rußlands und Frankreichs waren bis an die äußerste Grenze gesteigert worden. In der Begünstigung dieser Kriegsvorbereitungen und der ihnen zugrundeliegenden Eroberungsgelüste tritt Englands geschichtliche Schuld unwiderleglich zutage, gerade weil es sich selbst infolge des vermehrten eigenen Kriegsrisikos uns gegenüber vorsichtiger zurückhielt und innerhalb der durch England erzeugten labilen Gesamtlage Europas

die gesteigerte Explosivkraft der Entente in gewissem Umfang durch kühlere Besinnung ausglich.

Denn das halbe Jahrhundert friedlichen Wachstums hatte uns zuletzt schwer angreifbar gemacht. Kabinett und öffentliche Meinung Englands fanden es mehr und mehr im eigenen Interesse, uns als besten Kunden am Weltgeschäft teilnehmen zu lassen. Indem sich England an diesen Gedanken mehr gewöhnte, traten auch in Deutschland diejenigen zurück, welche die englische Vormacht als etwas Gottgegebenes, deutsche Macht aber als etwas Ungewohntes und Unerlaubtes empfunden hatten. Auch solche, die sich früher darauf eingestellt hatten, England nur ja nicht durch eine eigene Marine zu „reizen“, begannen angesichts der höflicheren Behandlung des mächtiger gewordenen Deutschen Reiches sich in einem durch eigene Kraft geachteten und geschützten Vaterland wohlfühlen. Wir hatten die unvermeidliche „Gefahrenzone“ des Flottenbaues nahezu durchlaufen und unser Ziel, die friedliche Gleichberechtigung mit England, stand vor seiner Erfüllung.

England befürchtete von uns keinen Angriff. Dafür bürgte ihm unsere ungünstige seestrategische Lage im nassen Dreieck, welche die hohe Schlagkraft unserer Marine nicht aufhob, aber beengte und beim Mangel seekräftiger Verbündeter den Wunsch nach einem Krieg bei keinem verantwortlichen Deutschen erzeugen konnte. Dafür bürgte ebenso das Verhältnis von fünf deutschen zu acht englischen Geschwadern, mit welchem auch wir uns als Endziel zufrieden erklärt hatten, ferner die wohlbekannte Friedensliebe des Kaisers und über alles das hinaus die einfache Grundtatsache unserer Weltstellung, daß wir im Frieden und durch den Frieden gewannen, wie niemals auch im glorreichsten Kriege denkbar war.

England und Deutschland erfuhren beide an sich die Wahrheit des alten Spruches: Si vis pacem, para bellum, den der Deutsche erst nach unglücklichen Jahrhunderten der Selbstvernichtung durch seine großen preussischen Könige begriffen hatte. Handel und Wandel stiegen in beiden Ländern reißend empor; die Wehrlasten wurden spielend getragen und wirkten im vollständigsten Sinne produktiv. Am politischen Horizont zeichnete sich der Zustand wirklichen Gleichgewichts ab.

Die britischen Staatsmänner freilich betonten in ihren Gesprächen

mit Deutschen den Umstand nicht, daß es im wesentlichen unsere der Vollendung nahe Risikoflotte in der Nordsee war, was ihre achtungsvolle Tonart bewirkt und die Wahrscheinlichkeit eines britischen Angriffs zurückgedrängt hatte. Sie sprachen begreiflicherweise nur von ihrer eigenen friedfertigen Gesinnung, weniger von den Tatsachen, welche sie verstärkten. Heute sind die Engländer ja froh, daß der Krieg gekommen ist, in dem Sinn, wie mir der amerikanische Botschafter Gerard nach Kriegsausbruch gesagt hat, er begriffe nicht, daß wir den Krieg zuließen, denn in wenigen Jahren hätten wir ja die Engländer auf friedlichem Wege überholt. Aber im Juli 1914 konnten die Engländer doch kaum vermuten, daß unsere Reichsleitung die deutsche Flotte vom Schlagen zurückhalten würde. Sie dachten deshalb nicht leichten Herzens an den Krieg. Die genial aufgebaute Einkreisungspolitik, die das edle Wild Deutschland zu Tode hegen sollte, war nicht davor, an unsrer herangewachsenen Machtstellung zuschanden zu werden.

Soweit ich zur Erhaltung des Friedens in Ehren beigetragen hatte, sah ich mit Befriedigung auf meine Lebensarbeit zurück und fühlte den Abschluß des Flottengesetzes nicht mehr fern, womit ich meinem Nachfolger ein fertiges Werk in die Hände legen konnte. Mochte dieser dann im Kleinkampf der Behörden und des Parlaments an der Ramme stehen; die deutsche Marine hatte im Sinne Stoschs und in meinem Sinne ihr Werk getan, wenn sie durch ihre Kraft den Frieden und die Freiheit auf den Meeren erhielt.

Niemals hat Deutschland im Lauf seiner langen Geschichte mächtiger und von den Größten der Erde gleicher geachtet dagestanden als in jenen Tagen, niemals reicher geblüht. Nach dem Urteil erfahrener Auslandskenner, wie z. B. des Fürsten Bülow in seiner „Deutschen Politik“, waren wir im wesentlichen „über den Berg“ und hatten unser Recht auf Weltgeltung durchgesetzt. Deutsche Kultur und Wirtschaft holten in Ostasien, Afrika, Südamerika, im nahen Orient in vollen Zügen nach, was unsere Geschichte versäumt hatte. Nur noch ein paar Jahre ruhiger, geschickter Führung, und wir waren als Weltvolk nicht mehr zu entwurzeln im Sinn des von Roosevelt 1904 gesprochenen Wortes: „Das Gedeihen eines Volkes hat normalerweise für die anderen Nationen nicht die Bedeutung einer Bedrohung, sondern einer Hoffnung.“ Ein Zufall, der für die Tragik des Weltkriegs

in gewissem Sinne symbolisch ist, hat es gefügt, daß unsrem Londoner Botschafter das bereits paraphierte deutsch-englische Kolonialabkommen gerade am Tag der Kriegserklärung zum Unterzeichnen überschickt wurde.

Die Mißgunst der Ententemächte durfte in keinem Augenblick unterschätzt werden. Aber die Situation war trotzdem für eine deutsche Staatskunst nicht verloren, als im Sommer 1914 die serbische Herausforderung an Österreich geschah. Es mußte nur rechtzeitig und offen gehandelt werden. Ein unmittelbares Ersuchen unseres Kaisers an den Zaren, bei der Sühne mitzuwirken, hätte Erfolg versprochen, mindestens aber unsere politische Lage günstig beeinflußt.

Ein bedrohliches Moment lag, was Deutschland betraf, niemals im Kriegswillen, sondern einzig in der verhängnisvollen Mittelmäßigkeit im Amt befindlicher Politiker.

2

Am 5. Juli 1914 überreichte der österreichische Botschafter ein von Graf Hoyos, dem Kabinettschef des österreichisch-ungarischen Außenministers Grafen Berchtold, überbrachtes Handschreiben des Kaisers Franz Joseph nebst einem schon vor dem Attentat verfaßten Promemoria in Potsdam dem deutschen Kaiser. Darin wurde, wie man mir nach Tarasp meldete, ausgeführt, daß die Fäden der Mordverschwörung nach Belgrad reichten. Die österreichische Regierung werde mit der Forderung nach weitgehendster Genugtuung an Serbien herantreten und, sobald diese nicht erfüllt würde, ihre Truppen in Serbien einmarschieren lassen.

Kaiser Wilhelm sagte aus ritterlicher Empfindung dem persönlichen Ersuchen des österreichischen Kaisers Unterstützung und Treue gegen die serbischen Mordgesellen zu. Nach den Ausführungen, die er am Vormittag des 6. Juli meinem Amtsvertreter im Park des Potsdamer Neuen Palais machte, hielt der Kaiser ein Eingreifen Rußlands zur Deckung Serbiens für nicht wahrscheinlich, weil der Zar die Königsmörder nicht unterstützen würde und Rußland zurzeit militärisch und finanziell kriegsunfähig wäre. Der Kaiser setzte ferner etwas sanguinisch voraus, Frankreich würde Rußland bremsen, wegen Frankreichs ungünstiger Finanzlage und seines Mangels an schwerer Artillerie. Von England sprach der Kaiser nicht; an Verwicklungen mit diesem Staat

wurde überhaupt nicht gedacht. Der Kaiser selbst sah also weitergreifende Gefahren für unwahrscheinlich an. Er hoffte, daß Serbien nachgeben würde, hielt es aber doch für erforderlich, auch für einen andern Ausgang der österreichisch-serbischen Auseinandersetzung gerüstet zu sein. Er hatte aus diesem Grund schon im Lauf des 5. den Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, den Kriegsminister v. Falkenhayn, den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Zimmermann und den Chef des Militärkabinetts v. Lyncker nach Potsdam befohlen. Es wurde dabei beschlossen, daß Maßnahmen, die geeignet wären, politisches Aufsehen zu erregen oder besondere Kosten zu verursachen, vermieden werden sollten.

Nach diesem Entschlusse trat der Kaiser auf Rat des Kanzlers die schon vorher geplante Nordlandsreise an.

Es war die verfassungsmäßige Aufgabe und vornehmste Pflicht des Kanzlers, das Versprechen an Osterreich vom politischen Standpunkt der deutschen Interessen zu prüfen und seine Ausführung in der Hand zu behalten. Der Kanzler billigte den Entschluß des Kaisers in der Annahme, daß Osterreichs ohnehin erschütterte Großmachtstellung in Verfall geraten müßte, wenn es von dem eroberungslüsternden serbischen Staat keine Genugtuung erhalte. Die Erinnerung an die bosnische Krisis von 1908/9 mag mitgespielt haben.

Über die politische Betätigung des Kaisers während der Nordlandsreise bin ich nicht unterrichtet. Ich habe indeß Grund zu der Annahme, daß er keine ernstliche Gefahr für den Weltfrieden bemerkt hat. Wenn der Kaiser den Frieden nicht für bedroht hielt, ließ er gern der Erinnerung an ruhmreiche Ahnen freien Lauf. In Augenblicken dagegen, die er als kritisch erkannte, verfuhr er außerordentlich behutsam. Wäre der Kaiser in Berlin geblieben und hätte der normale Regierungsapparat gespielt, so würde der Kaiser trotz seiner nur sporadischen Beschäftigung mit der Auswärtigen Politik vielleicht schon um die Mitte des Monats Wege gefunden haben, um der Kriegsgefahr auszuweichen. Da indeß auch der Chef des Generalstabes, der Kriegsminister, der Chef des Admiralstabes und ich während der nächsten Zeit von Berlin ferngehalten wurden, so geriet die Angelegenheit unter die monopolartige Regie des Kanzlers, der, selbst in der großen europäischen Welt unerfahren, nicht imstande war, den Wert seiner Mitarbeiter im Auswärtigen Amt zu durchschauen.

Der Kanzler holte auch schriftlich jedenfalls von mir keinen Rat ein.

Schon am 11. Juli besaß, wie ich nach Jahren erfahren habe, das Berliner Auswärtige Amt die Überzeugung, daß die Entente in Belgrad zum Nachgeben geraten hätte. Damit hatte der Kanzler Handhaben, um den Knoten zu lösen. Er aber zog aus der Annahme, daß die Entente den Krieg nicht wollte, den kurzfristigen Schluß, daß Österreich sich ohne Rücksicht auf die Entente den Einmarsch in Serbien wahrscheinlich erzwingen könnte, ohne den Weltfrieden zu gefährden. Denn, wie Zimmermann schon am 8. Juli gesagt hatte, nahm man in Berlin an, „daß, wenn Österreich in Serbien einrückte, England und auch Frankreich im Verein mit uns auf Rußland einwirken würden, um den Konflikt zu lokalisieren“. Man unterschätzte die Festigkeit des Zusammenhangs unter den drei Großmächten und darum die Gefahr eines allgemeinen Kriegs. Die begreifliche Abneigung der Menschen, begangene Irrtümer einzugestehen, erschwert heute dem Kanzler und den Seinen das offene Bekenntnis zu ihrem damaligen für Deutschland so verderblichen Optimismus. Ich besitze aber in den Meldungen meiner eigenen Behörde genügend Spiegelbilder für die damalige Stimmung der Wilhelmstraße.

Am 13. Juli hatte der Kanzler Kenntnis von wesentlichen Punkten des beabsichtigten Ultimatus, worüber ich eine Mitteilung meines Amtsvertreters nach Tarasp erhielt. Der betreffende Absatz des an mich gerichteten Schreibens lautet:

„Unser Botschafter in Wien, Herr v. Tschirschky, hat privatim und auch vom Grafen Berchtold erfahren, daß die von Österreich an Serbien zu richtende Note folgende Forderungen stellen werde:

1. Eine Proklamation des Königs Peter an sein Volk, worin er es auffordert, von der großserbischen Agitation Abstand zu nehmen,
2. Beteiligung eines höheren österreichischen Beamten an der Untersuchung des Attentats,
3. Entlassung und Bestrafung sämtlicher Offiziere und Beamten, deren Beteiligung daran nachgewiesen wird.“

Davon, daß die Entente in Belgrad zum Frieden geraten hätte, wie man damals in der Wilhelmstraße optimistisch annahm, ist mir nichts bekannt geworden. Auffällig ist mir noch heute, daß die Entente es nicht vermocht hat, über ihre friedensfördernde Einwirkung in Belgrad schlüssige Dokumente vorzulegen. Die serbischen Mordmethoden

Konnten freilich nicht gut durch irgendeinen Kulturstaat in Schutz genommen werden. Als ich jene Mitteilung nach Tarasp empfang, war indes mein erster Eindruck, daß dieses Ultimatum für Serbien unannehmbar wäre und leicht den Weltkrieg herbeiführen könnte. An die Möglichkeit, einen serbisch-österreichischen Waffengang gegenüber Rußland zu „lokalisieren“, habe ich nicht geglaubt, ebensowenig wie an die Neutralität Englands in einem Festlandskrieg. In diesem Sinne habe ich an meinen Amtsvertreter geschrieben und eine Verständigung mit dem Zaren empfohlen.

Diese Anregung ist ohne Einfluß geblieben.

Die Gefahr der Lage sah ich vor allem darin, daß England das Endglied der Ententekette bildete.

Die überlieferte Abneigung des Panславismus gegen das Deutsche Reich und die russisch-österreichische Eifersucht auf der Balkanhalbinsel bestanden trotz der Potsdamer Begegnung von 1910 fort, und die russische Intelligenz hatte sich durch unsere Balkanpolitik 1908/14 erhitzen lassen. Die Kreise um die Nowoje Wremja wünschten den Krieg, wenn auch nicht vor 1916. Dennoch hatten Sfasonow und der Zar die Zügel noch genügend in der Hand, so daß die deutsche Politik den russischen Expansionstrieb, meiner festen Überzeugung nach, von uns und von Österreich-Ungarn noch immer ablenken konnte, wenn sie ihm nach anderen, für uns nicht vitalen Fronten hin Luft gab. Erst die Ungeschicklichkeit unserer Politik verschaffte der russischen Kriegspartei Oberwasser und machte es Suchomlinow zuletzt möglich, den Zaren zu betrügen.

Rußland hatte freilich kein moralisches Recht, aus der Züchtigung Belgrads einen Krieg zu machen, aber man durfte die Gefahr nicht unterschätzen, daß weite russische Kreise dies fordern würden. Ich war zwar vor dem Ultimatum davon überzeugt, daß ein vertrauensvolles Verhandeln mit dem Zaren die Petersburger Kriegspartei im Zaum halten würde; aber wenn wir zu scharf vorgingen, so war fast mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß England entsprechend einer jahrhundertelangen politischen Überlieferung zur Erhaltung des „festländischen Gleichgewichts“, wie es dasselbe verstand, den Krieg entfesselte. Diese Gefahr, den schlummernden englischen Kriegswillen zu wecken, habe ich in einem Gespräch mit dem Prinzen Heinrich, der mich Mitte Juli in Tarasp besuchte, betont. Meine Auffassungen wurden von dem

dort anwesenden Staatsminister v. Loebell und dem sächsischen Gesandten v. Salza geteilt.

Die Frage der Unterbrechung meiner Kur wurde dadurch erledigt, daß der Kanzler mir den Wunsch ausdrücken ließ, nicht nach Berlin zurückzukehren, um Aufsehen zu vermeiden. Noch am 24. Juli telephonierte die Reichskanzlei dem Reichsmarineamt, meine Heimreise würde die Lage verschärfen. Eine eigenmächtige Rückkehr konnte ich weder für korrekt noch für nutzbringend erachten, zumal der Kanzler mich mit einer gewissen Eifersucht von den auswärtigen Geschäften fernhielt und begonnen hatte, einen Sagenkreis um mich zu verbreiten, als mischte ich mich in seine Politik. Im übrigen konnte ich aus den Tagesmeldungen meiner Behörde, die vom Auswärtigen Amt naturgemäß nur lückenhaft unterrichtet wurde, ein klares Bild nicht gewinnen und stand ihnen zufolge wesentlich unter dem Eindruck, daß keine Macht die Verantwortung für einen größeren Konflikt auf sich nehmen würde. Man war an solche Spannungen seit Jahren gewöhnt. Bülow war ihrer noch immer Herr geworden. Die Verschärfung der Lage nach der Überreichung des Ultimatus, insbesondere aber die Nachricht von der Rückkehr unserer Flotte in die heimischen Häfen veranlaßte mich schließlich, am 27. Juli ohne Anfrage beim Kanzler heimzukehren.

Das Ultimatum wurde der serbischen Regierung am 23. Juli überreicht. Ursprünglich war hierfür der 16. Juli in Aussicht genommen; Wien verschob aber die Überreichung, um die Abreise des Kriegstreiberischen Präsidenten Poincaré aus Petersburg abzuwarten. In Berlin bedauerte man diesen Aufschub, weil dadurch der frische Eindruck des Attentats und damit das Motiv des Einschreitens verblaßte. Bei dieser Meinungsverschiedenheit zwischen Wien und Berlin schwebte beiden Regierungen die Erhaltung des Weltfriedens als Ziel vor, und sie unterschieden sich nur in der Auffassung über die Methode, wie in das serbische Wespennest möglichst so hineinzugreifen wäre, daß man dabei den Weltfrieden nicht gefährde. Berlin vertrat wohl den richtigeren Standpunkt. Wenn überhaupt einmarschiert werden sollte, was freilich weit gefährlicher war, als die Urheber des Gedankens für wahrscheinlich hielten, dann mußte wenigstens rasch und imponierend gehandelt werden, gerade um nach erfolgter Besetzung eines Faustpfandes um so bereitwilliger zu Verhandlungen sein zu können.

Das schwerste psychologische Rätsel gibt die deutsche Politik in dem Augenblick auf, da die serbische Antwort bekannt wurde.

Serbien nahm am 25. Juli die Forderungen des österreichischen Ultimatum in der Hauptsache an und erklärte sich bereit, über den Rest zu verhandeln. Inwieweit etwa England, Rußland, Frankreich und Italien durch einen in Belgrad ausgeübten Druck Österreich zu einem gewissen diplomatischen Erfolg verholfen haben, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß die serbische Antwort ein unvermutetes Entgegenkommen bewies, und ich glaube nicht, daß die österreichische Regierung ein richtiges Augenmaß besaß, als sie diese Antwort als Grundlage weiterer Verhandlungen für unannehmbar erklärte. Aber Bethmann-Hollweg und Graf Berchtold verkannten die Greifbarkeit des schon erreichten diplomatischen Erfolgs. Da die österreichische Ehre gerettet war und auch Bethmann-Hollweg einen europäischen Krieg unbedingt zu verhindern bestrebt war, so konnte wahrscheinlich am 25. Juli die Kriegsgefahr abgewendet erscheinen, wenn Österreich seinen Erfolg einstrich. Es konnte etwa den Serben eine kurze Frist zur sofortigen Erfüllung der hierzu geeigneten Zugeständnisse stellen als Bedingung für Unterhandlungen über die restlichen Forderungen. Wenn dann auch für die Restforderungen die internationale Aufsicht eingetreten wäre, so vermindert das den hohen Wert nicht, welche die mit Zustimmung Englands vollzogene Demütigung Serbiens für Österreich besaß.

Die Dinge sind anders verlaufen. Das Steuerruder war den falschen Weg gelegt, und das Schiff drehte in der einmal aufgenommenen Richtung weiter. Bethmann und Berchtold sahen die Imponderabillen nicht klar, die sich ergaben, wenn sie diese serbische Antwort zum Grund eines Truppeneinmarsches machten. Obgleich dieselbe die Möglichkeit bot, weiter zu verhandeln, ging man darüber hinweg und beachtete nicht, wie gefährlich man die Petersburger Kriegspartei stärkte. Das Vertrauen auf die Friedlichkeit der Entente, insbesondere Englands, erzeugte bei den Staatsmännern der Mittelmächte die Hoffnung auf Lokalisierung des serbischen Streits und führte in Wien zu einer Übersteigerung des Zorns gegen Serbien. Um Österreichs Unterhöhnung durch die Serben gründlich zu verhindern, stürzte man sich in eine weit größere Gefahr und sprang, wie man gesagt hat, aus Furcht vor dem Regen ins Wasser.

Die gespannte Lage veranlaßte nun insbesondere den Reichskanzler und Sir Edward Grey zu Vermittlungsvorschlägen. Ich kann den Fehler, welchen der Reichskanzler in der Behandlung der mit dem 25. Juli einsetzenden britischen Vermittlungsvorschläge nach meiner Überzeugung beging, nicht berühren, ohne vorher Bethmanns guten Willen anzuerkennen.

Der Kanzler hat sein Bestreben, den Weltkrieg zu verhindern, in unbedingt überzeugender Weise diplomatisch kundgegeben. Ich nenne hier die Wiederanknüpfung der infolge eines russischen Mißverständnisses stockenden österreichisch-russischen Verhandlungen, weiterhin Bethmanns unmittelbare mäßigende Einwirkung auf Wien, beginnend nach der Ablehnung der serbischen Antwort, und endlich die spontane Aufstellung des Vermittlungsvorschlages, die österreichische Besetzung Serbiens auf ein Faustpfand bis zur Leistung der serbischen Genugtuung zu beschränken. An diese Beweise für Bethmanns Friedensliebe reihen sich andere, die später zu besprechen sind. Wie war es nun aber möglich, daß trotz soviel gutem Willen der Frieden in die Brüche ging? Weil die grundfalsche Hoffnung auf einen wirklichen Friedenswillen der Entente, insbesondere Englands, welche den Glauben an eine Lokalisierbarkeit der Züchtigung Serbiens erzeugt hatte, jetzt weiter wirkte und die ohnehin geringe diplomatische Geschicklichkeit unserer Leitung noch weiter herabsetzte.

Als Sir Edward Grey am 26. Juli anregte, England und Deutschland möchten unter Heranziehung Frankreichs und Italiens eine gemeinsame Vermittlung unternehmen, verkannte der Kanzler die sich bietende Gelegenheit, ebenso wie bei Bewertung der serbischen Antwort. Englischen Konferenzvorschlägen gegenüber war allerdings Vorsicht geboten. Bei Konferenzen der Großmächte befand sich Deutschland infolge des diplomatischen Übergewichts der stärksten Seemacht und der entsprechend parteiischen Haltung der Versammlung erfahrungsgemäß im Nachteil. In diesem Zeitpunkte aber durfte der von Grey vorgeschlagene europäische „Areopag“, wie ihn Bethmann genannt hat, nicht abgelehnt werden, weil er die einzige Möglichkeit bot, um den Weltkrieg vielleicht noch zu vermeiden. Bethmann konnte Greys Vorschlag einer Botschafterkonferenz sofort annehmen mit der Bedingung, daß sich Osterreich-Ungarn sein Faustpfand in Serbien verschaffen dürfte, wie Grey dies später (am 30. Juli) auf Bethmann-Hollwegs Vor-

schlag zugestanden hat. Der Kanzler stellte sich aber auf einen Standpunkt, der den Feinden den Vorwand gab, zu behaupten, der Kanzler hielte es für unter der Würde Österreichs, die „guten Dienste“ von vier Großmächten anzunehmen; überdies wollte sich Deutschland nicht in die serbische Sache mischen; der österreichisch-serbische Zusammenstoß wäre einmal da und unvermeidlich. Man könnte nur danach streben, ihn zu lokalisieren. Demgemäß drachtete er am 27. Juli an Riknowsky: „Es ist für uns unmöglich, unseren Bundesgenossen in dieser Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen.“ Am selben Tage soll, nach einer Meldung des österreichischen Botschafters, Jagow diesen von der Abneigung der deutschen Regierung, auf Greys Konferenzvorschlag einzugehen, unterrichtet haben.

Der Grad der Loyalität des Greyschen Vorschlages konnte Zweifeln unterliegen. Für die Frage der Annahme durften solche Zweifel aber nicht entscheidend sein. Sicherungen mußten die Mittelmächte sich vorbehalten; Grey hat, wie erwähnt, am 30. Juli keine Schwierigkeiten gemacht, als Bethmann-Hollweg eine solche Sicherung des österreichischen Faustpfandes verlangte. Wenn Grey seinen Konferenzvorschlag vom 26. Juli selber zurückgezogen hat, noch bevor ihm dessen Ablehnung durch Bethmann-Hollweg bekannt war, so ist nicht sicher, ob ihn dabei die Absicht geleitet hat, die Verhandlungen zu erschweren. Vielmehr könnte auch er sich damals noch etwas von unmittelbaren österreichisch-russischen Verhandlungen versprochen haben. Er hätte sich darin im Einklang mit dem Kanzler befunden, der seinerseits unter Ausschaltung des Konferenzgedankens unmittelbar zwischen Wien und Petersburg zu vermitteln suchte.

Der sekundäre Fehler, den man in Berlin damit beging, die Konferenz auszuschlagen, war ebenso groß wie der primäre Fehler, daß man sich zu sehr auf die Abneigung der Entente zu einem Krieg verließ. Bethmann zeigte sich überempfindlich für die Würde des österreichisch-ungarischen Staates, der mit dem Deutschen Reich nicht identisch war, an dessen Zukunft uns aber gerade die damalige Politik des Kanzlers auf Leben und Tod angehängt hatte.

3

Bethmann-Hollweg hatte seit Jahren an einem von ihm selbst so bezeichneten „Kartenhaus“ gebaut, nämlich einer deutsch-englischen

Verständigung, die nicht auf Tatsachen, sondern auf diplomatischem Schöntun beruhte.

Noch am 9. Juli hatte man im Auswärtigen Amt die nüchterne Ansicht vertreten, England würde sich wohl, wenn wider alles Erwarten die Erhaltung des Weltfriedens nicht gelänge, sofort auf die Seite unserer Feinde schlagen, ohne den Verlauf des Krieges abzuwarten. Die friedliche Haltung des Foreign Office in den folgenden Wochen täuschte aber den Bethmannschen Kreis mehr und mehr. Als nach der Überreichung des Ultimatus der warnende Ausspruch Greys bekannt wurde: „Die Lage wäre doch recht gefährlich, es könnte leicht ein Krieg der vier Großmächte daraus entstehen,“ da preßten die Gelehrten der Wilhelmstraße aus diesem Satz die Zuversicht, Grey hätte ausdrücklich betonen wollen, daß für die fünfte Großmacht, England, keine Kriegsgefahr bestünde! Jagow, Stumm und andere bestärkten den Kanzler in solchen unbegründeten Vorstellungen. Es gelang, auch den Kaiser in ihnen zu erhalten. Als am 25. Juli die in Norwegen befindliche Flotte den Befehl zur Heimkehr erhielt, wollte der Kaiser sämtliche Großkampfschiffe in die Ostsee schicken. Das Auswärtige Amt wünschte Ähnliches, um England nicht zu reizen. Der Kaiser aber hat sich damals dem Flottenchef gegenüber schroff dahin ausgesprochen, an der friedlichen Haltung Englands wäre ein Zweifel nicht erlaubt. Deshalb mußte die ganze Flotte in Bereitschaft gegen die Russen gehen. Nur technische Gründe veranlaßten ihn, zuzustimmen, daß ein Teil der Flotte nach der Nordsee ginge.

Ich muß gegen das britische Kabinett den schweren Vorwurf erheben, daß es, obwohl es die Friedensliebe Bethmanns wie auch seine Art genau kannte, durch Unklarheiten über Englands Verhalten in der Krisis eine große Schuld am Kriegsausbruch auf sich geladen hat, selbst wenn man annehmen will, daß das englische Kabinett in jenem Fall wirklich den Frieden zu Anfang noch wollte und nicht etwa schon zu Anfang den Hintergedanken hatte, Bethmann auf den bereitgehaltenen Spieß auflaufen zu lassen. Grey hätte den Frieden erhalten können, wenn er Bethmann rechtzeitig die Stellung Englands klargelegt hätte für den Fall, daß der serbisch-österreichische Konflikt zu europäischen Weiterungen führen sollte. Daß er dies unterlassen hat, wirkt um so befremdlicher, als im Juli 1911 Lloyd George im Auftrage des Kabinetts mit einer öffentlichen Drohung nicht gezögert hatte, obwohl damals die Lage bei weitem nicht so zugespitzt gewesen war.

Diesmal wurde nun sogar eine entsprechende Warnung unter vier Augen vermieden. Greys Verschweigen der englischen Stellungnahme bestärkte die Berliner Einmarschpolitiker in ihrer Auffassung. Grey und das britische Kabinett wußten genau, daß Bethmann alles tun würde, um einen Krieg mit England zu vermeiden. Sie wußten nebenbei, daß es in Deutschland sehr wenige Politiker gab, welche sich von der Fähigkeit Englands, erbarmungslos ein anderes Volk zu vernichten, eine zutreffende Vorstellung machten. Es konnten sich nur wenige bei uns in die Seele Englands versetzen, deren kalte Gleichgültigkeit gegen unterworfenen Völker, wie z. B. Iren oder Inder, erst das Jahr 1919 dem Durchschnittsdeutschen begreiflich gemacht hat. Vorher dachten viele bei uns ungefähr, je wehrloser Deutschland wäre, desto freieren Lebensspielraum würde ihm England genehmigen. Nur wenn unsere Politiker den wahren Geist der englischen Politik erkannt hätten, würden sie einerseits aufs äußerste gerüstet, andererseits diplomatisch die größte Vorsicht beobachtet haben, um England keine Gelegenheit zur Vernichtung unseres Volkes zu geben. Die britischen Minister wußten nun, in welchem furchtbarem Irrtum über die Gefährlichkeit der Lage Deutschlands sich viele Deutsche bewegten. Sie wußten auch, daß Deutschland aus einem Mehr oder Minder von serbischer Genugtuung keine Lebensfrage für sich selbst machen konnte. Trotzdem unterließen sie jede rechtzeitige Warnung. Ob es der Geschichtsschreibung gelingen wird, den wahren Umfang und die Gründe dieser britischen Zweideutigkeit ans Licht zu ziehen, muß ich der Zukunft überlassen.

Die Reichsleitung hat dem deutschen Volk gegenüber in den Julitagen durch ihre Weltunkennntnis eine schwere Schuld auf sich geladen, nicht aber England oder der Entente gegenüber. England, welches den französischen Revanchewillen um das schon halbvergeffene Elsaß-Lothringen aufgepeitscht und den Russen bedeutende Opfer gebracht hatte, um sie gegen Deutschland zu orientieren, erntete nur die Frucht seiner eigenen Bestrebungen, wenn es zum Kriege kam. Starke Strömungen, uns anzugreifen, bestanden in England unvermindert fort, ebenso in Deutschland die nur durch England hervorgerufene gerechtfertigte Sorge, daß die Einkreisungspolitik doch irgendwann und irgendwie zur Gewalt übergehen würde. Die Frage, ob England gerade im Juli 1914 den Zeitpunkt für gegeben hielt, tritt demgegenüber zurück. Irgendwann im Juli ist in England der Moment doch eingetreten,

von dem Grey im September 1912 zu Sasonow gesagt hatte, „daß, wenn die in Frage stehenden Umstände eingetreten sein würden, England alles daran setzen würde, um der deutschen Machtstellung den fühlbarsten Schlag zuzufügen.“ Der Zweifel kann sich einzig und allein auf den genauen Zeitpunkt im Juli beziehen, zu welchem sich dieser Umschlag im britischen Kabinett vollzogen hat. England war durch geographische und militärische Umstände in der glücklichen Lage sich im Hintergrund halten und mit gewohnter Meisterschaft sein puritanisches Humanitätsgesicht auch noch in dem Augenblick wahren zu können, wo es zum Kriege schon entschlossen war. Hierdurch hat das britische Kabinett nicht nur das englische Volk, sondern auch das deutsche, welches schon zur Zeit der Goten auf fremde Heuchelei stets hereingefallen ist, bestochen. Suchomlinow hätte niemals das Räderwerk des Krieges in Gang gesetzt, wenn er nicht die Gewißheit gehabt hätte, daß die britische Macht bereit stand einzugreifen.

Nach den Vorgängen der letzten Jahre war ein Zweifel darüber kaum möglich, daß England eine militärische Schwächung Frankreichs durch uns niemals zulassen würde, und beim Einmarsch in Serbien mußte man im ungünstigsten Falle doch die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland und damit auch gegen Frankreich in Rechnung stellen. Da aber Bethmann die zunehmende englische Friedlichkeit nicht gern als Wirkung unserer wachsenden Seemacht erkannte, sondern lieber sentimental aufgefaßt hatte, so ging auch das Gefühl für die realen Grenzen dieser Friedlichkeit bei ihm verloren. Die trotz allem steigende englische Verständigungsneigung beruhte, wie bemerkt, lediglich auf nüchternen Einschätzung der sinkenden Einträglichkeit eines Krieges. England hatte begonnen, unsere Macht anzuerkennen, solange wir die seinige in englischer Auffassung achteten. Wir mochten diese als zu weitgehend ansehen, mußten uns aber der Weltlage anpassen. Bethmann dagegen, der 1912 die deutschen Interessen verkannt hatte, verkannte jetzt den Umfang der britischen Ansprüche und hoffte im Juli 1914 wiederum auf einen Ausgleich des guten Herzens statt der Interessen. Derselbe ungenügend entwickelte Tatsachensinn, der die eigenen Staatsnotwendigkeiten weichlich auffaßte, sah auch die britischen Gedankengänge unscharf und lieferte deshalb jetzt durch ungelenktes Zugreifen die Gelegenheit zum Zuziehen der Ententeschlinge.

Indem wir durch eine vergrößerte und ungeschickte Nachahmung der bosnischen Krisis von 1908/9 England vor die Wahl stellten, die Großfürstenpartei zu verstimmen oder den Krieg unter besonders vorteilhaften Umständen zu eröffnen, drang die Stimmung jener Klubs durch, welche unentwegt an den Krieg dachten und es nur von der Gunst des Augenblicks abhängig machten, uns doch noch mit Gewalt niederzuschlagen. Die neuerdings veröffentlichten Erinnerungen des Admirals Fisher haben gezeigt, welches ungeheuerliche Maß an Kriegswillen gegen uns mächtige Kreise in England besaßen, lediglich erzeugt, wie Fisher sagt, durch Handelsrivalität. Diese Kreise, welche 1905 noch die kleine deutsche Flotte hatten „Kopenhagen“ wollen, waren 1914 angesichts unserer großen Flotte zurückhaltender geworden. Als aber im Laufe des Juli England die Sackgasse erkannte, in welche sich Bethmann verrannt hatte, wandte es sich von der geschäftsmäßigen Friedenspolitik der Verständigung, die es, wenn man seinen Versicherungen glauben will, bis zu Greys Konferenzvorschlag innegehalten hatte, zu der nicht weniger geschäftlichen Kriegspolitik, um nunmehr als „perfides Albion“ Russen und Deutsche einander umbringen zu lassen.

Die Gelegenheit, die wir ihnen boten, konnte günstiger nie wiederkehren. Sie hatten diesmal die Möglichkeit, uns ins moralische Unrecht zu setzen und die Verkehrtheiten unserer Politik in Kriegstreiberei umzudeuten. Sie konnten die Übermacht der Welt gegen uns werfen, und indem wir als die Angreifer erschienen — woran Bethmann gar nicht dachte — auch juristisch unsere eigenen Bündnisse entwerten. Schließlich war selbst strategisch der Augenblick für die Engländer verlockend, was Bethmann nicht wußte und worüber er sich bei mir nicht erkundigt hat. Obwohl das britische Kabinett in diesen Krieg nur zögernd eintrat, gewann bei dieser Lage der Kriegswille in ihm die Oberhand und legte zuletzt durch unterirdische Ermutigungen der Franzosen und damit der Russen den Zünder an die Detonationspatrone.

Bethmann wünschte keinen Weltkrieg und vermutete nicht dessen Ausbruch. Gerade deshalb glaubte er, anfänglich, daß Osterreich einen Lokalkrieg wagen dürfte. Es fehlte ihm und Jagow das Organ zur raschen Umstellung auf die tatsächliche Lage, daß nämlich die Ententemächte zwar einerseits ein gewisses Maß von Entgegenkommen zeigten zu einer gemeinsamen Lösung der Lokalkrise, andererseits aber vor einem Weltkrieg durchaus nicht

zurückschreckten. Bethmann und Jagow beharrten bei ihrer Überzeugung von der Unvermeidlichkeit, aber Lokalisierbarkeit des serbisch-österreichischen Konfliktes während uneinbringlicher Lage, solange, bis die von ihnen gröblich unterschätzten zum Kriege treibenden Kräfte innerhalb der Entente obgesiegt hatten.

Man hatte in der Wilhelmstraße eine eigentümliche Auffassung von den Möglichkeiten, den heiß erstrebten Frieden zu sichern durch eine nervöse Kriegsbereitschaft, die lediglich schwache Vorspiegelung war. Diese Politiker, die niemals gewillt waren, das Schwert zu ziehen, und die leider auch, wie sich gezeigt hat, außerstande waren, die militärischen Notwendigkeiten einer Kriegsvorbereitung überhaupt zu beurteilen, glaubten mit unsicheren kriegerischen Maßnahmen drohen zu können, welche sie selbst nicht ernst nahmen.

Das politische Augenmaß dieser Männer erregt Staunen. Am 20. Juli erklärte Staatssekretär v. Jagow einem Vertreter des Admiralstabs, England würde, wenn es zum Krieg des Dreibundes gegen den Zweibund käme, voraussichtlich nicht mitmachen. Er, Jagow, hätte aber einen Gedanken, wie man die Neigung der Engländer zur Neutralität vielleicht noch verstärken könnte, nämlich indem wir den Engländern drohten, sofort Holland zu besetzen, falls sich England gegen uns erklärte. Natürlich wäre das Ganze nur ein Bluff. Am folgenden Tag sagte der Admiral nach Rücksprache im Reichsmarineamt zu Jagow, sein „Bluff“ wäre wohl das sicherste Mittel, um England zum Krieg gegen uns zu zwingen. Der Abglanz Bismarckscher Autorität, der für die Offiziere meines Amtes noch über der Wilhelmstraße gelegen hatte, verbrauchte sich rasch, und man meldete mir den Vorfall mit dem Zusatz: „Man kann sich nur erneut fragen: Wie ist es möglich, daß einer solchen Persönlichkeit die Leitung der auswärtigen Politik Deutschlands anvertraut wird?“ Jagow war gerade wegen seines vorsichtigen Naturells, das ihm jeden Entschluß erschwerte, von Bethmann an die Spitze des Auswärtigen Amtes gesetzt worden. Er wäre der letzte gewesen, Holland zu besetzen, was ja übrigens jedem deutschen Interesse zuwider gelaufen wäre. Aber gerade so naiv, wie er ein paar Monate früher dem französischen Botschafter einen Appetit auf belgische Kolonien vorspiegelte, den Deutschland im Besitz seiner eigenen, noch wenig erschlossenen afrikanischen Reiche in Wirklichkeit nicht besaß, so glaubte er auch jetzt auf England durch eine „starke“ Geste Eindruck machen zu können.

Als Bethmann später gewahr wurde, daß England mit dem Krieg ernst machen würde, brach er vollständig zusammen. Weshalb aber überließ er sich hinsichtlich Englands solange seinem eigenen politischen Giß, der doch so häufig in die Irre ging? Weshalb hat er in den langen drei Wochen alle Warnungen überhört, die aus England und über England an ihn gelangten? Weshalb suchte er sich nicht Gewißheit darüber zu verschaffen, wie sich England bei einem Festlandskrieg verhalten würde? Auch dieses Rätsel löst sich aus der Eigentümlichkeit seines Grundplanes.

4

Am 8. Juli gab der Unterstaatssekretär Zimmermann die Direktive aus, alle auffälligen Maßregeln, wie Urlaubsunterbrechungen usw. wären zu vermeiden, ebenso wie das Aufgeben der Kaiserreise unterblieben wäre. Denn die Hauptsache dafür, daß die Absicht des Lokalisierens gelänge, wäre die Vermeidung des Eindrucks, als ob wir Österreich antrieben.

Schon in den Verhandlungen des Jahres 1911/12 war mir aufgefallen, daß Bethmann-Hollweg freien und offenen Aussprachen aus dem Wege ging und es vorzog, auch solche Fragen, die ihrer Natur nach durch gemeinsame Beratung geregelt werden mußten, nach längerem, ausweichendem Hinziehen plötzlich durch einseitig vollzogene Tatsachen zu lösen. Dazu kam die auch von anderen meiner Kollegen sowie von Bethmanns Bewunderern an ihm früh bemerkte Fähigkeit, „etwas zu behaupten, was gar nicht ernst gemeint sein konnte, und sich nicht bloß die Frage zu stellen, wie etwas objektiv ist, sondern auch die, wie es subjektiv wirkt. Der Zweck des hier gewählten Verfahrens war gut, die Vermeidung des Weltkrieges. Aber das für diesen Zweck benutzte Mittel war nicht glücklich; denn es hat den Weltkrieg wesentlich befördern helfen. Bethmann sah nicht, daß dies Versehen uns leicht als Zweideutigkeit ausgelegt werden konnte und außerordentlich gefährlich war. Die Welt wollte nicht glauben, daß Österreich solche Noten an Serbien schickte, ohne daß wir davon Kenntnis hätten. Die Methode der bureaukratischen Überrumpelung auf eine europäische Sache übertragen, Staatsmännern vom Range der englischen an Stelle einer vertrauenerweckenden offenen Aussprache entgegengebracht, versetzte leider die an sich schon geladene Atmosphäre in noch höhere Spannung.

Wie ich Meldungen vom 11. Juli entnehme, äußerte man im

Auswärtigen Amt damals die Vermutung, es wäre den Österreichern lieber gewesen, wenn wir ihnen die Bundeshilfe gegen Serbien verweigert hätten. Unsere Bundesbrüder wußten so wenig, was sie wollten, daß sie jetzt bei uns angefragt hätten, was sie eigentlich von den Serben verlangen sollten.

Dieser Eindruck war so wohl kaum richtig. Er zeigte aber, wie wenig man in Berlin damit rechnen durfte, daß Österreich in der von ihm selbst zur Rettung seiner Ehre begonnenen Aktion fest bleiben würde. Trotzdem verkannte der Kanzler, wie wenig beneidenswert seine Lage würde und wie ungeheuer seine Verantwortung vor der Geschichte, wenn er als Mann erscheinen wollte, welcher die Zukunft Deutschlands der Wiener Regierung ohne weitere Kontrolle überließ.

Diese Haltung mußte unsere Politik um den ihr von Friedrich d. Gr. und Bismarck erworbenen Ruf der Aufrichtigkeit bringen. Auch die Vertrauenswürdigkeit ist ein Stück Macht, das teuer gehütet werden will, und es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Politiker mit geringem Verständnis für reale Macht meist auch keinen feinen Sinn für die Unwägbarkeiten des Prestiges haben. Als Greys Konferenzvorschlag eintraf, glaubte Bethmann seine Stellungnahme festhalten zu müssen, und so lehnte er den Vorschlag ab, d. h. er blieb bei jener Erklärung der „Nichteinmischung“ in die österreichische Sache, wodurch der entscheidende Augenblick einer möglichen Friedensaktion verloren ging. So konnte Österreich durch seine Kriegserklärung an Serbien (28. Juli) die Lage verschärfen, während die deutsche Politik festgebant zwischen ihren selbstgewählten Schranken stand.

Die Engländer mit ihrer kühlen Geschäftsart, Machtfragen zu diskutieren, konnten oder wollten Bethmanns anscheinendes Beiseitestehen, das tatsächlich die Lokalisierung des Streits und die Erhaltung des Friedens zwischen den Großmächten bezweckte, nicht begreifen. Ihrer eignen Denkungsweise lag es jedenfalls fern, anzunehmen, daß ein deutscher Staatsmann es für etwas Böses halten könnte, offen Österreich zu unterstützen und von deutschen Macht- und Prestigeinteressen zu reden. Sie merkten, daß die deutschen Diplomaten teils zu mißtrauisch, teils zu vertrauenselig waren. Zugleich sahen sie die günstige Gelegenheit zum Krieg heranwachsen. Wir boten der Entente mit den Widersprüchen unserer Einmarschpolitik die Handhabe, um uns des Präventivkrieges zu bezichtigen. Die schwere Anklage der

Kriegstreiberei, die uns so unermesslichen Abbruch getan hat, wurde erhoben.

Daß Deutschland planmäßig auf den Krieg hingearbeitet haben sollte, ist eine wilde Fabel, die am besten durch unser später zu schilderndes Unvorbereitetsein widerlegt wird. Ubrigens hat der Generaloberst v. Moltke, der in den kritischen Wochen in Karlsbad sein schweres Leiden pflegte, mir später versichert, daß er mit den ganzen Verhandlungen nichts zu tun gehabt und keineswegs empfohlen hätte, das Ultimatum an Serbien als Prüfstein dafür zu verwenden, ob die Entente Krieg wollte oder sich dazu noch nicht stark genug fühlte.

Hätte der Kanzler seiner Pflicht gemäß — er mußte sich doch vor einer solchen Aktion nach den militärischen Möglichkeiten in jeder Richtung erkundigen — mich gefragt, so hätte ich ihm sagen müssen, daß vom Standpunkt der Marine aus die an sich unerwünschte Kriegsgefahr auch strategisch keinen günstigen Zeitpunkt fände. Der Dreadnoughtbau, durch dessen Einführung England die Kampfkraft unserer Marine automatisch verdoppelte, hatte erst vier Jahre lang gewirkt. Der Nordostseekanal war unfertig. Der Höchststand der Flotte wurde erst 1920 erreicht. Einige Schwächen, die unserer Marine infolge ihrer Jugend, namentlich in der Führung, anhafteten, konnten nur mit der Zeit verschwinden. Selbst wenn die Schiffszahl einmal nicht mehr wuchs, wurde die Flotte mit jedem Jahr besser wie junger Wein. Das mechanische Vergleichen der Schiffszahlen verlor an Bedeutung, je mehr das psychologische Moment der innerlichen Festigung Geltung gewann. Von französischer Seite war offen der Zweifel geäußert worden, ob wir wirklich so „töricht“ sein würden, gemäß dem Flottengesetz unsere Bauziffer von 1912 ab sinken zu lassen. Wir hatten es gewagt und damit England den bündigen Beweis geliefert, daß wir kein Wettrüsten betrieben. Trotzdem und obwohl unsere Bündnisse zur See keine wesentliche oder sichere Unterstützung gewährten, rechnete ich, daß etwa von 1916 ab ein englischer Angriff seemilitärisch nicht mehr wahrscheinlich sein würde. Jedes Friedensjahr war also für uns ein unschätzbare Gewinn. Über diese Auffassungen habe ich bei meinen oben erwähnten Gesprächen in Tarasp keinen Zweifel gelassen.

Der Kanzler hätte durch eine kollegiale Behandlung der Frage, wie sie kein anderer Staatsmann versäumt haben würde, die Verantwortung verteilt. Ich meinerseits hätte von dem Ultimatum abgeraten.

Dabei hatte der Kanzler in seiner Scheu vor Klarheit den Ernstfall so wenig vorbereitet, daß Gesamterwägungen zwischen den politischen und militärischen Spitzen niemals stattgefunden hatten, weder über die politisch-strategischen Probleme der Kriegsführung, noch über die Ausichten eines Weltkrieges überhaupt. Auch über den Einmarsch in Belgien, der, wenn er geschah, sofort maritime Fragen aufwarf, bin ich niemals unterrichtet worden. Es scheint hier der Einwurf nahezu liegen, ob ich nicht im Frieden meinerseits auf die Vorbereitung einer Mobilmachung der gesamten Reichsleitung zu drängen in der Lage war? Wer die Verhältnisse bei unsern damals regierenden Stellen kennt, wird diese Frage nicht stellen.

Die weltgeschichtlich schwerste Schuld Bethmann-Hollwegs liegt nicht in seinen Schätzungsfehlern vom Juli 1914, sondern in den unterlassenen Rüstungen vorher, in den Jahren, als die gegnerische Koalition alle ihre Kräfte sammelte und durch Kriegsvorbereitungen in ihren festländischen Teilhabern den Entschluß stärkte, jede sich bietende Gelegenheit zum bewaffneten Kesseltreiben gegen Deutschland auszunützen. Mit geringer Mühe und auf die Dauer kaum spürbaren Kosten hätte das deutsche Volk vor dem Schlag dieses Krieges bewahrt werden können, wenn die stete Sorge vor ihm auch zu den nötigen Vorsichtsmaßregeln Anlaß gegeben hätte. Die Gefahr war da; die Folgerungen aus ihr hätten gezogen werden müssen. Denn Frankreich und Rußland waren in ihren Rüstungen bis an die Grenze ihrer Leistungskraft gegangen, Frankreich sogar in gewissem Sinne darüber hinaus. Deutschland und Osterreich-Ungarn dagegen schöpften ihre Kräfte nicht annähernd aus. Wie erklärt sich diese furchtbare Unterlassung, die bei jedem national gefestigten Volk die schwerste Anklage gegen die verantwortlichen Staatsmänner nach sich gezogen haben würde?

Der Kanzler, unterstützt durch den Reichsschatzsekretär Bermuth, hatte Angst vor dem Wort „Betrüsten“. Er glaubte durch Zurückhaltung in kriegerischer Bereitschaft dem Frieden zu dienen. Dadurch sollte die Entente von unseren friedlichen Absichten überzeugt werden. In Wahrheit wußte die ganze Welt, daß wir den Frieden zu erhalten wünschten, erhob aber über unsere unzureichenden Wehrvorlagen ein Entrüstungsgeschrei, wie es bei wirklich durchgreifenden Rüstungen unsererseits auch nicht größer hätte sein können. Durch die Unzu-

länglichkeit unserer Rüstungen aber lockerte sich das Schwert bei unsern Nachbarn. Hätten wir seit 1909 aus der wachsenden russischen Stärke die Folgerung gezogen, wirklich Schritt mit den gegnerischen Rüstungen zu halten, so wäre der Frieden und die auf Achtung begründete gute Nachbarschaft Rußlands gesichert worden. Es war ein Methodenfehler von vernichtendem Umfang, daß wir in unserer diplomatischen und geographischen Unterlegenheit uns nicht das Höchstmaß an militärischer Verteidigungskraft sicherten. Was wäre aus Preußen-Deutschland geworden, wenn Friedrich der Große und sein Vater vor einem „Rüstungswettlauf“ mit Osterreich zurückgeschreckt wäre? Ein Volk, das in solchem Wettlauf um die weltwirtschaftliche Macht stand, wie wir vor diesem Kriege, darf die Verdächtigung durch Rivalen und Pazifisten nicht scheuen, wenn es nicht alles verlieren will.

Diese Wahrheit, auf deren Erkenntnis und der Zeit entsprechenden Befolgung der Werdegang des deutschen Staats seit dem Großen Kurfürsten beruht, ist der deutschen Radikaldemokratie unbekannt geblieben¹⁾. Mit ihren Illusionen aber, nicht mit der Staatsvernunft und Überlieferung unseres harten geschichtlichen Leidens- und Werdegangs stand unsere politische Leitung im Bunde.

Ein nicht unerheblicher Teil der begangenen Unterlassungen hätte aber noch im Juli 1914 beseitigt werden können. Am 5. Juli hatte der Kaiser gesagt, man müßte trotz der Unwahrscheinlichkeit eines Weltkriegs immerhin auf die Möglichkeit eines Zusammenstoßes gefaßt sein. Es lag bei der Verknüpfung der europäischen Bündnisysteme auf der Hand, daß wir bei jeder solchen Krisis auf das Schlimmste gerüstet sein mußten. Aber was geschah?

Wir haben noch im Juli 1914 erhebliche Mengen Brotgetreide nach Frankreich ausgeführt. Es herrschte ein Mangel an Salpeter, welcher für die Armee nahezu lebensgefährlich wurde. Kupfer, Nickel und andre Kriegsnotwendige Stoffe fehlten in hohem Maße, und jede

¹⁾ Wenn ich häufig gegen die außenpolitische Verblendung weiter demokratischer Kreise angehen muß, so ist mir wohl bekannt, daß es zahlreiche ehrenhafte und dem Vaterlande treue Sozialdemokraten und Radikale gibt, welche volles Verständnis für die deutschen Staatsnotwendigkeiten gezeigt haben. Ich verstehe unter „Demokraten“ in diesem Buch wesentlich die von Scheidemann, Gothein, Haase und der „Frankfurter Zeitung“ vertretenen mächtigen Richtungen, welche ihrer Wirkung nach die Kraft unseres Staates untergruben. Mit innerer Politik hat diese meine Stellungnahme nichts zu tun.

Gelegenheit, sie unauffällig zu ergänzen, wurde geradezu geflüchtig außer acht gesetzt. Um die tatsächliche Harmlosigkeit Berlins zu beweisen, auch für den Fall, daß darüber das Land zugrunde ginge, waren wirtschaftlich und industriell nicht die einfachsten Vorsichtsmaßregeln für gespannte Lagen getroffen worden.

Außer dem Wunsch, bei der Entente keinen falschen Verdacht aufkommen zu lassen, dürfte auch der Trieb maßgebend gewesen sein, den Etat peinlich innezuhalten. Man hätte leicht in großem Maßstab einkaufen und sich dafür, wenn der Frieden erhalten blieb, vom Reichstag Indemnität erteilen lassen können. Der Ernstfall war aber augenscheinlich nicht ernst genommen worden. Die Reichsleitung ließ jedes Ressort für sich und im Dunkeln über die Ansichten und Absichten der anderen. Während die einzelnen militärischen Ressorts bei der Mobilmachung nur auf den Knopf zu drücken brauchten, fehlte jeder Gesamtplan für den Fall einer Weltkatastrophe. Wir fanden uns Ende Juli 1914 in ein Durcheinander hineingestellt, und zwar bei einem der englischen Improvisationsgabe im ganzen nicht gleichwertigen Talent, worüber auch das sittliche Bewußtsein nicht wegstärken konnte, daß das Deutsche Reich unter allen Großmächten sich wohl am wenigsten mit Kriegsmöglichkeiten beschäftigt hatte. Trotz diesem selbstmörderischen Beweise unserer Friedensliebe ließ sich infolge der nach Kriegstreiberei aussehenden Heimlichkeiten unserer Politik im Juli 1914 die Welt doch von unserer Schuld überzeugen. Wir waren das Schaf im Wolfskleid.

5

Am 27. Juli, als ich in Berlin eintraf, bestand, so wie ich die Lage jetzt überblicke, wohl noch eine knappe Möglichkeit, das Friedensschiff an den Klippen vorbeizupressen und klarzuscheren. Damals machte ich mir, ebenso wie der Kaiser, der gegen des Kanzlers Wunsch aus eigenem Entschluß heimgekehrt war, und die Ministerkollegen, die jetzt in Berlin zusammenströmten, ein falsches Bild von der Lage. Der Schlüssel zu ihrem Verständnis war in der Wilhelmstraße verloren gegangen. Ich erfuhr von den russischen Rüstungen und glaubte nun auch, die tatsächlich zufällige, seit Monaten angeordnete Mobilmachung der englischen Flotte als eine drohende Maßregel auffassen zu müssen. Über Bethmanns Handlungen, um in dieser Phase

noch den Frieden zu retten, standen wie so manchmal die Worte geschrieben: Zu spät und halb.

Am 28. Juli früh besuchte mich der Chef des Marinekabinetts v. Müller und sprach sich entsetzt über seine jüngsten Erfahrungen mit Bethmann aus. Er hielt einen Kanzlerwechsel und einen Ersatz Jagows durch Hinzke für unumgänglich. Die wirkliche Lage überschaute im übrigen auch Müller nicht.

Der Kaiser entfaltete, sobald er in Berlin eingetroffen war, eine fieberhafte Tätigkeit, um den Frieden zu erhalten. Der Kanzler hatte es nicht verstanden, den Kaiser wirklich auf dem Laufenden zu erhalten. Es fiel dem Kaiser schwer, einen klaren Ausgangspunkt für eine wirksame diplomatische Aktion zu finden. Er sagte: „Er wüßte gar nicht, was die Oesterreicher wollten. Die Serben hätten doch alles bis auf einige Bagatellen zugestanden. Seit dem 5. Juli hätten die Oesterreicher nichts darüber gesagt, was sie vorhätten.“

Diese Äußerung fiel am 29. Juli abends im Potsdamer Neuen Palais, wohin der Kaiser die militärischen Chefs geladen hatte, um sie über seine Verhandlungen mit dem Kanzler zu unterrichten, der völlig in die Knie gesunken wäre. Von den Zweifeln, die Bethmann über seine Politik der ersten Juliwochen aufgestiegen sein mußten, ahnten wir alle damals nichts. Wir sahen nur mit Schrecken, was sich vor unseren Augen abspielte, einschließlich des Kaisers, der sich über Bethmanns Unzulänglichkeit, wie schon früher des öfteren, rückhaltlos aussprach, aber die Meinung äußerte, er könnte sich von diesem Manne jetzt nicht trennen, da er das Vertrauen Europas genösse. Der Kaiser teilte mit, der Reichskanzler hätte vorgeschlagen, wir sollten, um England neutral zu erhalten, die deutsche Flotte durch ein Abkommen mit England opfern, — was er, der Kaiser, abgelehnt hätte. Der Kanzler mußte sich wohl infolgedessen nach seiner Rückkehr aus Potsdam am Abend des 29., wo er den britischen Botschafter zu sich bestellte, um ihm hohe Angebote für Englands Neutralität in einem deutsch-französischen Krieg zu machen, hinsichtlich der Flotte Zurückhaltung auferlegen. Die Anerbietungen, die er bei dieser Gelegenheit vorbrachte, sowie die schneidende Antwort, die ihm Sir Edward Grey erteilte, sind aus dem englischen Blaubuche (Nr. 85, 101) bekannt. Der Öffentlichkeit ist dagegen unbekannt geblieben, daß der Kanzler auch wiederum, wie 1912, bereit war, die deutsche Flotte

zu opfern, in der eigenartigen Vorstellung, daß England in diesem Falle einen deutschen Sieg über Frankreich genehmigen würde. Die Kapitulationsversuche begannen also schon vor dem Krieg, und als es vielleicht noch Zeit war, ihn zu verhindern. Das auswärtige Amt hatte zwei unglückselige Ideen: die Oesterreicher müssen in Serbien einmarschieren, und die deutsche Flotte steht der vollen Liebe Englands im Wege. Für den Fall, daß seine Belgradpolitik den Feinden die Gelegenheit zum Kriege geben sollte, war es nun jedenfalls gedeckt: die deutsche Flotte war an allem schuld. Die Flottenpolitik des Kanzlers vom 29. Juli, wie diejenige von 1911/12 wirft ihren Schatten leider in den Krieg voraus; denn die vom Kanzler gewünschte und durchgesetzte Art unserer Kriegsführung zur See bedeutete im Grunde nichts als die langsame Opferung von Deutschlands Flotte und Zukunft, deren augenblickliche Hingabe am 29. dem Kanzler versagt worden war.

Am jenem Tag traf aus England Prinz Heinrich in Potsdam ein mit der Meldung von Georg V., daß England in einem Krieg neutral bleiben würde. Ich bezweifelte dies, worauf der Kaiser erwiderte: „Ich habe das Wort eines Königs, das genügt mir.“

Der Wirrwarr, der Europa bewegte und keinem mehr den Überblick über das Ganze ließ, schien sich am 30. Juli günstig zu klären. England stimmte einem auch in Wien angenommenen Vermittlungsvorschlag des deutschen Kaisers zu. Zwischen uns und London war eine völlige materielle Einigung erzielt. Dies erfuhr ich am 31. Juli mittags durch ein Schreiben des Kaisers, das mich aufatmen ließ.

Schon in den Morgenstunden des 31. Juli hatte ich aber aus dem Admiralsstab erfahren, daß im Auswärtigen Amt der Krieg für unvermeidlich angesehen würde und daß Jagow angefragt hätte, ob wir bereit wären, die englische Flotte anzugreifen.

Der Widerspruch klärte sich mir auf, als ich zwischen zwölf und ein Uhr mittags die Nachricht von der russischen Mobilmachung erhielt.

Um halb ein Uhr hatte mich der Kanzler rufen lassen, bei welchem inzwischen der kaiserliche Befehl für „drohende Kriegsgefahr“ vorlag. Ich machte Bethmann auf die zwischen uns und London erzielte Einigkeit aufmerksam und las ihm das Schreiben des Kaisers vor, das er noch nicht kannte. Der Kanzler meinte, der Kaiser mische darin mehreres durcheinander. Die russische Mobilmachung wäre ein

so unerhörtes Verfahren gegen uns, daß wir uns das nicht gefallen lassen könnten; wenn Rußland fortführe, müßten auch wir mobilmachen, und um unsere Mobilmachung nicht zu sehr in Rückstand geraten zu lassen, hätte ein Ultimatum an den Zaren abgeschickt werden müssen. Das war auch meine Auffassung. Die Blutschuld der für die russische Mobilmachung Verantwortlichen wird auch durch kein Ungeschick unserer Regierung gemildert. Trotz der in letzter Stunde zwischen uns und England hergestellten Einigkeit war durch die russische Mobilmachung der Krieg unabwendbar geworden, wenn nicht ein Wunder geschah. Längeres Zögern unsererseits hätte unser Gebiet dem Feinde ausgeliefert und wäre nicht zu verantworten gewesen. In Wirklichkeit machten die Russen ja schon seit dem 25. mobil, und dieser Vorsprung hat uns schwer geschadet, als die Kriegsmaschinen einmal rollten. Jedoch gab ich dem Kanzler zu verstehen, daß es mir richtig erschiene, in dem Ultimatum noch einmal hervorzuheben, daß sachliche Einigkeit bestünde und eine günstige Vermittlung im Gange wäre. Der Kanzler erwiderte mir ziemlich außer Fassung, das wäre ja dauernd gesagt worden und darauf hätte eben Rußland mit der Mobilmachung geantwortet. Ich hoffte mit meinem Vorschlage kaum mehr das Rad des Schicksals aufzuhalten, welches die russische Mobilmachung in Gang gesetzt hatte, jedoch die Verantwortung für alles Kommende noch ausschließlich auf die Feinde abzuwälzen.

Am 1. August erfuhr ich in der Bundesratsitzung, daß wir dem Ultimatum eine Kriegserklärung an Rußland nachgeschickt hätten. Ich fand das für Deutschland sehr ungünstig. Wir mußten meinem Gefühl nach den Vorteil, daß wir gegen Rußland militärisch in der Defensive lagen, diplomatisch dadurch ausnützen, daß wir die Kriegserklärung den Russen überließen. Wir durften den Muschik nicht durch die Überzeugung begeistern, daß der Kaiser den weißen Zaren überfallen wollte. Auch die Entwertung unseres Bündnisvertrages mit Rumänien fiel ins Gewicht. Dieser Vertrag war, ebenso wie der mit Italien, vom Fürsten Bismarck auf die Verteidigung gestellt worden. Beide Staaten waren uns zur Hilfeleistung nur verpflichtet, wenn uns Rußland, bzw. Frankreich angriffen. Durch unsere Kriegserklärung an Rußland gaben wir den Rumänen formell das Recht, uns im Krieg allein zu lassen, ebenso wie später den Italienern durch unsere Kriegserklärung an Frankreich. Hatte Beth-

mann wirklich die ungeheuerlichen Nachteile nicht bedacht, welche uns erwuchsen, wenn wir den Akt der Kriegserklärung nicht den Feinden überließen?

Ich hatte den Eindruck, daß auch nach dieser Richtung unsere Aktion völlig unüberlegt und ohne jede Regie verlief, und mein Gefühl sträubte sich dagegen, daß wir, die wir doch in Wahrheit die Angegriffenen waren, vor der Welt wegen der Juristen des Auswärtigen Amtes das Odium des Angreifers übernehmen sollten, obwohl wir gar nicht beabsichtigen konnten, in Rußland einzumarschieren. Ich fragte also den Kanzler beim Verlassen der Sitzung, weshalb denn die Kriegserklärung mit unserer Mobilmachung zusammenfallen mußte?

Der Kanzler erwiderte, das sei nötig, weil die Armee gleich Truppen über die Grenze schicken wollte. Die Antwort befremdete mich, da es sich doch höchstens um Patrouillen handeln konnte. Bethmann war aber in diesen ganzen Tagen so aufgereggt und überreizt, daß nicht mit ihm zu sprechen war. Ich höre ihn noch, wie er mit erhobenen Armen wiederholt die unbedingte Notwendigkeit der Kriegserklärung betonte und damit jede weitere Erörterung abschchnitt.

Moltke, nachher von mir gefragt, wie es sich mit der Grenzüberschreitung als Grund unserer Kriegserklärung verhielte, bestritt, daß die Absicht bestünde, sofort Truppen über die Grenze zu schicken. Er sagte mir auch, daß er auf die Kriegserklärung von seinem Standpunkt aus keinen Wert legte.

Das Rätsel, weshalb wir zuerst den Krieg erklärten, bleibt also für mich ungelöst. Vermutlich taten wir es aus formaljuristischer Gewissenhaftigkeit. Die Russen fingen den Krieg ohne Erklärung an, aber wir glaubten uns nicht ohne eine solche wehren zu dürfen. Außerhalb Deutschlands hat man für solche Gedankengänge kein Verständnis gehabt.

Nachmittags zur kaiserlichen Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls ins Schloß gerufen, kam ich infolge einer Verkehrsstörung verspätet an, als die Orders schon unterzeichnet waren. Ich hörte aber, daß ein russisches Akzept unserer Kriegserklärung noch nicht vorläge und machte deshalb zum letzten Male einen Versuch, in dem Gedanken, daß es, bis die Russen unsere Kriegserklärung entgegengenommen hätten, immer noch Zeit wäre, ihr eine abmildernde Depesche nachzusenden. Ich konnte mich nicht losmachen von dem Triebe,

mindestens das Odium der Kriegserklärung von uns abzuwälzen, auch wenn wirklich der letzte Funke einer Friedensmöglichkeit erstickt sein sollte. Ich fragte also, ob ohne Akzept der russischen Regierung die Feindseligkeiten unsererseits eröffnet werden sollten, die doch angesichts unseres Aufmarsches im Westen nur in Rauch- und Scheinmanövern bestehen könnten. Da unsere Patrouillen nach Moltkes Angabe erst in einigen Tagen die russische Grenze überschreiten sollten, so brauchten wir doch nicht als Angreifer dazustehen.

Die von mir angeregte Frage wurde übertönt durch eine in diesem Augenblick einlaufende Depesche Lichnowskys, die uns den Anstoß zu einem letzten Friedensschritt gab. Ich habe hierbei Bethmann lebhaft unterstützt, wie auch später auf seine Frage, ob wir den Engländern versprechen könnten, die französische Küste nicht anzugreifen, bejahend geantwortet und ihm empfohlen, das Anerbieten auch in seine Reichstagsrede aufzunehmen. Dieser Friedensschritt war zum Scheitern verurteilt, da Lichnowsky ein Mißverständnis unterlaufen war, doch hat er wenigstens noch einmal bewiesen, daß Deutschland den Krieg nicht wünschte.

In der Nacht vom 1. zum 2. August wiederholte sich beim Reichskanzler der Disput über unsere Kriegserklärung, diesmal hinsichtlich Frankreichs. Der Kanzler meinte, wir müßten Frankreich sofort den Krieg erklären, weil wir durch Belgien marschieren wollten. Ich warf ein, ich hätte schon nicht verstanden, weshalb man die Kriegserklärung an Rußland mit der Mobilmachung veröffentlicht hätte; ich könnte auch keinen Nutzen darin sehen, die Kriegserklärung gegen Frankreich früher loszulassen, als bis wir in Frankreich selbst einmarschierten. Ich verwies auf Berichte des Botschafters in London, nach denen der Durchmarsch durch Belgien den Krieg mit England unmittelbar zur Folge haben müßte, und rührte an die Frage, ob die Armee eine Möglichkeit besäße, den Durchmarsch durch Belgien aufzuhalten. Moltke erklärte, daß es keinen anderen Weg gäbe. Ich erhielt den Eindruck, daß es ausgeschlossen war, in den Mechanismus der Transporte einzugreifen. Ich erklärte, dann müßte unsererseits mit dem sofortigen Krieg gegen England gerechnet werden. Jeder Tag wäre ein Gewinn für die Mobilmachung der Marine. Deshalb müßte die Mitteilung an Belgien so spät wie möglich erfolgen. Man sagte mir zu, bis zum zweiten Mobilmachungstag zu warten, was

aber nicht befolgt worden ist. Daß Bethmann-Hollweg schon am 29. Juli dem britischen Botschafter, damit den gesamten Entente-mächten und Belgien selbst, die Möglichkeit kriegerischer Operationen in Belgien eröffnet hatte, war mir damals unbekannt. Es war dies in der Idee geschehen, gerade mit England ein Vertrauensverhältnis sogar über den Festlandskrieg hinweg zu bewahren.

Der Eindruck von der Kopflosigkeit unserer politischen Leitung wurde immer beunruhigender. Der Durchmarsch durch Belgien schien ihr vorher nicht eine feststehende Tatsache gewesen zu sein. Seit der russischen Mobilmachung machte der Kanzler den Eindruck eines Ertrinkenden.

Während sich die Juristen des Auswärtigen Amts in die Doktorfrage vertieften, ob wir nun schon mit Rußland im Kriege stünden oder noch nicht, stellte sich nebenbei heraus, daß man vergessen hatte, Österreich zu fragen, ob es mit uns gegen Rußland kämpfen wollte. Das sollte nun nachgeholt werden. Ebenso hatte Italien keine Nachricht von unserer Kriegserklärung gegen Rußland bekommen. Beim Herausgehen sprachen die Militärs mit mir entsetzt über den Zustand der politischen Leitung. Nicht weniger bekümmerte mich aber der Eindruck, daß der Generalstab die Bedeutung eines Krieges gegen England nicht richtig einschätzte und darüber rücksichtslos zugunsten des Krieges gegen Frankreich hinwegging, weil er anscheinend nur auf einen kurzen Krieg eingestellt war. Die Entscheidungen der Stunde wurden in nichts geleitet durch vorerwogene politisch-strategische Mobilmachungspläne für den Gesamtkrieg.

Der Kaiser war, als er das Scheitern seiner Friedensbemühungen erkannte, ins Innerste getroffen. Ein alter Vertrauter, der mit ihm in den ersten Augusttagen zusammenkam, äußerte, er hätte nie ein so tragisches und zerstörtes Gesicht gesehen, wie das des Kaisers in diesen Tagen.

Die erregten Aussprachen zwischen Bethmann und Moltke setzten sich am 2. August in meinem Beisein beim Kaiser im Schlosse fort. Moltke legte keinen Wert auf eine formelle Kriegserklärung an Frankreich. Er wies eine Reihe feindlicher Handlungen der Franzosen nach, die ihm berichtet worden waren; der Krieg sei tatsächlich da und die Entwicklung nicht aufzuhalten. Ich legte wiederholt dar, ich könnte nicht einsehen, weshalb überhaupt eine Kriegserklärung an Frankreich erfolgen

müßte, die immer einen aggressiven Beigeschmack hätte; die Armee könnte doch auch ohne solche bis zur französischen Grenze marschieren.

Der Kanzler meinte, ohne Kriegserklärung an Frankreich könnte er die Sommation an Belgien nicht überreichen. Mir ist dieser Grund unverständlich geblieben.

Gerade die belgische Frage hätte von Anfang an unsere Diplomatie zu besonders vorsichtigem Auftreten veranlassen sollen. Der Generalstab hatte seit Jahrzehnten die Möglichkeit des Durchmarsches durch Belgien ernsthafter erwogen, seitdem nämlich sich die französische Revanchepolitik auf die russischen Armeen zu stützen begann. Daß bei einem Deutsch-französischen Krieg die Franzosen mindestens intellektuell die Angreifer waren, darüber konnte in der ganzen Welt ein Zweifel nicht bestehen. In der Abwehr eines französischen Revanchekrieges nun, der uns an der Weichsel ebenso wie an Maas und Mosel bedrohte, konnte unser Durchmarsch durch das neutrale Belgien in den Augen der Welt nur gerechtfertigt erscheinen, wenn die politische Offensive Frankreichs gegen uns klar zutage lag.

Die Sonderbearbeiter der Frage im Generalstab, welche sich des furchtbaren Ernstes der Lage Deutschlands naturgemäß in besonderem Maße bewußt waren, hatten in den letzten Jahren vor dem Krieg aus allerlei Anzeichen die Überzeugung gewonnen, daß die Franzosen und Engländer durch Belgien marschieren würden, um die Rheinlande anzugreifen. Tatsächlich griffen die Franzosen im Jahr 1914 allerdings in Lothringen an, so wie Schlieffen es immer vorausgesetzt hatte. Doch verfügten wir über Belege dafür, daß die Westmächte Belgien als Kriegsschauplatz in Aussicht nahmen. Auch für die politisch-militärische Hinneigung maßgebender belgischer Kreise zur Entente gab es schon vor der Eröffnung der belgischen Archive umfängliche Anzeichen. Da nun der Kanzler über die belgische Frage unterrichtet sein mußte, so war es seine Aufgabe, den vom Generalstab gegen einen russisch-französischen Angriff für notwendig erachteten Durchmarsch durch Belgien diplomatisch entsprechend vorzubereiten. Nichts ist in dieser Richtung geschehen. Die strategische Offensive Deutschlands durch Belgien hatte politisch die schwersten Bedenken; diese wurden nur gemildert, wenn unsere Politik mit doppelter Vorsicht und Geschicklichkeit die Welt klar davon überzeugte, daß wir uns politisch in der Defensiv befanden. Luden wir aber den falschen Schein auf uns, politisch die Angreifer zu

sein, dann rückte auch die tatsächlich reine Notwehrmaßregel des belgischen Durchmarsches in das verhängnisvolle Licht eines brutalen Gewaltschrittes. Die Feinde bekamen einen überwältigenden Stoff, uns zu verleumben, in die Hand, wenn wir nach dem Ultimatum an Serbien, nach der Ablehnung des Gresschen Konferenzvorschlages, nach der formellen Kriegserklärung an Rußland und Frankreich auch noch durch Belgien marschierten. Wie zweifelhaft und zweideutig war die belgische Neutralität und ihre von England veranlaßte Verteidigung mit den Waffen! Nur unser vollendetes politisches Ungeschick hat diesem Land die legendäre Märtyrerkrone geflochten. Wir spielten in allem das Prävenire, wie um den Feinden ihr Spiel zu erleichtern. Der Generalstab war nicht die Stelle, um die politische Rückwirkung strategischer Notwendigkeiten allein zu beurteilen. Das von Bethmann aufgebrauchte „Unrecht“ an Belgien aber gab den Feinden überdies auch noch die Bestätigung ihrer Verleumdungen gegen uns und verwirrte im weiteren Verlauf der Entwicklung das Rechtsgefühl unseres eigenen Volkes in unheilvollster Art.

Diese Überlegungen über die belgische Frage sind von mir erst im Lauf des Krieges gewonnen worden, da ich im Frieden wie beim Kriegsausbruch über diese ganze Frage nicht unterrichtet worden bin. Die diplomatischen Fehler aber, die wir bei der Aufrollung der Operationen im Westen begingen, waren mir unmittelbar in jener Sitzung klar.

Nach dem Weggang des Kanzlers aus der Sitzung beklagte sich Moltke beim Kaiser über den „deplorablen“ Zustand der politischen Leitung, die keinerlei Vorbereitungen für die Lage besäße und jetzt, da die Lawine im Rollen wäre, immer noch an nichts als juristische Notizen dächte.

6

Am 6. August besuchte mich Jagow, um mir nahezu legen, daß das Reichsmarineamt keine politischen Nachrichten an den Kaiser geben möchte, — was niemals geschehen war. Ich machte Vorhaltungen wegen der völligen Deroute der politischen Leitung, die für den Kriegsfall doch gewisse Vorüberlegungen hätte treffen sollen. Jetzt müßten wir alle verfügbare Kraft gegen den mächtigsten unserer Feinde kehren. Auf meine Frage, was werden würde, wenn wir Frankreich und

Rußland besiegten, England aber nicht, zuckte Jagow die Achseln. Der Gegensatz der Ansichten trat zutage, als ich sagte: „Konnten Sie nicht Rußland die Durchfahrt durch die Dardanellen und alles Mögliche versprechen, um den Krieg zu verhindern?“ Jagow erwiderte: „Wenn Sie uns ein kleines Flottenagreement mit England gegeben hätten, wäre der Krieg nicht nötig gewesen.“

Es gehörte nach allem, was dem Auswärtigen Amt über den Kriegsausbruch bekannt sein mußte, eine ziemliche Kühnheit dazu, die deutsche Flotte als Kriegursache zu bezeichnen. Aber der Kanzler und das Auswärtige Amt haben von nun an viel Liebe und Sorgfalt auf die Verbreitung und Kräftigung dieser Legende verwendet. Das ging zur Seite dem noch weit verhängnisvolleren Kampf gegen die deutsche Flotte, um sie im Krieg vom Schlagen abzuhalten.

Wenn deutsche Heere in Belgien und Frankreich einmarschierten, ja überhaupt, wenn wir mit Rußland und Frankreich erfolgreich handgemein wurden, hätte auch ein völlig flottenloses Deutschland England zum Gegner gehabt. Unsere Übermacht auf dem Festland wollte England nach seiner überlieferten Politik nicht dulden, selbst wenn es keine förmlichen Ententen mit jenen Mächten hatte. Wenn überhaupt die deutsche Flotte in der Situation vom Juli 1914 eine Rolle spielte, dann hat sie gegen die Verlockung Englands zum Krieg gebremst und Greys Bemühungen für den Frieden mit veranlaßt. Das englische Verhalten in den Jahren unserer Flottenlosigkeit und Flottenschwäche liefert den Beweis, daß England auch damals sich bietende Gelegenheiten, uns mit fremder Hilfe niederzuschlagen und unsere Vorherrschaft zu verhindern, nicht vorübergelassen, ja vielleicht leichteren Herzens ergriffen hätte, als es im Juli 1914 das Instrument der Ententen in Bewegung gesetzt hat. Ich spreche Selbstverständliches aus, aber die eifrige deutsche Neigung zur Selbstvernichtung ermöglichte es schon im Herbst 1914 dem Reichskanzler und seinen Helfern, Argwohn gegen das einzige damalige Rettungsmittel Deutschlands, — die Flotte auszustreuen. Es wurde hierdurch ermöglicht, die Spur der Juliwochen, der wirklichen Kriegsentstehung für das Urteil vieler zu verwischen. Bald hörte ich zuverlässig, daß zwischen der Reichskanzlei und der Redaktionsstube gewisser Zeitungen Einverständnis darüber erzielt wäre, man sähe mir schon von weitem das Bewußtsein an, der Schuldige an diesem Kriege zu sein. Einsichtslose

deutsche Kreise redeten es bald den Feinden nach, die Autokratie und die Militärkaste hätten den Krieg verbrochen; und diejenigen, welche nicht ihrem Willen nach, aber in Wirklichkeit die Zerstörung der Monarchie eingeleitet und die Fundamente deutscher Kraft und Selbständigkeit ins Wanken gebracht haben, drängten sich nach der Revolution angeblich danach, vor einem Staatsgerichtshof die „Wahrheit“ zu sagen.

Die Mißdeutbarkeit der Bethmannschen Politik im Juli 1914 hat nicht nur unsere diplomatische Lage im Krieg und beim Friedensschluß verschlechtert, sondern auch die deutsche Neigung zur Selbstbeziehung in einer Weise gestärkt, welche die ganze fernere Zukunft unseres Volkes zu beschatten droht. Denn die Feinde, welche die Schuld am Krieg auf das deutsche Volk abzuladen wünschen, fanden im Schoß des deutschen Volkes selbst gefällige Agenten, um uns einzureden, daß wir den Krieg vom Zaun gebrochen hätten. Die Mißgriffe der deutschen Politik in diesen Wochen habe ich angedeutet, und sie sollen nicht beschönigt werden. Niemals aber sind wir die Schuldigen am Krieg. Schuldig am Krieg wie an seiner barbarischen Führung sind einzig und allein die Machthaber in London, Paris und Petersburg. Wie konnte darüber auch nur der leiseste Zweifel aufkommen? Wie kann das deutsche Volk vergessen, daß die belgischen Gesandten, heilsichtiger als die deutschen Diplomaten, den Kriegswillen der Entente und ihre gegen Deutschland gesponnene Verschwörung mehrere Jahre vor dem Krieg unzweideutig bloßgelegt haben? Die Schuld der Entente liegt auch fest in ihren Taten: sie, die Elsaß-Lothringen dem deutschen Mutterland entreißen, das deutsche Volk zum Lohnsklaven des angelsächsischen Kapitalismus machen, die österreich-ungarische Monarchie auflösen und das türkische Reich vernichten wollte; sie, die mit Schwert, Hunger, Internierung, Handelsraub und moralischer Vergiftung kämpfte, bis das Sterben unseres Volkes besiegelt war; sie, welche die seit Jahrzehnten gezeigte Feindschaft sofort in die Tat umsetzte, als ihr die Verhandlungen des Juli 1914 hierzu eine besonders günstige Gelegenheit boten; sie wird sich durch die heuchlerische Ausnützung unserer unglücklichen Politik nicht auf die Dauer dem weltgeschichtlichen Urteil über ihre Verbrechen am Geiste der Menschheit entziehen können.

Ich habe in diesem Bericht mich so bestimmt ausgedrückt, weil offiziöse Stellen sich auch heute noch bemühen, die begangenen Fehler zu verwischen. Die moralische Schuldlosigkeit unserer damaligen Regierung kann aber nur klargelegt werden durch eine offene Darstellung ihrer diplomatischen Unzulänglichkeit; und nur hierdurch kann historisch nachgewiesen werden, daß der Kaiser an dem damaligen Vorbeigreifen der Regierung unbeteiligt war. Wenn andere Stellen gefehlt haben, so ist das nicht geschehen durch den Willen zum Krieg, der auch ihnen gänzlich abging, aber durch Mangel an geradem und klarem Denken.

Jetzt strömte unser Volk zu den Fahnen und suchte in dem jubelnden Opfergeist des Augusts 1914 und in der niemals wieder von deutschen Augen zu erschauenden Kraftfülle des preußisch-deutschen Staates den Überfall abzuwehren, den eine kurzsichtige Staatskunst den lauernden Nachbarn erleichtert hatte. Das Nationale war damals im Aufsteigen, das hatte das deutsche Volk schon 1911 gezeigt, als es sich von einer schwächlichen Regierung nicht über die erlittene Kränkung beruhigen ließ. Das zeigte es nun mit ergreifender Gewalt, als der Kaiser den Ruf zu den Waffen ergehen ließ. Unser Volk wußte damals nicht, wie unsere politische Leitung sich geirrt hatte, und unter wie erdrückend ungünstigen Bedingungen es in den unvorbereiteten Krieg ging. Es wußte sich frei von Schuld, und war es in Wirklichkeit. Aber keines der unzähligen Friedensangebote unserer Regierung hat England zum Erbarmen bewegt, nachdem es die Schwäche unserer Regierung erkannt und aus ihr trotz Deutschlands damals noch hoher Kraft und Gesundheit die Gewißheit unseres Unterganges geschöpft hatte.

Und doch wäre es der Weltkoalition trotz beispielloser Übermacht nicht gelungen, uns zu besiegen, wenn unsere innere Einigkeit mit denjenigen Mitteln aufrecht erhalten worden wäre, die den Überlieferungen unserer Väter und der Gefahr der Stunde entsprachen. Aber welches Heldentum unsere Truppe auch bewies, daheim zog die Regierung die Erbfehler des Volkes und die zerstörenden Elemente groß, bis Englands Wunsch erfüllt und das blühendste und beste Volk der Erde auf einen unerhörten Tiefstand heruntergedrückt worden war.

So ist es dem alten Piratenstaat England wiederum gelungen,

Europa sich selbst zerfleischen zu lassen und durch Hineinwerfen der eigenen Macht und Anwendung brutalster Mittel den Sieg auf die Seite zu bringen, welche seinen materiellen Interessen entsprach. Die Freiheit und Selbständigkeit der Völker des europäischen Festlands ist jetzt dahin und ihre Kulturblüte hierdurch vielleicht auf immer vernichtet.

Aber gerade aus diesem Erfolg wird für England selbst geboren werden der Tag des Gerichts.

Zweites Kapitel

Hauptfragen des Krieges

1

England hoffte unser Land durch die russische Dampfwalze zu erdrücken, während die französisch-belgisch-britische Armee der unstrigen Einhalt geböte, und beabsichtigte den Krieg dann zu stoppen, wenn die Gefahr eines zu großen russischen Sieges entstünde. Der Feind nahm an, daß Italiens Abfall unsere Berechnungen umwerfen und unsere zahlenmäßige Überlegenheit im Westen während der entscheidenden Wochen beseitigen würde.

Die wohlbegründeten feindlichen Siegeshoffnungen wurden getäuscht durch die Art, wie unser Militärapparat seinen Dienst tat, und die Schnelligkeit, womit wir Belgien einnahmen. Die russischen Massen erfüllten, was man von ihnen erwarten konnte. Aber sie hatten das Unglück, bald auf große Feldherren zu stoßen, welche, vom Schlachtenglück begünstigt, die besten Eigenschaften unseres Volks in Waffen durch großartige Manöver zur Geltung brachten.

Der Schlieffensche Plan, Frankreich über Belgien anzugreifen, war an sich wohl geeignet, die erste Lebensgefahr von Deutschland abzuwenden. Ich vermag nicht zu beurteilen, ob der mir bis zum Kriegsausbruch unbekannt gebliebene Plan bei der zunehmenden kriegstechnischen Entwicklung zum Grabenkampf angesichts unserer politischen Weltlage und den gegenseitigen Stärkeverhältnissen unbedingt richtig war. Jedenfalls hätte er von solchen ausgeführt werden müssen, welche das Genie besaßen, eine so riesenhafte Operation bei den naturgemäß eintretenden Zwischenfällen voll zu beherrschen. Für die ungeheure Umgebungsbewegung konnte unsere Heeresleitung den Sicherheitskoeffizienten gar nicht reichlich genug bemessen; sie hat ihn aber zu knapp genommen. Das Heer war im

Frieden zu klein gehalten, die Wehrkraft Deutschlands in verhängnisvoller Unterlassung nicht genügend ausgeschöpft worden.

Es erschien mir in den ersten Kriegswochen vor allem wichtig, die englischen Stappenlinien zu durchschneiden und nach Calais zu kommen. Alles übrige wäre uns leichter gefallen, wenn wir erst die Engländer durch Abschneiden von den Kanalhäfen gezwungen hätten, die Überschiffung nach Cherbourg oder gar nach Brest vorzunehmen, also über den Atlantik statt über eine Binnensee, was dem Krieg in Frankreich ein anderes Gesicht gegeben hätte.

Ich habe Moltke vergeblich hierzu gedrängt, und auch Feldmarschall von der Goltz, der meinen Standpunkt teilte, drang nicht durch. Auf die Entschlüsse Falkenhayns konnte ich keinen Einfluß gewinnen.

Im Krieg braucht man ein bestimmtes großes politisches Ziel, auf das man mit konzentrierten politisch-militärischen Kräften losgeht. Und zwar entscheidet im Krieg der Hauptgegner. Teilsiege über Nebengegner sind bestenfalls Mittel zum Zweck. Das eigentliche Ziel durfte nur eins sein: die feindliche Koalition ins Herz zu treffen. Ob wir dies Ziel erkannten, davon hing unser Schicksal ab.

Wer war aber der Hauptgegner? Für mich zweifellos der, welcher die größten Mittel und den umfassendsten Kriegswillen besaß. Das politische Hirn der Entente war stets London gewesen; es wurde immer stärker auch zum militärischen Gehirn. Demgegenüber mußten wir auch alle Siege über Rußland als Teilsiege auffassen, die dazu dienen sollten, unsere Kraft gegen den Hauptfeind frei zu machen, indem sie einen raschen Sonderfrieden mit dem Zaren ermöglichten.

Keine Zerstücklung des Zarenreichs aber, auf welche die deutsche Diplomatie und Demokratie ausgingen, half uns etwas, wenn wir den Hauptfeind nicht trafen.

2

Mit Recht schreibt das Volksgefühl nicht den Militärs, sondern dem Staatsmann Bismarck das Hauptverdienst an den gewonnenen Kriegen zu, welche uns frei, einig und wohlhabend gemacht haben. Solange unser Volk gesund und treu, unsere Wehrkraft unüberwindlich war wie in den ersten Jahren des Weltkriegs, hatte die Staatskunst politische, militärische und maritime Handhaben ge-

nig, um aus dem Krieg gegen England, in welchen sie hineingeraten war, mit Ehren wieder herauszukommen.

Am 19. August 1914 sagte ich dem Kanzler in Gegenwart von Moltke und Jagow: Was wir gegen Rußland erreichen können, drückt nicht auf England, sondern entlastet es. Die Verhältnisse haben uns gezwungen, mit einer Front zu schlagen, die nicht unseren politischen Interessen entspricht. Der deutsch-russische Krieg ist in England sehr volkstümlich. Die englischen Staatsmänner sind unbedingt entschlossen, bis zum Ende durchzuhalten. Unsere Zukunft kann nur gerettet werden, wenn wir England bedrängen. Es kommt für die Entscheidung des Kriegs einzig darauf an, ob Deutschland oder England länger durchhalten kann. Unbedingt notwendig ist es, Calais und Boulogne zu besetzen.

Dieser Gedankengang schien dem Kanzler nicht einzuleuchten. Er meinte, wir müßten selbst im Fall eines im Westen glücklichen Kriegs uns dort einschränken und unsere Kraft nach Osten wenden. Schon in der ersten Augusthälfte hatte der Kanzler einem gemeinsamen Bekannten erklärt: „Der Krieg mit England ist nur ein Gewittersturm, der rasch vorüberbraust. Nachher wird das Verhältnis besser als je.“ Bethmann ging darauf aus, eine Verständigung mit England zu suchen, und er hielt es deshalb für richtig, dieses Land auch mit unseren Kriegshandlungen schonend anzufassen. England wäre „eine Bulldogge, die man nicht reizen dürfte“. Bethmann suchte jetzt nach der Freundschaftshand, die er bei Greys Konferenzvorschlag nicht gefunden hatte. Er übersah, daß England, nachdem es einmal den Krieg unternommen, nun in klarer und kühler Folgerichtigkeit diesen Krieg auch gewinnen wollte. Der landmilitärische Standpunkt der Armee, eine gewisse Nachgiebigkeit des Kaisers und die unklaren politischen Vorstellungen weiter deutscher Kreise gaben dem Kanzler die Möglichkeit, sein zusammengestürztes Kartenhaus immer aufs neue aufzubauen. Er dachte an Greys Friedlichkeit in den ersten Juliwochen zurück, und da er deren Grund, den großen Ernst des Risikos bei einem Seekrieg, nie begriffen hatte, so setzte er dieselbe Friedlichkeit auch noch voraus, als England den Entschluß zum Krieg gefaßt hatte und durch die Begleitumstände des Kriegsausbruchs, sowie durch die Nichtbesetzung der Kanalküste, die Zurückhaltung der deutschen Marine und die Ereignisse an der Marne in der Aussicht auf den Sieg bestärkt worden war. England folgte jetzt,

wie ich oben bemerkte, seinen alten Überlieferungen, im Krieg gegen die jeweils stärkste festländische Konkurrenzmacht zu wachsen. Mit puritanischem Pharisäertum war die praktisch-utilitaristische britische Politik, beherrscht von den Interessen des angelsächsischen Kapitals, ganz einheitlich entschlossen, das Deutschtum um so härter und unerbittlicher zu bekämpfen, je näher bis zum Juli 1914 schon die Möglichkeit gelegen hatte, daß wir uns friedlich durchsetzten. Wie konnte man glauben, daß England die Chance nicht voll ausnützen würde, die ihm jetzt gegeben war, um den ihm beinahe schon über den Kopf gewachsenen Wettbewerber doch noch, und zwar in letzter Stunde, niederzuschlagen! England steigerte seine Kriegsentschlossenheit, je mehr es sie bei uns vermispfte. Lloyd Georges Einfluß wuchs über denjenigen Asquiths empor. Bei uns vollzog sich die umgekehrte Entwicklung; die entschlossene Richtung wurde zurückgedrängt. Dieser Weg mußte mit Sicherheit zur Niederlage führen.

Zu der Weltanschauung der Wilhelmstraße gehörte dann noch weiter der unbezwingliche fromme Glaube, daß einem flottenlosen Deutschland das „Überflügeln“ Englands willig eingeräumt würde, während einem seemächtigen Deutschen Reich das nicht gestattet wäre. Wenn der Kanzler und seine Leute auf eine rasche und völlige Freundschaft mit England nach dem „Gewittersturm“ rechneten, so glaubten sie dies eben durch Preisgabe der deutschen Flotte erzielen zu können. Noch im Oktober 1918 haben deutsche Politiker unter Preisgabe des Ubootskriegs die Gnade der Angelsachsen zu erkaufen gewähnt. Das Erwachen Deutschlands nach dem November 1918 war grausam. Bessere Erkenntnis nützt jetzt nichts mehr.

Mein Standpunkt war: Entweder wir hielten England für unbesiegbar und nahmen dann die Niederlage je eher desto besser an. Oder aber wir versuchten durch Einsatz aller militärischen und politischen Mittel Englands Unbesiegbarkeit zu erschüttern. Praktisch kam für mich selbstverständlich nur der zweite Weg in Frage. Dann mußte man aber klar den Weg sehen, den man gehen wollte. Alles Klügeln und Harren, das nicht von dieser Alternative ausging, führte ins Verderben. Hiervon, nicht aus Refsorterwägungen irgendwelcher Art, sind meine Kämpfe für die Besetzung der Kanalküste, für die Seeschlacht und für den rechtzeitigen Ubootskrieg ausgegangen.

3

Welche Mittel besaßen wir aber, um auf England militärisch zu drücken?

Bei Ausbruch des Krieges war ich überrascht, zu erfahren, daß der mir geheim gehaltene Operationsplan der Marine nicht vorher mit der Armee vereinbart worden war. Die Armee ging von der für sie wohl erklärlichen Auffassung der Seekriegsführung und überhaupt des Krieges gegen England als einer Nebensache aus. Deshalb hätte es einer vor dem Krieg unter Vorsitz des Reichskanzlers vorzunehmenden Aufstellung eines Einheitsplanes für einen Dreifrontenkrieg oder Weltkrieg bedurft. Eine solche Besprechung war aber, wie früher bemerkt, unterblieben. Nur eine einheitliche Oberste Seekriegsleitung hätte die Autorität besessen, um während des Krieges selbst das in der Marine angesammelte größere Maß an Kenntnis und Urteil über die Macht Englands zur Geltung zu bringen; eine solche Oberste Seekriegsleitung aber wurde nicht geschaffen.

Von den drei Möglichkeiten, England zu bekämpfen, will ich zunächst die Frage der Kanalküste berühren. Ende August war vorauszusehen, daß die Operationen der Armee uns an die flandrische Küste führen und die Einnahme Antwerpens nur eine Frage der Zeit sein würde. Eine Seekriegsführung von Flandern aus und eine nicht unwesentliche Verbesserung unserer seestrategischen Lage wurde damit möglich. Da von mir als Staatssekretär diese Aussicht in die Wirklichkeit umgesetzt werden konnte, so ergriff ich sie mit aller Kraft, und zwar durch Schaffung des Marinekorps und Ausbau der flandrischen Küste. Darüber hinaus aber hätte es das Ziel einer scharfsichtigen Kriegsführung sein müssen, Calais zu nehmen. Solange die Armee hoffte, Paris zu erobern, erwartete ich, daß uns der Gewinn der Küste von selbst zufiele. Ich lasse die Frage offen, inwieweit es richtig war, nicht die Küste von vornherein zum Ziel zu nehmen. Unsere Artillerie konnte auf Kap Gris Nez aufgestellt, den Verkehr durch den Kanal erheblich erschweren, unsere Seestreitkräfte konnten von dort aus stärker wirken. Die beständige Störung des auf die Themse eingestellten Verkehrs hätte dem englischen Wirtschaftskörper eine schwere Stockung zugefügt, welche damals, als die deutsche innere und äußere Kraft noch völlig ungebrochen dastand, die Friedensgeneigtheit hätte wesentlich erhöhen können. Dazu kam später die Möglichkeit, von

Kap Gris Nez aus London selbst zu beschießen, was sich bei längerer Kriegsdauer bedeutend wirksamer hätte gestalten lassen, als unsere 1918 ausgeführte Beschießung von Paris. Ich bin, wie früher bemerkt, stets gegen alle militärisch belanglosen Kriegsmaßnahmen aufgetreten, zu denen gelegentliche Fliegerangriffe auf Städte des Hinterlandes gehörten. Eine tatsächlich wirksame, konzentrierte Beschießung Londons dagegen mit allen Mitteln vom Lande und aus der Luft wäre gerechtfertigt gewesen als eines der Mittel, um den unmenschlichen Krieg abzukürzen, besonders da England in der härtesten Weise das Völkerrecht nur so weit gelten ließ, als es in seinem Interesse lag.

Das zweite Mittel, um England zu bedrängen, war die Seeschlacht. Die Entente hat uns durch die britischen Linienschiffe besiegt, welche die Hungerblockade ermöglichten und deren Prestige alle Völker der Welt vor den englischen Wagen spannte. Linienschiffe in erster Linie konnten uns retten. Von allen Vorwürfen, welche gegen mich erhoben worden sind, hat mich nur der einzige ernsthaft beschäftigt, daß ich nicht noch mehr Schlachtschiffe gebaut hätte. Indes hat der Leser schon aus einem früheren Abschnitt dieses Buches eine Vorstellung davon empfangen, daß die Schlacht für unseren Flottenbestand nicht aussichtslos gewesen wäre. Über die inneren Gründe, welche die Marine damals gelähmt haben, werde ich im folgenden Kapitel zu sprechen haben. Hier muß ich nur den Hauptgrund vorweg nehmen, das Versagen unserer politischen Leitung.

Der Kanzler vertrat, wie dargelegt, die Auffassung, England dürfte nicht gereizt werden, wenn wir zu einer Verständigung mit ihm kommen wollten; auch müßte die Flotte bei Kriegsende möglichst unverfehrt vorhanden sein, um bei den Friedensverhandlungen ein Gewicht auszuüben. Den letzteren Grund habe ich ebensowenig jemals begreifen können wie den ersten.

Es war nach meiner Auffassung der helle Widersinn, die Flotte in Watte zu verpacken. Solche Zurückhaltung hatte Sinn für England, weil dessen Flotte dadurch ihren Zweck, die Meere zu beherrschen, erfüllte. Für Deutschland aber, dessen Ziel es sein mußte, das Meer sich frei zu halten, war der Grundsatz unsinnig. Ferner durften wir den Krieg nicht zum Erschöpfungskrieg ausarten lassen und mußten versuchen, die Sache kurz zu machen. Wie klug es die Engländer angefangen haben müssen, die Entschlußkraft maß-

gebender Männer in Deutschland zu lähmen, dafür zeugt der Ausspruch, den einer der nächsten Berater des Kaisers nach der Schlacht vor dem Stagerrat getan haben soll und der sich jedenfalls durchaus in die Gesamtstimmung dieser Kreise einfügt: „Schade! Wir waren nahe daran gewesen, von England Frieden zu bekommen.“ Unter solchen Einflüssen ist des Kaisers eigenes Werk zerstört worden. Im Juli 1914 trieb die politische Leitung eine gefährliche Politik, die, wenn sie überhaupt gewagt werden sollte, nur auf eine seemächtige Reichsgewalt gegründet werden konnte. Als der Krieg aber da war, wurde die Flotte tunlichst entwertet und der unmögliche Versuch unternommen, den Krieg gegen England vor Paris zu gewinnen, vor allem aber England durch militärisch schonende Behandlung zu einem für uns gnädigen Frieden umzustimmen, der nun einmal nicht zu bekommen war. Im Frieden hatte der Kanzler unsere Flotte im Innersten weggewünscht; im Krieg tat er, als ob sie nicht vorhanden wäre. Die deutsche Reichsleitung hatte sich eben niemals mit dem Gedanken befaßt, wie man einen Krieg gewinnt, sondern diese Sorge dem Generalstab der Armee überlassen, der wiederum nicht zuständig war für die politischen, wirtschaftlichen und seestrategischen Fragen eines Weltkriegs. So blieb des Kanzlers einzige Hoffnung für den Kriegsabschluß die auf — die Gutmütigkeit der Engländer.

Nun werden manche fragen: Was hätte uns selbst günstigstenfalls eine glückliche Seeschlacht genützt? Waren die Engländer nicht in der Lage, ihre Nordseeflotte bald wieder aus ihren Reserven zu ergänzen, nötigenfalls aber französische Schlachtkräfte mit heranzuziehen?

Demgegenüber ist zu sagen, daß die Weltgeltung der Engländer wesentlich auf dem G l a u b e n an ihre unbesiegbare Armada beruht. Ein deutscher Seesieg oder selbst nur ein für England zweifelhafter Ausgang der Schlacht hätte das Ansehen Großbritanniens aufs schwerste getroffen. Man muß den Eindruck unseres Seesiegs bei Coronel auf das Ausland beobachtet haben, um die Bedeutung eines solchen Prestigeverlustes für England richtig einzuschätzen. Die Engländer waren sich der Wirkung dieser Waffentat bewußt; darum nahmen sie eine überwältigende Streitmacht aus der Heimat fort, um die Niederlage von Coronel auszuwehen. Aus Furcht vor einem größeren Prestigeverlust verfahren sie auch unserer Nordseeflotte gegenüber je länger je mehr mit der äußersten Vorsicht. Ob eine glückliche Seeschlacht für uns

1914 die Wirkung gehabt hätte, die Blockade zu sprengen oder nicht, war damals noch nicht entscheidend; denn die Engländer konnten bei ihrer überseeischen Stellung und dem Vorhandensein Japans sich einer erheblichen Schwächung ihrer Seemacht nicht aussetzen. Der Gesamtverlauf des Krieges wurde ein anderer, wenn wir damals an Prestige zur See gewannen. Der Übertritt Italiens ins feindliche Lager wäre verhindert worden, unsere Stellung zu den skandinavischen Staaten veränderte sich mit einem Schlage. Insbesondere aber wuchs die Neigung des Zaren zum Sonderfrieden und unsere Aussicht auf eine Verständigung mit Japan in demselben Verhältnis, wie unsere Flotte durch wuchtige Betätigung nach Art der Armee unser Prestige hob und das englische schwächte. Die englische Flotte aber mindestens stark zu reduzieren, dazu hatten wir unbestreitbar die Kräfte. Die britische Seemacht lag wie ein Alpdruck auf der ganzen Welt der nicht angelsächsischen Mächte. Für die kleinen Seemächte waren wir, nicht England, der natürliche Rückhalt. Alles schaute auf uns. Es war die letzte Stunde der Freiheit der Welt. Auf der See wurde um noch größere Dinge gerungen als zu Lande; und dort, auf der See, kämpften auch die heimlichen Sympathien vieler unserer augenblicklichen Gegner auf unserer Seite. Nur stärkste Mittel konnten uns retten. Wir mußten die „Grand Fleet“ mindestens empfindlich schädigen. Jede Durchlöcherung der britischen Seegewalt aber warf sofort die indische, ägyptische Frage usw. auf, entzog England die weiteren Bundesgenossen, die es brauchte, um uns zu besiegen, und stimmte es zum Frieden. England war sich der Gefahr bewußt und schätzte unsere Seekräfte richtiger ein, als es bei uns daheim geschah; deshalb hatte es gezögert, in den Krieg zu treten und deshalb vermied es nachher die Schlacht. Unsere Aussichten standen im ersten Jahre gut, aber auch später noch leidlich. Die englische Presse äußerte sich im späteren Verlauf des Krieges im Sinne der britischen Admiralität, indem sie vor der Seeschlacht warnte. England könnte nichts gewinnen durch eine „precipitate and costly action“. „Solange die deutsche Flotte sich versteckt, ernten wir alle Vorteile der Seegewalt,“ schrieb der Daily Telegraph. War diese Seegewalt von uns bestritten und ungewiß, so hatten wir mindestens eine bessere Stellung den Neutralen gegenüber. So wie die englische Flotte verfuhr, konnten wir nur durch Offensivgeist, nicht durch passives Abwarten etwas gewinnen. Nur mit fast unerträglichem

Schmerz kann man an die weltverändernde Wirkung denken, welche eine durchgeschlagene Seeschlacht in den ersten Kriegsmonaten gehabt haben würde. Ja schon eine unausgefochtene Schlacht in der Art der Begegnung vor dem Skagerrak hätte damals Großes gewirkt, während dieses siegreiche, aber nicht durchgeschlagene Treffen trotz unserer Vorteile dabei nach fast zwei Kriegsjahren keinen nachhaltigen politischen Erfolg mehr erzielen konnte. Die allgemeinen Verhältnisse hatten sich ja inzwischen schon zu sehr zugunsten Englands verschoben und befestigt, und die damals noch neutralen Völker hatten den Glauben an unseren Endsieg nach dem Einknicken vor Wilsons Niederbörungsnote schon verloren.

Selbst eine für uns unglückliche Seeschlacht hätte unsere Aussichten nicht wesentlich verschlechtert. Es war mit Sicherheit anzunehmen, daß die Engländer ebensoviel verloren wie wir. Schlimmeres als ihr Nichtgebrauch konnte unserer Flotte überhaupt nicht zugefügt werden.

Die angebliche Minderwertigkeit der deutschen Schiffe ist damals als Ausrede erfunden und verbreitet worden, um die Untätigkeit der Flotte zu rechtfertigen; es ist eine der traurigsten und unheilvollsten Verleumdungen der deutschen Geschichte.

Mit dem Nichtgebrauch der besten, ja zunächst einzigen Waffe gegen England begann das Trauerspiel der verpaßten Gelegenheiten.

Nachdem hierdurch, ferner durch Italiens Eintritt in den Krieg und durch die Nichtausführung des Hindenburgschen Kriegsplans für 1915 die Aussicht auf den russischen Sonderfrieden und damit auf die Lösung des Knotens zunächst ferngerückt war, fiel uns Anfang 1916 mit dem zur Ausführung gereiften Ubootskrieg noch einmal ein Gnadengeschenk des Himmels zur Rettung Deutschlands in den Schoß. Ein späteres Kapitel wird die Geschichte der Verworrenheiten erzählen, denen zufolge auch dieses letzte entscheidende Kriegsmittel um das ausschlaggebende Jahr zu spät eingesetzt und so die Sicherung unserer Zukunft verloren worden ist. Anfang 1916 waren wir, da die Zeit gegen uns arbeitete, nicht mehr stark genug, um ein weiteres schleichen-des Aufbrauchen unserer Kräfte und unseres Prestiges zu ertragen.

Ich bin damals aus dem Dienst geschieden, weil die entscheidenden Persönlichkeiten unsere Aussichten zur See nicht erkannten und nicht dem wahren Ernst unserer Lage entsprechend handeln wollten. Der Wirtschaftskrieg war zur Hauptsache, die Armeefront war trotz den ungeheuren Kraftleistungen, welche ihr die Abwehrschlachten abnötigten,

zum Nebenkriegsschauplatz geworden. Auch die großen Führer, welche 1916 an die Spitze der glorreichen Armee traten und ihre Kraft erneuerten, sahen sich jetzt nur noch begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten gegenüber. Der Augenblick war gekommen, wo, wie im Siebenjährigen Krieg, der Sonderfrieden mit dem Zaren für uns endgültig zur Lebensfrage wurde. Wir haben ihn verfäumt.

4

Die Angelsachsen hatten voll erkannt, daß in so ungeheurem Mingen die Macht der Ideen den Sieg auf den Flügeln trägt. Sie riefen hinaus in allen Sprachen: „Hört ihr Völker der Erdenrunde, hier ist ein Volk unter uns, welches beständig die Eintracht stört, Krieg erklärt und die Welt erobern will, während wir euch stets nur die Freiheit bringen. Mit dem Elsaß hat es angefangen, jetzt versucht es dasselbe in Belgien, und wenn es Erfolg hat, kommt ihr daran. Dies Volk wird von einer blutigen Militär- und Junkerkaste in Sklavenketten gehalten, und der Kaiser, ihr Autokrat, läßt nach Belieben die Welt in Flammen aufgehen. Helft uns das Volk niederzuschlagen, damit wir es nach Verdienst bestrafen können. Erst wenn das erreicht ist, können wir den von allen edlen Menschen gewünschten Völkerbund schließen, und Friede wird auf Erden sein. Die Menschheit wird eine Herde von Lämmern bilden, und soweit nötig wollen wir freiwillig den Hirten abgeben.“ So etwa floß es von den Lippen der angelsächsischen Führer in tausend Tönen und zähester Wiederholung. An solchen Reden berauschten sie sich selbst und ihre Völker. Damit diese aber auch den nötigen Haß aufbrachten, um den Krieg bis aufs Messer durchzuführen, riefen sie in die Welt: „Seht diese Deutschen, welche die Kunstwerke Frankreichs zerstören, seine Frauen schänden und den Kindern in satanischer Wollust die Hände abhacken.“ Dazu rollte das Gold des Feindes in allen Ländern und auch in Deutschland, wo es nur Boden fand. Aber schlimmer als das, man faßte den Michel an seiner Weltfremdheit und an jenem Zug der Selbstvernichtung, der unsere tausendjährige Geschichte wie ein blutiger Faden durchläuft. Man benutzte mit Geschick den auch in Deutschland stellenweise eingedrungenen internationalen Kapitalismus und jenes Ferment der Dekomposition, welches in Organen wie der „Frankfurter Zeitung“ eine so geschickte Vertretung hat.

Was stellte nun die politische Führung Deutschlands diesen geistigen und kaufmännischen Waffen unserer Feinde entgegen?

Sie konnte sagen: „Ihr Angelsachsen habt seit Jahrhunderten die Völker des europäischen Festlands gegeneinandergetrieben. Aus Stammesresten und Länderfehen hat Preußen das zersplitterte Deutschland wieder zusammengefaßt, und je stärker es wurde, je mehr hat es sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß es unsere Sendung sei, für die Freiheit Europas einzutreten, gegenüber den jenseits der Meere entstehenden Riesenmächten. Denn in seiner vom Meer umflossenen mannigfaltigen Gliederung wird Europa stets die höchsten geistigen Werte erzeugen, wenn seine vielen, eng aneinanderstoßenden Einzelkulturen sich frei entwickeln und gegenseitig befruchten können. Deutschland steht und fällt mit Europa und Europa mit ihm. Darum liegt es im eigensten Interesse Deutschlands, die Völker des europäischen Festlands völlig frei und damit leistungsfähig zu erhalten. Ihr Angelsachsen aber unterjocht die Völker leiblich und geistig. Seht, ihr Völker der Erde, wieviele von euch mehr oder weniger schon zum vegetierenden Vasallenleben herabgesunken sind, und wie groß diese Gefahr in der Zukunft erst wird. Wir kämpfen daher für die Freiheit aller Völker der Erde gegen die alles verschlingende Tyrannei des Angelsachsentums.“

Ihr werft uns Militarismus und Autokratie vor, während bei euch zur Aufrechterhaltung des Kriegswillens die schärfste Diktatur besteht, die die Geschichte kennt, und einzelne Männer ohne Rücksicht auf persönliche Freiheit oder demokratische Grundsätze die militärische Gewalt mit drakonischer Strenge ausüben. Mit eurem Geschrei über unseren Militarismus meint ihr in Wirklichkeit die allein in der Welt noch frei dastehende Macht Deutschlands, das seine eigenen Wege geht und das Gleichgewicht Europas erhalten könnte. Euere Machthaber in der City von London und der Wallstreet von New York wissen ganz genau, daß nur dieses Deutschland ihnen noch im Wege steht, ihre kapitalistischen „Berständigungsgedanken“ auf die ganze Welt zu übertragen. Gelingt es ihnen aber, diesen letzten Stein wegzuräumen und das unbeschränkte Weltmonopol zu erringen, dann freilich wird eine pax Britannica die Kirchhofsruhe der Welt für lange Zeiten herbeiführen.“

Ein ähnlicher Gedankengang wie der vorstehend umrissene hätte

auch schon vor dem Kriege mit allen Mitteln verbreitet werden müssen, da unser Volk der großen Ziele sehr entbehrt, der nationale Sinn bei uns nicht gleichmäßig entwickelt, die Macht der Angelsachsen falsch bewertet, die Erkenntnis, daß wir der Macht nach außen nicht entbehren können, von kosmopolitischen Utopien vielfach überwuchert war. Im Kriege aber, als es sich um Sein oder Nichtsein handelte, mußte der Willen zum Leben entflammt und wachgehalten werden.

Was tat dagegen unsere politische Leitung? Wohl wehrte sie manchmal Verleumdungen ab. Im übrigen klang ihre Tonart etwa so: „Wir haben zwar den Krieg erklärt, wir wollen uns aber nur verteidigen, nicht euch schlagen. Wir haben Belgien zwar Unrecht getan, wollen es aber nachher möglichst wieder gutmachen; wir wollen es nicht ganz erobern, aber doch etwas davon behalten. Ein Ziel, einen Zweck, eine Idee haben wir bei diesem Kriege überhaupt nicht. Wir kämpfen zwar für das Gleichgewicht auf dem Meere, aber vorerst nur mit Worten, da wir zugleich verhindern müssen, daß die reaktionäre und zudem so bestechliche russische Beamtenerschaft wieder die ritterlichen Polen beherrsche. Daß die Angelsachsen sich durch die leidige Flotte bedrückt fühlen, kann ich verstehen; ich billige ihnen zu, daß sie so fühlen, obwohl unsere Flotte eigentlich nur halb so stark ist wie die englische allein genommen. Seid doch hierüber nicht so böse, ich, euer Freund, habe die leidige Flotte nicht verhindern können, obwohl ich als Reichskanzler eigentlich die Macht dazu gehabt hätte und verantwortlich bin. Auch habt ihr nicht ganz unrecht, wenn ihr sagt, wir sind weniger demokratisch als ihr eingerichtet. Eine zusammenfassende Staatskraft war zwar aus unserer Eigenart, unserer geschichtlichen Erfahrung und unserer geographischen Lage nötig, und der Kaiser besitzt auch nicht die verfassungsmäßige Macht wie der Präsident Wilson, aber wir wollen das schon ändern. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätten wir das Elsaß mit seinem Vogesenwall längst den französischen Propagandisten ausgeliefert, damit es ganz frei sei. Die Fraktionsinteressen des Reichstags unterstütze ich im Grunde lebhaft, um den demokratischen Gedanken bei uns zum Durchbruch zu bringen. Es wäre zwar besser, wenn wir solche inneren Veränderungen erst nach dem Kriege vornähmen, denn sie lenken die Augen unseres Volkes zu sehr von dem furchtbaren Ernst seiner Schicksalsstunde ab; aber ich fühle im Einverständnis mit meinen

demokratischen Freunden, daß wir durch unsere Demokratisierung euer Zuneigung und die gute Gesinnung der Welt uns sichtlich erwerben. Darum gehe ich schon jetzt in dieser Richtung vor, und da ich euch edle Gesinnung auch als heutiger Feind zubillige, so werden wir bald zu einem Frieden kommen, der gerecht ist nach allen Seiten.“

Um solchen Gedankengängen in Deutschland Geltung zu verschaffen, wurde der natürliche Instinkt unseres Volkes, wie er beim Kriegsausbruch überwältigend zutage trat, planmäßig durch Pressezensur und durch ein von der Wilhelmstraße ausgehendes Kanalsystem des Stimmungsdrückens, vor allem aber durch den von der Demokratie entfachten Streit um innere Kriegsziele abgelenkt und gebrochen, so daß schließlich tatsächlich die Moral unseres Volkes und die Kraft seines Widerstandes niedergingen und es den Glauben an sich selbst verlor. Bei der großen Gefahr, gegen die wir standen, wie jeder Staatsmann übersehen mußte, war hoher Flug der Ideen und volle Erhaltung der Moral vom ersten Tag des Krieges an unerläßlich, wenn wir den Kampf bestehen und zu einem Ende kommen wollten, das uns ermöglichte, die schweren Schläge des Krieges einigermaßen zu heilen und die Sendung Preußen-Deutschlands fortzuführen.

Aus tausend Wunden blutend, schlecht genährt, mit dem Rücken an die Wand der Heimat gelehnt, stand der beste Teil des Deutschtums im Kampf um sein Dasein, als ihm die Wand von hinten zerfallen wurde und er, die Besinnung verlierend, in Fieberdelirien ausbrach.

Der Fluch der Geschichte und unserer Nachkommen, falls das Deutschtum erhalten bleibt, wird auf denen lasten, die hierzu beigetragen haben.

5

Die politische Leitung warb nicht rechtzeitig Bundesgenossen und Sympathien; sie gab dem deutschen Volk keine ermutigenden Ideale für den Krieg. Sie hat ihm aber auch die Augen nicht geöffnet für die Schrecken der Niederlage. Das Schlagwort vom reinen Verteidigungskrieg war eine Illusion, die uns ins Verderben führen mußte, weil England unsere Weltstellung während des Krieges schon zerstört hatte; da war nichts zu verteidigen mehr, sondern günstigstenfalls durch den Frieden neu aufzubauen. Das deutsche Volk konnte nicht

leben, ohne durch den Friedensschluß diesen Wiederaufbau zu sichern. Die gedankenlose Phrase vom reinen Verteidigungskrieg verschleierte den Massen diese Notwendigkeit. Wie anders Lloyd George, der vom Knockout sprach! Diejenigen Deutschen aber, welche die Alternative klar sahen und wahrheitsgemäß aussprachen, daß entweder England seinen Vernichtungswillen oder wir unseren Lebenswillen durchsetzten und daß es ein Drittes nicht gäbe, wurden von unsrer Regierung dem Haß der einsichtslosen Massen preisgegeben. Bethmann tat genau das Gegenteil der Staatsvernunft, mit welcher Lloyd George und Clemenceau ihre Völker zum Sieg führten. Stets richteten der Kanzler und seine demagogischen Freunde die scharfe Spitze ihrer Politik nach innen statt nach außen. Damit aber erschlugen sie den Widerstandswillen des Volkes und bereiteten den Zusammenbruch vor, bis das Volk und seine zur Herrschaft gelangten Demagogen sich waffenlos den Feinden zu Füßen legten mit dem Ruf: „Wir, die wir stets an das Weltgewissen glaubten, schwören ab den fluchwürdigen Machtpolitikern, welche euch als raubgierige Feinde auffassen möchten. Wir wollten niemals den Sieg, ja wir fürchteten ihn, da er das Joch der Autokratie und Militärkaste auf dem Nacken des geknechteten deutschen Volkes gelassen hatte. Jetzt hat die Niederlage das deutsche Volk von der Zwingherrschaft des Kaisers und der Militärs befreit, glücklich und einer herrlichen Zukunft würdig gemacht. Jetzt zwingen wir euch, nicht durch hassenswürdige Macht, sondern durch schöne und gute Worte, das deutsche Volk zu lieben und seine Interessen zu fördern. Wir wollen das Vertrauen des Auslandes erwerben, wir machen den Weg frei vom Imperialismus zum Idealismus, das heißt, wir säen in deutsche Herzen nicht den Haß gegen den Imperialismus der Briten, die uns verhungern ließen, oder gegen Franzosen und Polen, die unseren Leib in Fetzen reißen, sondern den Haß gegen die Männer, welche das Deutsche Reich einst mächtig gemacht, Armeekorps und Schiffe zu seinem Schutz geschaffen und unsere Wohlfahrt durch einen festen Damm gegen habgierige Nachbarn geschützt haben.“

Dieses Ende der deutschen Macht ist vorbereitet worden durch die Betörung der deutschen Massen seit Anfang des Krieges. Die Vorspieglungen, die Scheidemann und Genossen mit Duldung der Regierung dem deutschen Volk gemacht haben, berühren nach der furcht-

baren mittlerweile eingetretenen Wahrheitsprobe heute erschütternd. Sie enthielten etwa Folgendes:

1. „Wenn Deutschland sich nur demokratisiert, ist der Verständigungsfriede da. Nur Monarchie und Militärmacht verhindern ihn.“

Nachdem die Northcliffepropaganda zur Unterwühlung unseres Heeres sich mit Erfolg dieses ihr von der deutschen Demokratie gelieferten Sprengstoffes bedient hatte, ruhten Prinz Max von Baden, Erzberger und Scheidemann nicht, bis sie ihren „Frieden des Rechts, nicht den der Macht“ unter Beseitigung von Monarchie, Militärmacht, Ehre und Freiheit des deutschen Volkes erprobt hatten.

2. „Wenn wir nur offen erklären, daß wir Belgien herausgeben wollen, so ist der Verständigungsfriede da.“

So flogen seit 1917 unaufhörlich die Friedenstauben über unsere Grenzen hinaus, den Verzicht auf Belgien in ihren Schnäbeln tragend. Jedes dieser Angebote festigte bei den Feinden den Entschluß, abzuwarten, bis ihr Kriegsziel, der Ruin Deutschlands, durch den offenbar wirkenden inneren Zerfall erreicht wäre.

3. „Die Junker, Schlotbarone und Annexionisten haben den Krieg gemacht und verlängern ihn, um zu verdienen. Werfen wir sie nieder, so reichen die befreiten Völker sich die Hände, und der ewige Friede ist da.“

Schon die Römer konnten auf die innere Zwietracht der Deutschen ihre Politik aufbauen. Der Entente kam zu Hilfe auch noch der Neid verheßter Klassen, die immer bereit sind, die wirklichen Erhalter ihrer eigenen wirtschaftlichen Existenz zu vernichten, weil diese „mehr verdienen“ als sie selbst.

So begrüßten viele Deutsche die „Morgenröte der Revolution“. Unser starkes, stolzes, geachtetes Reich ist zerbrochen, nicht vom Feind, sondern von innen her. Weil das Volk nicht reif war, seine politische Aufgabe in dem von Bismarck errichteten Rahmen zu erfüllen, brach das unbefiegte Heer zusammen. Der Mann auf der Straße fühlt in London oder Paris von selbst, was dem Staate nützt. Bei uns sammelt er sich Illusionen aus einer gewissen Presse und Parteirichtungen, die ihn wie Hans im Glück immer darüber hinwegzutäuschen verstehen, daß er von Stufe zu Stufe heruntersinkt. Mit einer bei englischen oder französischen Zeitungen undenkbar national Instinktlosigkeit haben

Blätter wie die „Frankfurter Zeitung“ den Staat befehdet und seit Bismarcks Zeit stets diejenigen Entschlüsse befürwortet, welche Deutschlands Macht und Würde zu schwächen geeignet waren; sie ist dem Deutschtum in jedem kritischen Augenblick in den Rücken gefallen; und sie hat zuletzt folgerichtig die Revolution, d. h. den Ruin der deutschen Ehre und Zukunft, freudig begrüßt. Bei der Betörung des deutschen Volks aber bedient sich diese Zeitung geschickt des weltbürgerlichen Dünkels vieler unserer Volksgenossen, welche die Seele anderer nationalstolzer Völker gar nicht verstehen. Sie schließen von sich selbst auf die Fremden. Treuherzig und naiv oder auch unklar und pflichtvergessen versäumen sie jede Möglichkeit zu politischem Geschäft und zur Kraftentfaltung. Sie sehen nicht, wie jede Schwäche sofort ein Vordringen der Feinde und vermehrte Angriffe nach sich zieht; sie sehen nicht, daß Deutschlands Freiheit und erträgliche Wirtschaftsgestaltung bei unserer Weltlage nur durch verdoppelte Einigkeit, Lauterkeit und Opfergesinnung Aller erhalten werden kann.

Meine im Herbst 1914 vorübergehend genährte Hoffnung, die national verständigen Elemente würden in der Sozialdemokratie die Oberhand gewinnen, zerrann bald in Nichts. Zu tief saß die jahrzehntelange internationalistische Propoganda des Marrisimus, der beschränkte Klassenneid und der deutsche Hang zu Utopien. Eine Reihe tüchtiger Männer in der Sozialdemokratie bewies während des Krieges gesunden nationalen Instinkt. Hätte die Regierung sie gestärkt, statt einsichtslosen oder böswilligen Demagogen des internationalen Flügels nachzulaufen, so wäre in der Schule des Krieges die Arbeiterschaft vielleicht zuverlässig zu deutscher Staatsgesinnung herangereift, dann würde es ihr in der Welt jetzt wohl ebenso gut ergehen wie der englischen Arbeiterschaft. Aber die Linke bewies dem preußisch-deutschen Staat, dem besten aller Staaten, schnöden Undank. Die Staatsweisheit und Überlieferung Friedrichs des Großen und Bismarcks galten als überlebt im Vergleich zu den Anschauungen von Agitatoren, deren bloße Namen zu nennen dem Gefühl der Deutschen widerstreben muß, obgleich diese doppel-sinnigen Persönlichkeiten unser Land nicht nur ruinieren, sondern zum Lohn zuletzt auch regieren durften.

So kämpften weiteste Kreise unseres Volks mit Leidenschaft an gegen die Wahrheitsliebe derjenigen, welche von Anfang an sagten: Wir mögen tun was wir wollen und dem Feind anbieten was wir

wollen, dieser Krieg endet doch entweder mit unserer vollen Selbstbehauptung oder unserer Zerschmetterung.

Indem aber Deutsche selbst einen solchen Standpunkt bekämpften, lähmten sie unsere Kräfte von innen heraus. Nach den ersten Kriegsjahren wußten die Feinde, daß sich Deutschland innerlich an diesem Gegensatz zerrieb. Dies gab ihnen größere Zuversicht als ihre äußere Obermacht. Scheidemann glaubte durch lauten und heftigen Verzicht auf den Gedanken des Siegs die „Genossen“ in Feindesland zum gleichen Vorgehen zu ermutigen. Er bemerkte nicht, daß er gerade umgekehrt wirkte und durch sein Verhalten den Chauvinisten in Feindesland Oberwasser über die Friedensfreunde verschaffte. Und was für andere, wirkliche Annexionisten gab es doch bei den Feinden, verglichen mit dem, was in Deutschland so bezeichnet wurde.

Ein Bekenntnis zu positiven Kriegszielen durch die Regierung und die Mehrheitsparteien hätte tatsächlich Verhandlungen über einen Verständigungsfrieden mit England nicht verhindert, sondern gerade gefördert. Der Deutsche allein verkennt, daß Siegesziele, deren Wünschbarkeit der eigenen Bevölkerung begreiflich gemacht wird, geschäftsmäßig die Forderungen der Gegner draußen herabstimmen.

Es gibt eben im Daseinskampf eines Volkes nur eine Stimmung, welche seine Waffen unüberwindlich macht. Sie liegt in den Worten:

„Du mußt steigen oder sinken,
Du mußt herrschen und gewinnen
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Hammer oder Amböß sein.“

Die Massen wußten infolge des Verhaltens von Regierung und Parteiführern gar nicht, daß die geschmähten Annexionisten nichts weiter vertraten als diese Wahrheit. Sie sahen in ihnen Ungeheuer und verurteilten sie, ohne sie zu kennen.

Der Abgeordnete Cohn lehrte sie:

„Der Krieg geht für die Reichen,
Der Arme zahlt mit Leichen!“

Das Wort „Kriegsverlängerer“ wurde zum Schimpfwort. Gambetta war von seinem Volke in den Himmel gehoben worden, weil er ihm

durch seine Gabe, den Krieg zu verlängern, günstigere Friedensbedingungen, vor allem die Ehre und das Selbstvertrauen, die Grundlage jedes nationalen Wohlstandes, gerettet hatte. Das deutsche Volk sah nicht, daß England keinen Verständigungsfrieden haben wollte — wie prompt wäre jede Möglichkeit dazu unsererseits aufgegriffen worden! —, sondern nur darauf wartete, bis die Unvernunft unserer mißleiteten Massen die „Kriegsverlängerer“ gestürzt, d. h. die Sammlung der Kräfte und Anspannung der Energie zerstört haben würde. Das Ziel der Feinde war, wie heute auch dem blödesten Blick offen liegen muß, unser Untergang. Zu einem Verständigungsfrieden hatte England schon deshalb keine Veranlassung, weil es denselben bei der Art unserer Politik und der von ihr beeinflussten Kriegsführung immer noch zur rechten Zeit haben konnte. England wollte also mehr. Da aber war für jeden rechten Deutschen auch der längste Kampf und die geringste Aussicht auf Sieg lieber aufzunehmen, als das vernichtende Endurteil ohne zwingende Notwendigkeit anzuerkennen. Letzteres war glatter Volksverrat.

Ich verkenne natürlich keinen Augenblick, welchen Anfechtungen die Nervenkraft der Massen des deutschen Volkes infolge der Hungerblockade ausgesetzt war. Die physischen und seelischen Einwirkungen dieses grausamsten aller Kriegsmittel, dessen Einführung in den modernen Krieg England vorbehalten war, dürfen nicht unterschätzt werden und bilden für die allmählich nachlassende Widerstandskraft im Volke eine starke Entschuldigung. Umso mehr aber erwuchs den Führern der Nation, überhaupt jedem weitersehenden Politiker die Pflicht, nüchtern die Zusammenhänge zu erkennen und alle Mittel einzusetzen, um die Kampfkraft aufrecht zu erhalten und richtig zu orientieren. Wo aber der Wille, zu siegen, fehlt, da erlahmt ganz natürlich auch die Kraft dazu.

Ich war mir von Kriegsbeginn an darüber klar, daß einem verlorenen Krieg mit einer gewissen Notwendigkeit die Revolution folgen würde, wenn ich es auch niemals für möglich gehalten hätte, daß es Deutsche gäbe, die noch vor Friedensschluß der Verführung zum Umsturz und zur Auslieferung der Gesamtheit an den äußeren Feind erlagen. Angesichts unserer zum inneren und äußeren Abgrund führenden Politik sahen auch andere schwarz; der Kronprinz hat mich schon 1915 gefragt, ob ich glaubte, daß er noch zur Regierung gelangen würde. Brach aber der alte Staat zusammen, so sank auch die Kraft

des deutschen Volkes, denn dieses hat sich bisher immer unfähig erwiesen, ohne straffe Führung sich Wohlfahrt zu erringen. Es bedarf des preußisch-deutschen Staats. Sein Schutzengel war die Überlieferung Friedrichs des Großen und Bismarcks. Denn es fehlt unserem Volk der eigene politische Genius, wie er z. B. die Franzosen durchdringt.

Wir besaßen eine starke Monarchie, weil das deutsche Volk durch seine Geschichte darüber belehrt worden war, daß es ohne eine solche in seiner gefährdeten Lage nicht bestehen könnte. Nun aber bauten wir sie mitten in der höchsten Gefahr ab, während die Feinde den umgekehrten Weg der strengsten Machtzusammenfassung beschritten. Wir verloren so nicht nur den Vorsprung der einheitlichen Führung, welchen wir bei Kriegsbeginn noch gehabt hatten. Wir fügten vielmehr zu unserer materiellen Unterlegenheit auch noch die geistige und sittliche, indem wir im letzten Kriegsjahr Diktatoren wie Wilson, Lloyd George und Clemenceau einen müden, gealterten Mann wie Hertling gegenüberstellten und schließlich rein destruktiven Parteiführern gestatteten, die Macht unter sich zu verteilen.

Die innere Gesundheit eines Volkes hängt zusammen mit der Möglichkeit, freie Kräfte nach außen zu entwickeln. Die Deutschen, die ihre Kräfte im Innern gegen sich selber betätigten, leiteten damit eine neue Periode des Verfalls ein, worin das arme Volk über den Verlust seines Wohlstandes, seiner Würde und seiner großen Gesichtspunkte hinweggetäuscht werden soll durch das traurige Schauspiel sich um die „Macht“ balgender Demagogen.

Jedenfalls, von welcher Seite man es betrachtete, war die einzige Rettung vor dem unermesslichen Unglück, daß sich das Volk bis in seine letzten Tiefen mit klarem Gefühl der drohenden Leiden, mit Heldensinn und mit Treue gegen den überlieferten Staat erfüllte. Dann wäre es uns auch möglich gewesen, so lange auszuharren wie die Franzosen, und das deutsche Volk hätte dann leiblich und sittlich nicht die Prüfungen und Erniedrigungen erdulden müssen, die ihm seine Schwäche, sein innerer Zusammenbruch auferlegt haben.

Der Mangel an Verständnis für diese Gedankengänge und der chronische Methodenfehler, den Regierung und Demokratie in bezug

auf die Herbeiführung des Friedens begingen, fanden einen verderblichen Ausdruck in der Friedensresolution vom Juli 1917. Es war mir sofort klar, daß nach diesem augenscheinlichen Nervenzusammenbruch die Aussichten sowohl für die Herbeiführung eines baldigen Verzichtfriedens wie auch für ein weiteres erfolgreiches Durchhalten des Krieges ganz außerordentlich herabgesunken waren. Wenn in England jemals Neigung zu einer Kriegsbeendigung durch Verständigung bestanden hätte, nach dieser Probe unserer moralischen und politischen Haltungslosigkeit mußte der bekannte Lloyd George-Ausspruch doppelte Bedeutung erlangen, daß England einen Verzichtfrieden niemals anzustreben brauche, weil es ihn von uns unter allen Umständen immer noch bekommen könnte. Um aber einen Sonderfrieden mit Rußland zu erlangen, war der betretene Weg erst recht ungangbar.

Sollte bei dieser Sachlage noch Rettung erhofft werden — große Hoffnung konnte nicht mehr bestehen —, so mußte der Versuch gemacht werden, im deutschen Volk eine nationale Gegenbewegung zu entfachen, die im Auslande den Eindruck hervorrief, daß die deutsche Widerstandskraft doch noch lebendig war, die ferner der Regierung für eine kräftige und kluge Politik einen Rückhalt bot, und die endlich nach Möglichkeit ein weiteres Herabgleiten auf der schiefen Ebene der öffentlichen Friedensangebote verhinderte. Das sind die Beweggründe gewesen, die zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei geführt haben. Die erste der drei gewünschten Wirkungen, der Eindruck im Auslande, wurde durch den gewaltigen nationalen Schwung der Bewegung ohne Zweifel erreicht. Die deutsche Regierung aber war weit entfernt, zu erkennen, welches Instrument mit der Vaterlandspartei in ihre Hände gelegt war. Sie wagte nicht darauf zu spielen und tat im Gegenteil alles, um die Bewegung zu hemmen. Dieses Verhalten wurde ihr durch die sofort einsetzende Gegenwirkung der Väter der Friedensresolution vorgeschrieben, welche, um Recht zu behalten, es in einer wohlorganisierten unwahrhaftigen Kampagne verstanden, der Vaterlandspartei innerpolitische Ziele unterzuschieben und sie als reaktionär zu verdächtigen. Man hat ferner in völliger, echt deutscher Verkennung des Begriffs eines „Kriegsziels“ der Vaterlandspartei und mir „Annexionismus“ vorgeworfen. Abgesehen davon, daß sich die Führung der Vaterlandspartei auf die Vertretung einzelner Annexionsforderungen nicht eingelassen und lediglich in der belgischen Frage, als dem Kern-

punkte England gegenüber, bestimmte Forderungen aufgestellt hat, handelt es sich um die erörterte Notwendigkeit, dem kämpfenden Volke Verständnis für unsere zukünftigen Lebensnotwendigkeiten zu geben. Die Regierung hatte das bei uns leider unterlassen. Sie hätte dann wenigstens dankbar sein sollen, wenn eine große Volksbewegung ihr diese Aufgabe abnahm, und hätte sich dieser Bewegung so bedienen sollen, wie es eine englische oder französische Regierung sicherlich getan hätte. Gerade dann, wenn es erforderlich und möglich war, einen Verzichtsfrieden zu schließen, woran die Vaterlandspartei die Regierung niemals verhindern konnte, war die Regierung in der Lage, gestützt auf das Bestehen der Vaterlandspartei, erträglichere Bedingungen zu erzielen. Es fällt ferner aber entscheidend ins Gewicht, daß während der ganzen Zeit des Bestehens der Vaterlandspartei tatsächlich eine wirkliche Chance zu einem Verständigungsfrieden nicht gegeben war. Nur die dauernde, jeder tatsächlichen Unterlage entbehrende Vorskpiegelung der deutschen Demokratie, als wenn Deutschland nur zuzugreifen hätte, um einen annehmbaren Frieden zu erhalten, hat es möglich gemacht, denen mit einem Erfolg den Namen Kriegsverlängerer anzuhängen, deren Auffassungen, wenn sie von Anfang an zur Geltung gekommen wären, eine schnellere Beendigung des Krieges auf dem einen oder dem anderen Wege mit sich gebracht hätten. Kriegsverlängerer sind diejenigen, welche die deutsche Widerstandskraft dauernd untergraben und der Entente jene Sicherheit gegeben haben, der Lloyd George Ausdruck verlieh.

Die Vaterlandspartei hat ihr Ziel nicht erreicht und von dem Augenblick an auch nicht erreichen können, als ihr neben der Feindschaft der Urheber der Friedensresolution der straffe Apparat des preußisch-deutschen Staates entgegengesetzt wurde. Trotzdem ist wohl ihre politische Aufklärungsarbeit nicht vergeblich gewesen. Wenn uns ferner etwas Hoffnung geben kann, daß noch einmal der nationale Gedanke ein starkes und wohnliches deutsches Haus wieder aufbauen wird, so liegt sie in der Tatsache, daß nach drei schweren Kriegsjahren, trotz der Wirksamkeit Bethmanns und der Demokratie, eine Bewegung von so gewaltigem Schwung und tiefer Vaterlandsliebe möglich war wie die der Vaterlandspartei. Die geistige und materielle Befreiung des unter Fremdherrschaft gesunkenen deutschen Vaterlandes und die Grundlegung eines neuen Wohlstandes kann nur beginnen,

wenn Unglück zur Erkenntnis führt und aus der Erkenntnis der opferbereite Wille zur Erhaltung des Deutschtums in allen Klassen und Schichten erwacht.

7

Als im Oktober 1918 die zur Macht gelangten Demokraten dem furchtbaren, in der Weltgeschichte seit Karthago unerhörten Irrtum zu unterliegen drohten, daß man sich in die Gnade des Feindes begeben könnte, ohne zugrunde zu gehen, schrieb ich folgenden Brief an den damaligen Reichskanzler Prinz Max von Baden.

Berlin, 17. Oktober 1918.

Euer Großherzoglichen Hoheit

Befehlen gemäß übersende ich ehrerbietigst nachfolgend meine Ansicht über die heutige Lage.

Die politische Methode, welche wir England und Amerika gegenüber vor und vor allem während des Krieges eingeschlagen haben, halte ich für grundsätzlich falsch. Wir setzten Auffassungen voraus, die wir, aber nicht die anderen haben. In dieser Methode erblicke ich eine der wesentlichsten Ursachen des jetzigen Krieges und unserer heutigen Lage. Das mit raffinierter politischer Klugheit und zähester Konsequenz verfolgte Ziel der Anglo-Amerikaner war die Vernichtung Deutschlands als weiterer Schritt zur Weltherrschaft ihres Kapitalismus. Nur insoweit wir Kraft und besonders Haltung zeigten, konnten wir den Eindruck erzeugen, das Geschäft rentiere nicht, und konnten damit leidliche Bedingungen erzielen. Die beständig wiederholten, öffentlichen Friedensangebote waren Methodenfehler unsererseits. Wilson steigerte seine Forderungen mit jedem dieser Schritte. Wir begriffen nicht, daß wir kalten Erpressern gegenüberstanden. Ihre Friedens- und Völkerbeglückungsauslassungen sind ehrlich, aber in naivester Weise nur für die eigenen Völker verstanden; außerdem berechnet auf die politische Ahnungslosigkeit unseres Volkes.

Unser letztes Friedens- und Waffenstillstands-Angebot, welches in seinem Entgegenkommen auf eine Großmachtstellung Deutschlands bereits verzichtete, beantwortete Wilson sachlich dadurch, daß er von uns zunächst völlige Wehrlosmachung verlangt. Er weiß genau, daß die Einstellung des Ubootskrieges jeden etwaigen weiteren Widerstand

Deutschlands unmöglich macht. Das Verlangen der Einstellung des Ubootskrieges, über dessen heutige und zukünftige Bedeutung man sich, wie Churchills Rede zeigt, im Feindeslager völlig im Klaren ist, ist der Kern der Wilson-Note, der umhüllt wird von dem Pathos der sittlichen Entrüstung. Da diese Entrüstung, auf den Seekrieg beschränkt, allzu durchsichtig sein würde, müssen schamlose Verleumdungen des Heeres als weitere Umhüllung dienen. Gleichzeitig peitscht er dadurch den Siegestaumel und die Mut seiner Leute ans Äußerste auf. Das würde er sicher nicht tun, wenn er uns nachher mit einiger Schonung behandeln wollte. Das Gegenteil wird der Fall sein, ungeachtet der Versprechungen unter der Hand. Letztere sind politischer Expreßertrick.

Die Antwort Wilsons zeigt ferner, daß es ein Irrtum war, wenn man etwa angenommen hat, daß die Entente uns den Gefallen tun könnte, einen alsbaldigen Waffenstillstand unter Bedingungen zu gewähren, die uns die Möglichkeit geben würden, unser Heer und unsere Grenzen für den Fall des Scheiterns der Friedensverhandlungen in Verteidigungszustand zu setzen.

Uns bleibt nur ein Mittel, bessere Bedingungen, vielleicht sogar die Erhaltung des Deutschtums zu erlangen: Aufruf des ganzen Volkes zur entschlossensten Verteidigung unserer Ehre und unserer Lebensmöglichkeiten, begleitet von sofortiger Handlung, die nach außen und innen nicht den mindesten Zweifel an unserem Willen bestehen lassen kann. Dieses Verfahren ist selbst dann richtig, wenn wir auch jetzt noch entgegenkommend zu antworten geneigt sind. Tun wir letzteres, so bleibt freilich die Gefahr bestehen, daß weder der Feind noch wir selbst an unseren Ernst glauben. Der von der Heimat ausgegangene Niedergang unseres Ehrgefühls und unserer Moral ist über die Etappen in die Kampffronten eingedrungen. Die Truppen können nicht mehr standhalten und kämpfen, wenn sie nur zu deutlich sehen, daß die Heimat Alles aufgibt. Wofür sollen die Mannschaften kämpfen, wie sollen die Offiziere die Moral der Truppen hochhalten? Das ist unter solchen Umständen unmöglich.

Entschlossene Verstärkung unserer Westfront durch alle nur verfügbaren Mannschaften, Formierung von Bürgerbataillonen zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Heimat, rücksichtslose Fortsetzung des Ubootskrieges, der sehr viel stärker gewirkt hat, als man bei uns

glaubt. Einwirkung auf die Psyche der Mannschaften durch alle erdenklichen Maßregeln, gleiche Beköstigung von Offizieren und Mannschaften, Aufklärung in weitestem Maße durch den Staatsorganismus, um was es sich praktisch handelt. Jeder Deutsche muß begreifen, daß andernfalls unser Volk herabfällt zu Lohnsklaven unserer Feinde.

Um diesen Weg durchzuführen, ist diktatorische Macht unerlässlich, wie es unsere Feinde getan haben, in direktem Gegensatz zu unserem Verfahren. Es ist ganz gleich, welche innere Parteirichtung diese Gewalt ausübt. Sie muß nur ihre Macht einzig und allein gegen den äußeren Feind richten.

Das sind, flüchtig diktiert, aber jahrelang überlegt, meine Ansichten, die mit Chauvinismus, Annexionstrieb oder Mangel an Verständnis für unser Friedensbedürfnis nicht das Geringste zu tun haben, sondern nur an die Rettung unseres Volkes denken aus schwerster Gefahr. Vielleicht gelingt es ihnen nicht. Auf jeden Fall bietet dieser Weg die einzige Aussicht auf Gelingen, der andere Weg führt mit Sicherheit zu einem schmachvollen Ende.

Wenn Euer Großherzogliche Hoheit noch ein Urteil über unsere maritime Lage haben wollen, so empfehle ich dringend, den augenblicklich hier anwesenden Herrn Admiral von Trotha, Chef des Stabes der Hochseestreitkräfte, kurz zu empfangen. Niemand ist imstande, ein so ruhiges und auch allgemeines Urteil hierüber abzugeben als dieser Offizier, der von dem Vertrauen der ganzen Marine getragen wird. Soviel ich weiß, wohnt derselbe beim Chef des Marinekabinetts Admiral von Müller.

Abschrift dieses Schreibens habe ich mit Rücksicht auf die Dringlichkeit mir erlaubt, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg und dem Staatssekretär Erzellenz Scheidemann zu übersenden.

Euer Großherzoglichen Hoheit
verharre ich in größter Ehrerbietung
v. Tirpitz.

Die Regierung des Prinzen Max von Baden unterlag dem unerhörten Schwindel volksfremder Einflüsterungen. Der Ubootskrieg wurde aufgegeben, die Kapitulation eingeleitet, der Rechtsfriede auf Grund der 14 Punkte Wilsons mit der Entente „vereinbart“ und jeder

Andersdenkende, jeder wahrhaft deutsch Gesinnte in Acht getan, obwohl Armee und Marine ohne jeden Zweifel bis zum Frühjahr 1919 hätten durchhalten und dadurch wirkliche Friedensverhandlungen hätten decken können. In diesen schwärzesten Tagen der deutschen Geschichte, als wir die volle Fähigkeit noch besaßen, mit dem Schwert in der Hand dem gleichfalls kriegsmüden Feind den Vorschlag zu einem gerechten Frieden zu machen, diese Möglichkeit aber von uns stießen, um im Chaos unterzugehen, schrieb ich als Vorsitzender der Vaterlandspartei einen zweiten Brief an den Reichskanzler.

Berlin, den 30. Oktober 1918.

Euer Großherzogliche Hoheit

haben meinen ehrerbietigen Brief vom 17. d. M. gnädig aufgenommen; aber in einer wichtigen Beziehung, nämlich bezüglich des Ubootkrieges, eine Entscheidung getroffen, der ich, und wie ich höre, auch die Marine- und Armeeautoritäten, widerraten haben. Die gegenwärtige Lage läßt es mir als Pflicht erscheinen, einen in meinem damaligen Briefe nicht genügend betonten Gedanken auch jetzt noch Euerer Großherzoglichen Hoheit zu unterbreiten.

Jeder militärische Rückzug, wenn er nicht in katastrophaler Flucht enden soll, muß geleitet sein mit zeitweiligen und passenden Kehrtwendungen gegen den nachdringenden Feind. Dasselbe gilt zweifelsohne und vielleicht noch in verstärktem Maße bei einem politischen Rückzug. Selbst wenn wir uns klar darüber zu sein glauben, daß wir militärisch nichts mehr erreichen können, muß man sich stets gegenwärtig halten, daß auch auf der gegnerischen Seite der Wunsch, keine großen Opfer mehr zu bringen, aus rein psychologischen Gründen sehr hoch gestiegen ist. Frankreich rettete 1871 durch seine damalige Haltung auch nach erfolgtem Waffenstillstande Belfort in den Friedensverhandlungen. Wenn im Kampf ein Soldat den Degen übergibt, so kann er auf Pardon rechnen. Geschieht dies aber auf politischem Gebiet, macht der Unterliegende sich völlig wehrlos und ergibt er sich ohne Haltung, so bewirkt er beim Sieger das Gegenteil von Rücksicht, er erweckt vielmehr den Wunsch rücksichtsloser „Bestrafung“.

Aus diesen Gründen kann ich mir, abgesehen von der durch Jahrhunderte nachwirkenden Schmach, rein materiell gedacht, keinen schlechteren Frieden denken, als solchen, der uns aufgezwungen werden

würde, wenn wir zu einer Zeit einfach kapitulieren, wo noch ein erhebliches Maß von Widerstandskraft bei uns vorhanden ist. Der Feind, der letztere genau einzuschätzen weiß, wird uns bei einer solchen vorzeitigen Wehrlosmachung nicht milder behandeln, sondern brutaler und roher, weil zu dem Bollgefühl des Siegers noch hinzutreten wird ein Gefühl der Verachtung des Gegners. Es kommt in dieser Frage wiederum der Unterschied in unserer Denkungsweise und derjenigen unserer Feinde in Betracht. In dieser Hinsicht würde es für uns günstiger liegen, wenn wir den Frieden über England gesucht hätten und nicht über Amerika und Wilson¹⁾.

Ich möchte schließlich noch auf folgendes hinweisen: Unsere Feinde befinden sich jetzt nicht nur in vollem Siegestaumel, sondern ihre Völker haben auch das Gefühl, dem seit Jahren ersehnten Frieden, dem Ende der Opfer und Leiden, unmittelbar nahe gerückt zu sein. Alle Nerven der großen Massen sind auf diesen Punkt gespannt. Entschließen wir uns jetzt, infolge feindlicher Zumutungen, zu einem politischen „Halt! Front!“, zeigen wir dem Feinde noch einmal in ganz klarer Entschlossenheit die Zähne, und erklären seine Forderungen für unannehmbar, so wird die plötzlich auftauchende Notwendigkeit, den Kampf fortzusetzen, von größter psychologischer Wirkung sein. Es wird sich der kampfes müden Massen unserer Feinde eine furchtbare Enttäuschung bemächtigen, und sehr bedeutende Kräfte werden sich in der Richtung entfalten, die Regierungen zu einer Abmilderung ihrer Bedingungen zu veranlassen. In Verbindung mit dem wachsenden, heldenhaften Widerstand an unserer Front, und in Verbindung auch mit der sehr begründeten Furcht vor dem Bolschewismus, wird eine solche deutsche Haltung die einzige sein, die uns erträgliche Bedingungen verschaffen kann.

Euer Großherzogliche Hoheit

verharre ich in größter Ehrerbietung

v. Tirpitz.

¹⁾ Ich meinte natürlich nicht, daß es vorteilhafter wäre, sich in die Gnade Englands statt Wilsons zu geben. Eine solche Kapitulation bedeutete auf alle Fälle den nationalen Untergang. Ich meinte vielmehr, daß für Verhandlungen mit dem Schwert in der Hand England, vor allem dank dem Ubootkrieg, der verhältnismäßig geschäftlichste Gegner gewesen wäre, und bin dieser Ansicht auch heute noch.

Ich hatte, als ich dies schrieb, nur noch verschwindende Hoffnungen darauf, daß den „regierenden“ Männern die Besinnung wiederkehren könnte. Mit diesem Brief endet meine politische Betätigung.

Der unglückliche Ausgang des Krieges gibt denen, welche diesen Ausgang verschuldet haben, vor der urteilslosen Masse die Handhabe, freilich nicht das Recht, diejenigen anzuklagen, welche den Krieg hätten gewinnen oder mindestens ehrenvoll beenden können, wenn man ihnen freie Hand gelassen hätte. Ein Staatsgerichtshof soll eingesetzt werden; wird er eingesetzt, so gehören Andere auf die Anklagebank und darunter viele, die jetzt den Richter spielen wollen. Ich würde es gern vermieden haben, persönliche Empfindungen Anderer zu treffen, doch muß ich vor der Geschichte das System an den Pranger stellen, welches uns verderbt hat.

Dieses politische System, welches Bethmann-Hollweg wohl unabsichtlich, aber tatsächlich zur Entfaltung gebracht hat und welches auch heute noch in fast grotesker Steigerung lebt, umfaßt die Preisgabe unserer staatlichen Errungenschaften infolge blindgläubigen Nachlaufens hinter den erpresserischsten und verlogenssten Vorspiegelungen des Auslands und hinter eigenen internationalistischen Schwärmereien. Alle Überlieferungen und Leidenserfahrungen unserer Geschichte scheinen vergessen und müssen neu erlebt werden.

Dieses System hat meiner Überzeugung nach unseren angriffslustigen Nachbarn die Gelegenheit oder den Vorwand für den Krieg gegeben. Es hat im Innern unsere Politik zermürbt, so daß das Volk die erforderliche moralische Kraft verlor, um den Weltkrieg durchzuhalten. Dasselbe System ist die wesentliche Ursache, weshalb die Stärke unserer Flotte in diesem Kriege nicht zum Tragen gekommen ist. Dasselbe System hat unsere Politik nach der falschen Richtung, nämlich auf die Zerschlagung Rußlands und Schonung Englands orientiert. Dasselbe System hat unsere an Torheit und Würdelosigkeit beispiellose Kapitulation im Herbst 1918 verschuldet, und die schwere Folge dieses Schritts durch weitere Fehler verschärft. Dasselbe System wütete nach der Revolution gegen die letzten Reste staatlicher Vernunft, so daß es eine Schmach und Strafe geworden zu sein scheint, ein Deutscher zu

sein. Das war mir einst höchstes Glück und Stolz gewesen. Wenn straff geführt, gibt es kein leistungsfähigeres Volk als das unsere. Aber in der Hand schlechter und untauglicher Führer ist das deutsche Volk sich selber der größte Feind. Es wird der schwarzrotgoldenen Kopie eines Staates, die ihm jetzt zugemutet wird, in Kürze überdrüssig sein. Aber wird dann noch etwas übrig sein von der Substanz des guten alten Staates, um den uns die Feinde so beneidet haben, daß sie seine Kräfte: Monarchie, Wehrhaftigkeit, Integrität und Fleiß der Beamtschaft, staatenbildendes Preußentum und todesverachtende Vaterlandsliebe mit Hilfe unserer radikalen Demokratie zerstören mußten?

Wir stehen heute schlimmer da als nach dem dreißigjährigen Kriege. Ohne ein neues Potsdam und ohne eine furchtbar ernste Selbstbesinnung und geistige Erneuerung, ohne eine nach außen tätige und würdige Staatsvernunft wird das deutsche Volk nie wieder auf freiem Grunde wohnen und allmählich oder rasch nach Bildung und Zahl aus der Reihe der großen Völker ausscheiden; dann wird auch ein neues Weimar nicht möglich sein. Von der höchsten Höhe zur tiefsten Tiefe ging unser Sturz. Man soll nicht leichtfertig vom Wiederaufbau reden, solange man immer noch tiefer sinkt. Der Aufstieg ist furchtbar schwer und hart. Er kann und wird gelingen, wenn das Volk einig in entschlossenem nationalen Dulden und Wollen, so wie Franzosen, Italiener, Engländer, Serben, ja neuerdings selbst die Jnder es sind. Solange wir das Volk mit dem schwächsten Nationalgefühl sind, das jeden Länderraub oder sonstige Schmach, die uns angetan wird, mit Veröhnungsreden erwidert, damit straflos macht und zu neuem Raub einlädt, solange wir ohne den erforderlichen Nationalstolz den Sitten und Formen anderer Völker nachlaufen und solange uns das Bekämpfen anderer Deutscher von anderer Parteirichtung wichtiger ist als das Zusammenhalten gegen außen, solange kann Deutschland nur sinken, nicht gesunden. In der Almannenschlacht riefen die Deutschen ihren Häuptlingen zu „Herunter von den Pferden“ und verloren die Schlacht. Deutsche Zwietracht hat uns auch jetzt wieder zu Fall gebracht, denn politisch und in gewissen Schichten auch sittlich war unser Geschlecht seiner Zeit nicht gewachsen.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ließen mir also die Pflicht erwachsen, dieses System zu bekämpfen.

Wenn dagegen das deutsche Volk aus dem Taumel des Zusammenbruchs erwacht und sich mit Stolz und Rührung der ungeheuren Kraft, Tugend und Opferbereitschaft erinnert, welche es im preußisch-deutschen Staat auch noch während des Krieges selbst hat entfalten können, so wird es die Erinnerung an den Weltkrieg neben seine höchsten nationalen Heiligtümer stellen dürfen. Wie wir trotz unserer geringwertigen Bundesgenossen einer so furchtbaren gewaltigen Übermacht standhielten, wie wir der englischen Weltverschwörung gegen uns trotzten, der Verleumdung unserer friedlichen Gesinnung und dem brutalen Vernichten unzähliger deutscher Einzeleristenzen in allen Erdteilen ungeachtet jahrelang den Mut nicht sinken ließen, und wie unsere Männer zu Wasser und zu Lande es verstanden haben, den Feind zu treffen und sich selbst zu opfern: Daran mögen sich künftige Geschlechter unseres Volkes bewundernd ihren Glauben stärken. Aber Deutschland war wie zu Luthers Tagen „ein weidlicher Hengst, dem nur eines mangelt, der Reiter“. Der aufgezwungene Kampf war zuerst in jeder Hinsicht aussichtsvoll, er gewährte sogar nach allen begangenen Fehlern noch im Oktober 1918 die Möglichkeit, einen Vernichtungsfrieden abzuwehren. Aber innerpolitische Begehrlichkeit, welche die ganzen Kriegsjahre hindurch immer bereit gewesen war, vor dem Feind zu kapitulieren, hatte die Zügel der führerlosen Nation ergriffen.

Drittes Kapitel

Die Hochseeflotte im Kriege

1

Es liegt nicht in meiner Absicht, hier eine Seekriegsgeschichtliche Darstellung zu geben. Es kommt mir nur darauf an, die wesentlichsten Gesichtspunkte für die Beurteilung unserer Flotte hervorzuheben. Zunächst möchte ich darauf hinweisen, daß auch unsere Armee, die bei Kriegsbeginn in hoher Vollendung dastand, der ungeheuren Übermacht schließlich unterlegen ist. Den Einwand, daß wir ohne Flotte den Weltkrieg nicht bekommen hätten, habe ich früher zurückgewiesen, denn es war für England seit Jahrzehnten zum Staatsgrundsatz geworden, ein Niederwerfen Frankreichs nicht zu dulden.

Unsere Seemacht war im Jahr 1914 zwar schon sehr beträchtlich, aber zur sicheren Erfüllung des für Krieg und Frieden geltenden Risikoprinzips noch nicht reif; sie war noch in voller Entwicklung begriffen, als sie den fünf größten Seemächten gegenübergestellt wurde, zu denen 1917 noch Amerika hinzutrat.

Trotz allem bin ich auch heute noch der Überzeugung, und das ist das Tragische an dem Endergebnis: die Flotte hätte es schaffen, sie hätte uns zu einem ehrenvollen Frieden verhelfen können, wenn sie richtig zur Ausnutzung gebracht wäre. Die Flotte war gut, das Personal voll Kampfbegierde, in hohem Ausbildungsstand, das Material dem englischen überlegen. Das sichtbarste Zeichen für den militärischen Wert unserer Flotte und die hohe Einschätzung ihrer Leistungsfähigkeit durch den Gegner lag wohl in der Tatsache, daß die Engländer, je länger der Krieg dauerte, desto bestimmter einen Zusammenstoß mit ihr vermieden. Sie haben trotz immer wachsender Überlegenheit unsere Streitkraft niemals mit Vorbedacht angegriffen. Kein Zusammenstoß ist von ihrer Seite gesucht. Unsere Flotte ist schließlich von derselben Krankheit erfaßt worden, von der ganz Deutschland verseucht wurde. Wenn sie auf

den großen Schiffen einige Tage früher als in der Armee und offensichtlich in die Erscheinung getreten ist, so liegt ein wesentlicher Grund hierfür in den engen Beziehungen, die sich auf den Werften zwischen den verheßten Arbeitermassen und dem Schiffspersonal, namentlich den Heizern, herausbilden konnten. Diese parteipolitische Bewegung, deren Leitung in Berlin saß, wurde von der damaligen Reichsleitung geduldet.

Wie im ganzen Volk, so herrschte bei Beginn des Krieges auch in der Marine das sichere Gefühl, daß es in Deutschland niemand gab, der den Krieg erstrebt hätte. So geschickte es England auch angefangen hatte, als es die ihm 1914 sich bietende Gelegenheit ausnutzte: sein lang vorbereiteter Plan, Deutschlands Zukunft zu vernichten, war doch zu offenkundig gewesen. Demzufolge war der Geist unserer Flotte zu Beginn des Krieges hoch gestimmt und ließ das Beste erwarten. Alte Reservisten stellten bei den Musterungen das Gesuch an ihre Offiziere, an den Geschützen verwendet zu werden und nicht in Sicherheit unter Deck beim Munitionsmannern. Unsere Torpedobootskommandanten hofften auf den Befehl „Flagge Z vor“¹⁾. Die Seekadetten und Fähnriche der geschlossenen Marineschule und der außer Dienst gestellten Schulschiffe begehrten stürmisch an Bord zu kommen, sei es auch nur, um als Läufer des Kommandanten Verwendung zu finden. Die üblichen Belohnungen bei Rekordleistungen im Kohlen wurden von den kohlenden Heizern und Matrosen abgelehnt: „Wir arbeiten ohne Belohnung.“ Seeoffiziere und Ingenieure wetteiferten, das Schiff auf höchste Gefechtsbereitschaft zu bekommen.

Jeder Angehörige der Marine war sich bei Kriegsbeginn darüber klar, einem Feind entgegenzutreten, der über eine starke Übermacht gebot und dessen Unbesiegbarkeit auf See fast zum Dogma geworden war. Franzosen, Russen, Italiener wurden als Gegner sozusagen gar nicht gerechnet. Schon im Frieden hatte sich die deutsche und die englische Marine gegenseitig in besonderer Weise geachtet. Es ist freilich eine reine Erfindung, daß damals in den deutschen Seeoffiziersmessen auf den „Tag“ (der Schlacht mit Englands Flotte) angestoßen wurde. Diese Lüge gehört in das große Kapitel der uns angedichteten Angriffsabsichten, mit denen die Weltpresse überschwenmt worden ist. Dazu war doch die Sympathie mit dem englischen Seeoffizierskorps vor dem

¹⁾ Signal zum Angriff.

Kriege noch zu stark, und unsere vornehme Gesinnung hätte Derartiges völlig unmöglich gemacht, ganz abgesehen von der Torheit eines Wunsches, mit einem doppelt so starken, tüchtigen Gegner kämpfen zu wollen.

Bevor ich auf die Hauptursachen eingehe, weshalb unsere Flotte den Enderfolg ihres Daseins nicht hat erreichen können, will ich ein kurzes Bild geben von den tatsächlichen Wirkungen, welche sie auf die Gestaltung des Kriegsverlaufes ausgeübt hat.

2

In unserer Heimat hielt die Flotte unsere langgestreckte Küste von Memel bis zur Ems ganz allein von jedem feindlichen Angriff frei; kein Kanonenschuß ist auf unsere Küste gefeuert worden. Durch praktisch unbedingte Beherrschung der Ostsee sicherte die Flotte die freie Zufuhr von Waren, namentlich von Erzen, die ein dringendes Erfordernis für unsere Kriegsindustrie waren, sie deckte den linken Flügel unseres Heeres im Osten gegen rückwärtige Überfälle, die von den Russen geplant waren und die in der zwischen Rußland und England 1914 abgeschlossenen Marinekonvention wohl ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Die Flotte ermöglichte später den Nachschub unseres Heeresflügels über See. Durch die erfolgreiche Unternehmung gegen Diel und den Moonhund trug die Flotte unter den Admiralen Schmidt und Behncke im glücklichsten Zusammenarbeiten mit der Armee dazu bei, den letzten Widerstand der Russen zu brechen.

Da unsere Flotte nicht geschlagen war und die Engländer infolgedessen nicht zur engen Blockade unserer Küsten übergehen konnten, ermöglichte sie es den nordischen Mächten und auch Holland, gegenüber den Drohungen Englands in einer neutralen Haltung zu verbleiben. Als unsere Flotte im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts noch schwach war, hatte England eine Landung in Jütland vorbereitet, also eine Vergewaltigung Dänemarks nach der Art, wie später Griechenland behandelt wurde, vorgesehen. Angesichts der deutschen Flotte war das unausführbar.

Man stelle sich vor, unsere Flotte wäre vollständig geschlagen worden oder wäre überhaupt nicht vorhanden gewesen; welche Folgen hätte das alsbald für unsere wirtschaftliche und militärische Lage gehabt. Mit eingedrückter, ja auch nur stark bedrohter Nordfront hätten wir

unsere Ost- und Westfront nicht halten können. Aber Weiteres kommt hinzu. Unsere Flotte zwang die Engländer zu einer riesigen Vergrößerung der eigenen Seemacht. Allein das Personal ihrer eigenen Flotte wurde mehr als verdreifacht. Von englischer Seite wird der personelle Gesamtaufwand für die Kriegsführung auf dem Wasser mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Millionen Menschen wohl nicht zu hoch berechnet, eine Zahl, die doch eine sehr große Entlastung unserer eigenen Westfront bedeutete.

Ich habe schon im vorigen Kapitel davon gesprochen, welchen Schlag für England die Einnahme der französischen Kanalhäfen durch die Armee bedeutet hätte. Diese Besetzung durch uns wurde aber erst dann zu einer wirklichen, vielleicht entscheidenden Gefahr für England, wenn wir eine Flotte hatten, um diese Häfen als Stützpunkte ausnützen zu können. In dieser Hoffnung wurde das Marinekorps gebildet, die einzige unmittelbare Kriegsleistung, die ich im Rahmen des Reichsmarineamts selbst für den Kampf gegen England ins Werk setzen konnte.

Unsere Armee hat die Nordhäfen Frankreichs nicht erreichen können, sondern nur die flandrischen Häfen, welche nach ihrer geographischen Lage eine erheblich geringere Bedeutung hatten, da sie keine unmittelbare Bedrohung des Kanals darstellten. Dazu kam, daß bei ihrer Art hier nur Uboote und Torpedoboote zur Verwendung gebracht werden konnten. Immerhin gewährten sie den großen Vorteil, daß die Entfernung von dort nach der englischen Küste nur den vierten Teil des Abstandes von den deutschen Flußmündungen betrug. Aus diesem Grunde wurden kleine Uboote hierfür verwendbar, die sich in verhältnismäßig kurzer Zeit beschaffen ließen. Angriffe der englischen Seestreitkräfte auf Zeebrügge und Ostende waren zu gewärtigen. Da mir nun zweifelhaft war, ob die Armee geneigt wäre, die erforderliche Einrichtung der Küstenverteidigung zu übernehmen, und da andererseits die Landfronten unserer Reichskriegshäfen nicht mehr eigentlich bedroht waren, so erschien zweckmäßig, aus dem hierdurch verfügbar gewordenen Personal ein Marinekorps zur Verteidigung der flandrischen Küste zu bilden. Die Heeresleitung willigte nur unter der Bedingung ein, daß es unter den Befehl der Armee käme. Um überhaupt etwas zu erreichen, stimmte ich dieser Bedingung zu, obwohl nach allen Erfahrungen die Marine bei gemeinsamen Operationen mit der Armee leicht in die Gefahr gerät, für ihre eigenen Zwecke zu kurz zu kommen. Der Kaiser ging auf den Plan mit großem Verständnis ein und gab mir für diese Aufgabe außer-

ordentliche Vollmachten. Die Marineinfanterie, welche aus zwei Bataillonen drei Regimenten bildete, stellte trotz dieser starken Verdünnung dank ihrer dreijährigen Dienstzeit vom ersten Tag ab eine Kerntruppe dar. Die aus den verschiedenen Forts und Plätzen zusammengeholte Matrosenartillerie sollte ihre Infanterieausbildung in der Nähe von Brüssel nachholen, mußte aber infolge der kriegerischen Ereignisse im September teilweise sofort aus der Bahn gegen die aus Antwerpen vorstoßende belgische Armee ins Feuer geschickt werden. Die Truppe stand schon dabei ihren Mann, wie später bei der Eroberung Antwerpens und in vierjährigem Stellungskampf. Das Marinekorps unter Admiral v. Schröder machte die Seeflanke unserer Westfront mit der Zeit unangreifbar und baute die flandrischen Häfen mit Behelfsmitteln zu brauchbaren Stützpunkten für den Torpedoboots- und Ubootskrieg aus. Unsere dortigen Seestreitkräfte, obwohl ich leider nicht die Macht hatte, sie durch vermehrte Zuteilung aus der Heimat so stark zu machen, wie Admiral Schroeder und ich gewünscht hätten, blieben ein empfindlicher Pfahl im Fleische Englands bis an den Herbst 1918 heran.

In den ersten Monaten des Krieges entwickelte sich ferner der östliche Teil des Mittelmeeres zu einem Kriegstheater von steigender Bedeutung.

Bereits am 3. August hatte ich, da Nachricht über den Abschluß eines Bündnisses mit der Türkei eintraf, trotz Bedenken des Admiralstabschefs für „Goeben“ und „Breslau“, unsere Mittelmeerdivision die Anweisung erlangt, den Durchbruch nach Konstantinopel zu versuchen. Am 5. August wurde dieser Befehl noch einmal zurückgenommen, weil der Botschaft in Konstantinopel bei der dortigen Lage die Ankunft der Schiffe im Augenblick noch nicht erwünscht schien. Die Schiffe erhielten Anweisung, nach Pola zu gehen oder nach dem Atlantik durchzubrechen.

Zwischen Österreich, Italien und uns bestand vom Frieden her ein Marineabkommen, nach welchem im Fall eines Krieges unsere gesamten Seestreitkräfte in der Straße von Messina gegen den Zweibund vereinigt werden sollten. Den Oberbefehl über die Dreibundflotte sollte der österreichische Admiral Haus führen auf italienischen Vorschlag; ich lasse es dahingestellt, ob er je ernsthaft gemeint war. Der Kaiser war besonders stolz auf unser Mittelmeergechwader, während ich das Fehlen besonders der „Goeben“ in der Nordsee bedauerte. Als „Goeben“ und „Breslau“ nach erfolgreicher Beschießung algerischer

Küstenplätze in Messina eintrafen, blieben sowohl die Italiener wie die Oesterreicher aus, und Italien, das strenge Neutralität erklärt hatte, gewährte den Schiffen in Messina kaum einmalige Kohleneinnahme. An beiden Ausgängen der Meerenge kreuzten feindliche Schiffe. Da Oesterreich noch an keine der uns feindlichen Mächte den Krieg erklärt hatte, standen der Hilfeleistung seitens der österreichischen Flotte Formschwierigkeiten entgegen. Auf Verlangen des Reichsmarineamts erhielten wir am Nachmittag des 5. August vom Auswärtigen Amt die Antwort, unser Botschafter in Wien wäre angewiesen, die Kriegserklärung dringend zu verlangen. Am Abend kam die Nachricht, daß der österreichische Seebefehlshaber nach Lage, Entfernung und Bereitschaftsgrad der österreichischen Flotte nicht imstande wäre, zu helfen — ein Abbild unserer politischen Kriegsvorbereitung überhaupt. Unter diesen Umständen wurde dem Admiral Souchon telegraphisch überlassen, wohin er durchbrechen wollte. Er hat daraufhin, dem ersten Befehl entsprechend, die Richtung nach Konstantinopel gewählt.

Die ganze türkische Frage erhielt durch das Gelingen dieses Durchbruchs die entscheidende Wendung. Wenn mir auch vor Ausbruch des Krieges unsere Orientpolitik schief erschienen war, weil eine Befreiung von der politischen Einkreisung Deutschlands nur auf dem Wege über Rußland Ausichten hatte, so fiel jedes Bedenken in dieser Richtung fort, seitdem wir uns tatsächlich mit Rußland im Kriegszustand befanden. Dementsprechend habe ich die Türkei so weit mir möglich war, unterstützt. Ihre Schwäche ließ eine wirkliche Neutralität auf die Länge nicht zu. Die Ankunft unserer Schiffe ermöglichte es, daß die Türkei für, statt gegen uns ausgespielt wurde. Die nun folgende Unterstützung der Türkei durch die deutsche Marine unter schwierigen Umständen ist ein Kapitel für sich. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß unsere Marine wesentlich an der ruhmvollen Verteidigung der Dardanellen beteiligt ist und damit zur Rettung von Konstantinopel beigetragen hat. Von dieser Rettung hing Sieg oder Niederlage auf der für die Mittelmächte so wichtigen Balkanfront ab. Der Zufahrsweg nach Rußland vom Mittelmeer aus blieb geschlossen. Das Offenbleiben der Verkehrswege nach Vorderasien ermöglichte die schwere Bedrohung Englands in Ägypten und Mesopotamien und zog starke englische Heere und Seetransportmittel dorthin ab. Es wird bei unserer kontinentalen Denkungsweise leicht übersehen, daß der von England unternommene

Versuch, die Dardanellen mit seiner Flotte zu forcieren, nur deshalb mit unzureichenden Mitteln vor sich ging und daher scheiterte, weil unsere eigene Flotte England zwang, den größten Teil seiner Flotte in der Nordsee konzentriert zu halten. Die Fernwirkung unserer Flotte schützte die Türkei. Auch Österreich haben wir durch Entsendung von Ubooten unterstützt und in Pola und Cattaro Stützpunkte errichtet.

Der Eintritt Japans warf den Plan eines Krieges unseres Kreuzergeschwaders gegen den feindlichen Handel und gegen die dortigen britischen Streitkräfte über den Haufen und ließ ihm nur den Versuch übrig, sich nach der Heimat durchzuschlagen. Auf der Heimreise vernichtete das Geschwader unter dem tapferen Grafen Spee ohne nennenswerte eigene Verluste das an Chiles Küste stationierte englische Geschwader, dessen Chef noch kurz vor dem Kriegsverhängnis freundschaftlich mit Spee verkehrt hatte. Nur ein kleiner englischer Kreuzer entkam aus dieser Schlacht bei Coronel.

Unser Kreuzergeschwader ist dann bekanntlich bei den Falklandsinseln durch eine von Spee nicht vermutete große Übermacht, bei der sich zwei Dreadnoughtkreuzer befanden, vernichtet worden. Man fragt sich, was den ausgezeichneten Admiral bewogen haben mag, die Falklandsinseln anzulaufen. Die dortige englische Funkenstation zu zerstören, hatte nicht viel Zweck, denn sobald sie die Meldung abgegeben hatte: „Hier steht das deutsche Geschwader“, war ihr Bestes getan. Vielleicht erklärt sich das Unternehmen aus der Sorge, welche die Tapferen bei ihrer Unkenntnis der Lage bewegte, der Krieg näherte sich seinem Ende, ohne daß sie noch zur Leistung kämen. Nachdem der Sieg bei Coronel bei unseren Landsleuten in aller Welt den Stolz auf ihr Deutschtum erhöht hatte, senkte der Untergang der Besatzungen, die, Graf Spee mit seinen Söhnen an der Spitze, die Unterwerfung ablehnten, Achtung und Wehmut in jedes Herz.

Auch die in verschiedenen Erdteilen stationierten einzelnen Kreuzer haben ihre Schuldigkeit voll getan. Dieser Kreuzerkrieg, der beim Mangel an Stützpunkten keine lange Dauer haben konnte, war vom Admiralstab sehr gut vorbereitet. Agenten, Kohlen- und Proviantversorgung klappten, solange das Prestige Deutschlands in der Welt nicht im Niedergehen war. Die Laten Kapitän z. S. v. Müllers auf der „Emden“ und die der „Karlsruhe“ waren ruhmreich und wirksam. Der Kommandant der „Karlsruhe“, Kapitän z. S. Köhler, dachte nicht daran,

die Erlaubnis zur Heimfahrt zu befolgen; mit vier Hilfschiffen im Atlantik arbeitend, umschwärmt von englischen Kreuzern, aber bauend auf seine überlegene Schnelligkeit, strebte er nach neuen Erfolgen, bis ihn selbst und sein Schiff eine Explosion vernichtete, die wahrscheinlich von einem im Ausland gekauften unsicheren Sprengstoff herrührte. Die „Königsberg“ unter Kapitän z. S. Loof ist nach scharfen Kämpfen gegen große Übermacht erlegen. Der Kommandant und ein erheblicher Teil der Besatzung haben dann den Feldzug in Ostafrika unter General v. Lettow-Vorbeck mitgemacht. Viel Ehre haben gute treue Deutsche auch von späteren Kreuzerfahrten heimgebracht. Kühnster Unternehmungsgeist führte die Hilfskreuzer „Meteor“, „Greif“, „Möwe“, „Seeadler“, „Wolf“ durch die englischen Gewässer hindurch nach dem Ozean. Der Geist, den sie zeigten, war aber der Geist der Hochseeflotte, denn sie waren von deren Offizieren und Mannschaften besetzt. Nachhaltige Wirkung auf den Verlauf des Krieges konnten unsere Auslandsschiffe nicht bringen, da sie ohne jede Hilfe durch eigene Stützpunkte in abgemessener Zeit erliegen mußten. Immerhin ist das, was wir an Verlusten dem Feind beigebracht haben, mindestens dreimal so groß als das, was wir selbst dabei eingesetzt haben. Merkwürdig dabei ist die Erscheinung, daß das Erliegen unserer Schiffe nie auf offener See, sondern stets dann eintrat, wenn die Kreuzer notgedrungen mit dem Lande in Berührung kamen.

Wenn man sich diese Wirkungen unserer Flotte auf die Gestaltung des Krieges vor Augen hält, so wird man anerkennen müssen, daß ihre Taten groß und ruhmreich waren. Mir ist außer dem letzten Zusammensturz kein Fall bekannt, in dem das Personal sich nicht mit größter Tapferkeit und Hingabe geschlagen und bei dem unsere personelle und qualitative Überlegenheit sich nicht dargetan hätte. Man wäre nicht unbee-rechtigt zu sagen, gegen eine fünffache Übermacht ohne Stützpunkte draußen, in ungünstigster seestrategischer Lage daheim, sei nicht mehr zu verlangen gewesen. Und dennoch, unsere Marine war so gut, daß von ihr das Höchste hätte erreicht werden können, wenn es gefordert und nicht gehemmt worden wäre.

3

Organisation, Ausbildung, Anschauungsweise und Geist unserer Flotte waren auf rasches Handeln und offensives Zupacken erzogen,

wie das deutsche Landheer auf den Bewegungskrieg. Die Schlacht war unsere beste Chance. Die Engländer hofften, je länger je mehr, auch ohne Schlacht ihren Zweck zu erreichen. Uns lag es daher ob, sie zur Schlacht zu zwingen. Nur dann handelten wir politisch und strategisch richtig, wenn wir die Initiative an uns rissen. Durch ihre Nichtausnutzung verlor die Schlachtflotte die Rechtfertigung ihres Daseins. Sie büßte die Kraft, die sie in sich enthielt, ein, und enttäuschte die Hoffnungen der Nation wie ihre eigenen Erwartungen. Wären die Armee und die Diplomatie imstande gewesen, einen günstigen Ausgang zu erzielen, so war die Verkümmernng der Seewaffe gewiß zu ertragen. Aber, wie im vorigen Kapitel auseinandergesetzt wurde, war es eine verhängnisvolle Einbildung, welche die Wurzel des Kriegsverlustes wurde, daß die leitenden Persönlichkeiten wähten, ohne scharfe militärische und politische Front gegen England heil aus dem Krieg herauskommen zu können und die Flotte „aufsparen“ zu sollen, um sie bei Friedensschluß in die Wagschale zu werfen.

Ich habe in der ganzen ersten Kriegszeit gegen die Entfremdung der Flotte von ihrem großen Ziel und Zweck angekämpft. Das brave Personal der Flotte wußte nicht, wie häufig ich mich einsetzte, um der strategischen Offensive Geltung zu verschaffen. Nur eines der verschiedenen Gutachten, die ich hierüber schon im Herbst 1914 an den Chef des Admiralstabes richtete, möchte ich hier erwähnen.

An den Chef des Admiralstabes der Marine. Hier.

Großes Hauptquartier, den 11. Oktober 1914.

Das von Euerer Exzellenz auf Grund Ihres Immediatvortrages an den Hochseechef gerichtete Schreiben vom 6. X. d. J. — 168 — gibt mir Veranlassung, Euerer Exzellenz folgende Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

1. Die Direktive, daß die Flotte sich zurückhalten und Aktionen vermeiden soll, die zu größeren Verlusten führen können, wird meinem Erachten nach zur Folge haben, daß sich für die Flotte die Gelegenheit einer Schlachtentscheidung überhaupt nicht bieten wird. Sie wird vielmehr nur dann unter günstigen Umständen zum Schlagen kommen, wenn sie versucht, durch Vorstöße, wie sie auch der Hochseechef in seinem Schreiben vom 25. IX. 1914 vorgeschlagen hat, den Gegner in Situationen zu bringen, die gestatten, gegen Teile der feindlichen Flotte vorzugehen oder nächtliche Tor-

pedobootsangriffe gegen ihn anzusehen. Das Erscheinen unserer Flotte außerhalb der Helgoländer Bucht muß in den Dispositionen der feindlichen Flottenleitung Unsicherheit hervorrufen und Gegenmaßregeln veranlassen, die die feindliche Flotte oder wesentliche Teile von ihr in die Nähe unserer Küste bringen werden. Nur so, d. h. durch Initiative unsererseits, kann sich die Flotte die Gelegenheit zur Schlacht oder doch wenigstens zur erfolgreichen Torpedobootsverwendung schaffen. Überläßt sie die Initiative dem Gegner und wartet in den Flußmündungen ab, bis dieser die Schlacht gewissermaßen anbietet, so wird sie stets stark überlegene und vorbereitete Streitkräfte vor sich haben, gegen welche sie sich aus den Flußmündungen kaum noch mit Aussicht auf Erfolg entwickeln kann.

2. Die energische Verwendung von Torpedobooten ist meines Erachtens nur möglich, wenn diese mit starken Streitkräften, am Besten mit der ganzen Flotte als Rückhalt, zum Ansaß gebracht werden. Andernfalls treffen sie bald auf überlegene gemischte Streitkräfte, so daß sie nichts erreichen werden. Dagegen bin ich der Ansicht, daß, wenn es uns gelingt, unsere Torpedobootsflottille entweder in der Tagsschlacht oder in nächtlichem Angriff gegen wesentliche Teile der englischen Flotte zum Ansaß zu bringen, wir große Erfolge erzielen werden. Dafür bürgt mir ihre auf jahrzehntelanger Schulung beruhende gute Durchbildung.
3. Das dauernde Liegen unserer Geschwader in den Flußmündungen kann auf die Gefechtsbereitschaft unserer Flotte nicht ohne nachteilige Folgen bleiben. Es fehlt nicht nur dem Flottenverband die Möglichkeit der Aufrechterhaltung seiner taktischen Durchbildung, sondern, ohne daß dem Personal der geringste Vorwurf zu machen ist, muß auch mit Noturnotwendigkeit der glänzende Geist unseres Personals dadurch beeinflusst werden, daß ihm immer mehr die Aussicht auf eine kriegerische Betätigung entrückt wird.

v. Tirpitz.

An den Chef des Admiralstabes der Marine hier.

Der größte Teil des Offizierskorps spürte das Verhängnis wohl. Der Kaiser sah sich veranlaßt, den Zweifel der Flotte, ob die Seekriegführung auf dem richtigen Wege sei, verschiedentlich auch durch Ansprachen zu beschwichtigen. Am 7. September 1915 erging eine Kabinettsorder gegen die „unrichtige und Verstimmung erweckende Auffassung der ganzen Lage der Marine“. Der Kaiser mahnte, „den Geist freudiger Pflicht-

erfüllung hochzuhalten auch dort, wo bisher keine Gelegenheit zu kriegerischer Betätigung vor dem Feinde war oder sie nach menschlichem Ermessen nach der ganzen Kriegsgestaltung überhaupt nicht eintreten wird... Gerade bei den äußerst verwickeltesten Verhältnissen dieses Krieges muß von den Offizieren Vertrauen in die Oberste Kriegsleitung verlangt werden, die in Abwägung aller militärischen und politischen, sich dem Blick der Allgemeinheit mehr oder weniger entziehenden Faktoren entscheidet, wo vorgegangen wird und wo zurückgehalten werden muß...“ Die Order bezeichnet es dann weiter als „schweren politischen Fehler“, die Flotte angesichts der strategischen Verhältnisse in der Nordsee unter von vornherein ungünstigen Verhältnissen einzusetzen, und schließt nach einem Verbot an die Offiziere, sich über den Ubootskrieg ein Urteil anzumessen, mit den Worten: „Ich verlange damit in letzter Linie die pflichtmäßige Unterordnung unter Meinen Willen als Oberster Kriegsherr, der Ich die schwere Verantwortung für die Zukunft des Reiches trage und von dem gerade die Marine überzeugt sein sollte, daß er glücklich sein würde, sie hemmungslos dem Feind entgegenwerfen zu können.“ Die Tragik im Verhalten des Kaisers bricht mit den letzten Worten hervor. Wer, um den englischen Löwen nicht zu reizen, dem Kaiser das dem Geist dieses Weltkrieges widersprechende Inbannschlagen der Flotte angeraten hatte, übersah wohl, daß dieser Standpunkt das eigene Werk des Kaisers zerstören mußte. Wie konnte man eine Flotte bauen, ohne sie im Lebenskampf des Volkes einzusetzen! Wie konnte man andererseits jene Politik machen, die Bethmann im Juli 1914 betrieb, außer im Vertrauen auf ein seemächtiges Deutsches Reich!

Bei jedem sich bietenden Anlaß habe ich meine dem Geist dieser Kabinettsorder widersprechende Auffassung mündlich oder schriftlich dem Chef des Admiralstabes mitgeteilt. Ähnliche Dokumente dem Kaiser unmittelbar einzureichen, erschien mir aussichtslos und hätte als Überschreitung meines Ressorts die Spannung nur verschärft. Ich vereinsamte mehr und mehr.

4

Als Admiral Scheer Anfang Januar 1916 zum Flottenchef ernannt wurde, übernahm er mit dem von ihm erwählten Stabschef v. Trotha das Kommando in dem festen Willen, trotz der ungünstiger gewordenen Kriegslage die Flotte stärker zum Tragen zu bringen. Demgemäß trat

er auch der durch die vorangegangene Untätigkeit der Flotte eingetretenen Ermüdung der Geister mit Erfolg entgegen. Die Absicht, zum Schlagen zu kommen, wurde 1916 schon erheblich erschwert durch den von England unter gewaltigen Anstrengungen unternommenen Versuch, unsere Nordseecke von Borkum bis nach Jütland durch weite Minenfelder gegen unsere Hochseestreitkräfte und Uboote abzuschließen. Um diesen Zweck des Feindes zu vereiteln, mußten wir eine große Organisation schaffen aus Fahrzeugen, welche nach einem bestimmten System Fahrstraßen durch diese Minenfelder offen und gefahrlos halten mußten. Mit der Zeit entwickelte sich hieraus ein äußerst anstrengender, gefahrvoller Dienst, der manches Opfer gekostet, aber bis zum Kriegsende seinen Zweck im Wesentlichen erfüllt hat. Durch diese Fahrstraßen mußte die Flotte hindurch, um in die freie Nordsee zu gelangen und auf gleichem Wege den Rückmarsch bewerkstelligen. Man sieht, wie erschwert die Operationen der Flotte im Verhältnis zu den Vorjahren geworden waren.

Bei einem der weit ausholenden Vorstöße, der ursprünglich in der Richtung auf England geplant war, trafen unsere Kreuzerkräfte, die in ziemlicher Entfernung von unserem Gros standen, vor dem Skagerrak auf die an Zahl überlegenen Kreuzerkräfte der Engländer und griffen sofort an. Schon nach kurzer Zeit stellte sich in dem so entstehenden Kampf eine erhebliche Überlegenheit unserer Schiffe heraus. Es standen anfänglich sechs englische Schlachtkreuzer unseren fünf Schlachtkreuzern gegenüber. Die Luft war zu diesem Zeitpunkt kristallklar, die Gefechtsentfernung zu Beginn etwa 15 000 Meter. Achtzehn Minuten nach Feuereröffnen flog der Schlachtkreuzer „Indefatigable“, zwanzig Minuten später die „Queen Mary“ in die Luft. Im weiteren Verlauf des Gefechtes erhielten die Engländer eine wesentliche Verstärkung durch fünf neueste, erst im Kriege fertig gewordene Linienschiffe der Queen-Elisabethklasse, deren Heizmaterial, gänzlich aus Heizöl bestehend, diesen Schiffen eine so hohe Geschwindigkeit gegeben hatte, daß sie sich an dem Kreuzergefecht beteiligen konnten. Sie hängten sich an die englischen Kreuzer an und griffen auf hohe Entfernung in den Kampf ein. Bis zu dem Augenblick, wo der englische Admiral Beatty, unsere Schlachtflotte sichtend, eine Rechtschwenkung machte und auf nördlichen Kurs ging, hatte sich die Kampfkraft unseres Geschwaders so gut wie nicht verändert.

Das meistbeschädigte Schiff, die „Seydlitz“, hatte drei schwere Treffer erhalten, davon einen 38 Zentimeter, wie sich später aus den Geschosßsprengstücken feststellen ließ. Auch ein Torpedotreffer, den dieses Schiff später von einem englischen Zerstörer erhielt, hatte so gut wie keinen Einfluß, da seine Wirkung durch das Torpedolängsschott aufgefangen wurde. In den kommenden Phasen der Schlacht konnte die „Seydlitz“ einen zweimaligen Stoß auf das englische Gros mit Höchstgeschwindigkeit mitmachen, wobei sie noch weitere zwanzig schwere Geschosßtreffer erhielt. Trotzdem ist sie mit eigener Maschinenkraft in den Hafen eingelaufen. Aus dem frischen Gefühl der überstandenen Gefahr heraus schickte mir der tapfere Kommandant, Kapitän v. Egidy, zu meiner Freude im Namen der Offiziere und Mannschaften ein warmes Danktelegramm für das ausgezeichnete Schiffsmaterial.

Admiral Scheer und sein Stabschef v. Trotha entnahmen aus den Funkenmeldungen, daß das Kreuzergefecht zu einem Zusammenstoß mit der Grand Fleet führen mußte, deren numerische Überlegenheit und in diesem Stadium einheitliche Zusammensetzung aus Linienschiffen der Großkampfflasse sie voll übersahen. Es bleibt ihr großes historisches Verdienst, daß sie mit äußerster Kraft der Maschinen zur Schlacht drängten. Sie schätzten die personellen und materiellen Eigenschaften unserer Flotte richtiger ein, als es bisher geschehen war. Der weitere Verlauf darf als im Wesentlichen bekannt angesehen werden.

Am 1. Juni nachmittags traf unsere Flotte in den Flußmündungen ein, das Personal gehoben und in gewisser Weise überrascht von dem Erfolg und von der bewiesenen personellen und materiellen Überlegenheit. Die meisten hatten gar nicht gewußt, wie gut unsere Flotte war. Sie dachten nach dieser Schlacht, wo die Gunst der Verhältnisse nicht einmal auf unserer Seite war, und wo von der ganzen Flotte nur die Panzerkreuzer und die Spitzenschiffe eines Geschwaders voll zum Tragen gekommen sind, nun an den Erfolg, den wir hätten erwarten können, wenn wir im Anfang des Krieges eine gute Stunde suchten und dann die Flotte einsetzten. Trotz Minderzahl und taktischer Ungunst der Umstände betrug unser Verlust nur ein Drittel des britischen.

Admiral Scheer hat im Laufe des Jahres 1916 noch mehrmals ernstlich versucht, die englische Flotte zum Schlagen zu bekommen. Sie vermied aber ganz offensichtlich eine „costly und precipitated“

action“, und um bei Scapa Flow oder vor Dover eine Schlacht zu schlagen, dazu waren die zahlenmäßige Unterlegenheit unserer Hochseeflotte zu groß und die Verhältnisse für uns zu ungünstig.

Besonders bemerkenswert ist ein Vorstoß, der unsere Flotte bis auf dreißig Seemeilen ab von Sunderland heranzuführte und in Fühlung mit der englischen Flotte brachte; sie ging unsererseits durch eine schwere Regenböe verloren. Als es darauf aufklarte, war von der englischen Flotte nichts mehr zu sehen.

5

Mit Einsetzen des scharfen Ubootskrieges am 1. Februar 1917 wurde die Bedrängung unserer Nordseegebiete durch Minenfelder immer stärker, die Schwierigkeit, die Ausgangsstraßen freizuhalten, immer größer. Die dauernde Anwesenheit unserer schweren Streitkräfte zur Deckung der Minensuchverbände wurde mehr und mehr unerläßlich.

Eine Möglichkeit blieb, die bis zuletzt unsere Lage noch hätte umwerfen können. Man konnte den Ubootskrieg völlig unterbrechen, die Uboote zurückziehen und den Versuch machen, sie beim Kampf der Flotten mitzuverwenden. Aber der einmal unternommene Ubootskrieg, der nach allen unseren Nachrichten England stark bedrängte, verlor seine Wirkung, wenn man eine viele Wochen umfassende Pause eintreten ließ und dem Feind für längere Zeit völlig freie Schifffahrt gewährte; man hätte gewissermaßen von neuem anfangen müssen. Dazu war der Nutzen der Uboote in der Schlacht selbst bei den großen Geschwindigkeiten der Hochseeschiffe fast völlig dem Zufall ausgesetzt. Er beruhte mehr im Unsichermachen von Meeresteilen, vergleichbar etwa mit einem beweglichen Minenfelde, und in der Gefahr, welche die Uboote für bewegungsunfähig gewordene Schiffe des Feindes bildeten.

Ob es nicht möglich gewesen wäre, dem Ubootskrieg überraschende wechselnde Wendungen zu geben und dadurch, sowie durch Hinaussenden von Kreuzern das Verteidigungssystem der Gegner zu beeinträchtigen, zeitweise oder teilweise sogar unwirksam zu machen, will ich unerörtert lassen.

Als wir aber die einzige Waffe, welche die Engländer im Oktober 1918 noch stark bedrängte, den Ubootskrieg, dem Verlangen Wilsons

opferten, und als Folge davon jeder, der nur etwas Urtheil über unsere Feinde und den Sinn des ganzen Krieges besaß, die erbarmungsloosesten, schmachvollsten Waffenstillstandsbedingungen erwartete, da entschloß sich Admiral Scheer jene jetzt allein übriggebliebene Möglichkeit einer Verwendung der Uboote für die Flotte auszunutzen. Es war ihm erst vor kurzem unter dem Druck der Verhältnisse und mit Zustimmung des Feldmarschalls Hindenburg endlich gelungen, den Kaiser und den Kabinettschef zu bestimmen, daß die Leitung der Gesamtmarine in seiner Hand vereinigt würde. Eine größere Zahl von Ubooten der Flotte vorausgeschickt und für eine bestimmte Gegend angefetzt, konnte immerhin einen gewissen Ausgleich unserer zahlenmäßigen Unterlegenheit bringen und vor allem nach der Schlacht den Rückzug unserer Flotte decken, wenn sie etwa geschlagen werden sollte. Es sollte, um dem allgemeinen Zurückfluten der Armee in Flandern durch eine offensive Handlung verstärkte Haltung zu geben, ein Vorstoß unserer schnellen Seestreitkräfte nach dem Ostausgange des Kanals unternommen werden, zu deren Deckung die Schlachtflotte selbst, unterstützt durch Uboote und Minenfelder eine Aufnahmestelle an der holländischen Küste einnehmen sollte. Die Möglichkeit einer Schlacht mußte dabei natürlich vorgesehen werden. Kam es wirklich dazu, so konnte bei dieser Anlage die Schlacht mit guten Aussichten angenommen werden, und war das Schlachtenglück uns günstig, so konnte diese besonders gut vorbereitete Unternehmung das Schicksal unseres Volkes noch einmal wenden. Wie aber das Gift der Revolution von den schwachen Lenkern des alten Staates vier Jahre hindurch fast befördert, jedenfalls nicht bekämpft, von der Heimat über die Etappe bis in die Fronttruppen eingedrungen war, so hatte es auch in die Marine Eingang gefunden, ohne daß es äußerlich erkennbar gewesen wäre. Die Revolution brach über die Flotte herein, die Demokratie schlug Deutschland die letzte Rettungsmöglichkeit aus der Hand und rühmte sich ihrer That.

Wie falsch mußte ein tapferes Volk geführt worden sein, damit sich seine Sinne so verwirren konnten! Dem Gehorsam, welche der alte Staat seinen Angehörigen zum Guten anerzogen hatte, auch für eine schlechte Sache treu, lieferten jetzt Deutsche die ausgezeichneten Schiffe an den Feind aus. Die Welt möge gerecht urtheilen und bedenken, daß dieselben Männer, welche sich unter einer Revolutionsregierung dem

Befehle zur Schiffsübergabe fügten, früher Heldentaten vollbracht hatten, wo immer sie es durften.

Das Verschwinden der deutschen Marine hat auch den anderen kleineren Marinen in der Welt die Lebenskraft geraubt. Ihre Bedeutung und ihre Selbständigkeit beruhte auf der Bündnisfähigkeit gegen das englische Monopol. Wir haben dieses weltpolitische Gesetz nie ganz begriffen. Die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts zur See beruht jetzt einzig auf der amerikanischen Marine. Ich glaube aber nicht an die Ernsthaftigkeit der Gegensätze zwischen den beiden angelsächsischen Mächten. Ihr Kapitalismus unterjocht gemeinsam alle übrigen Völker. Und diese haben, um ihre Freiheit zu behaupten, seit dem Zusammenbruch der deutschen Flotte keinen Rückhalt mehr.

Viertes Kapitel

Der Unterseeboots-Krieg

1

Je mehr England nach den Vorgängen der ersten Kriegswochen seine Seestreitkräfte zurückhielt, um uns die Gelegenheit zur schnellen militärischen Entscheidung zu entziehen und mit allen Mitteln wirtschaftlich zu erdroffeln, um so mehr erwuchs unserer Marine die Notwendigkeit, den Gegner mit gleichen Waffen zu bedrängen. Das wirksamste Kampfmittel, das wir gegen den englischen Handel besaßen, war das Unterseeboot. Bei seiner Verwendung gegen den feindlichen Frachtraum war von vornherein klar, daß die bisherigen Seerechtsbestimmungen, die im wesentlichen aus der alten Seglerzeit stammten, nicht genau für die neuen Verhältnisse paßten. Am ehesten konnten die Regeln der alten Blockade zur Anwendung gebracht werden. Im amerikanischen Sezessionskriege waren die Blockadebrecher von den Schiffen der Nordstaaten auch einfach niedergeschossen worden, freilich mit Kanonen, weil man Torpedos damals noch nicht hatte. Ebenso wie die Engländer von ihrer Kriegsgebietserklärung sagten, sie wäre „in effect a blockade adapted to the conditions of modern warfare and commerce“ (tatsächlich eine den Bedingungen des modernen Krieges und Handels angepaßte Blockade), konnten auch wir für eine Uboots-Blockade ohne Zweifel ein formales Recht in Anspruch nehmen. Allerdings mußte in der Aufnahme seitens der Neutralen mit einem Unterschied zwischen Handlungen Englands und solchen Deutschlands gerechnet werden. Infolge der Seemacht, Überlieferung und diplomatischen Geschicklichkeit der englischen Machthaber wird von den Neutralen nahezu alles hingenommen, was England auf See tut; wenn Deutschland aber entsprechend vorging, mußte mit ganz anderem Widerstande der nicht kriegführenden Staaten gerechnet werden. Bei einem Krieg mit England waren wir

von vornherein stärker „gehandicapt“, als den meisten Deutschen klar war.

Die Hauptschwierigkeit war aus den Beziehungen zu Amerika zu erwarten, besonders nachdem dieses Land, entgegen dem Wesen der Neutralität, sich bald nach Ausbruch des Krieges zu einem Arsenal für unsere Feinde entwickelt hatte. Da im Nordatlantik der Frachtverkehr meist unter englischer Flagge geht, so mußte jeder Kampf gegen englischen Frachtraum die amerikanischen Kriegslieferanten schädigen. Wir hatten schon bei unseren Auslandskreuzern, die auf das Gewissenhafteste nach den Regeln des alten Seerechts verfahren, beobachten können, eine wie wenig unparteiische Haltung die Vereinigten Staaten uns gegenüber einnahmen.

Schon vom Beginn des November ab hatten bei den leitenden Marinebehörden Erörterungen über einen etwaigen Unterseebootskrieg eingesetzt. Am 7. November 1914 stellte der Chef des Admiralstabes den Entwurf einer Unterseeboots-Blockadeerklärung der ganzen Küsten Großbritanniens und Irlands zur Erörterung. Ich machte darauf aufmerksam, daß bei der Neuheit der Waffe die Ubootsblockade völkerrechtlich bisher nicht behandelt wäre. Den Zeitpunkt für die Blockadeerklärung dürfte man nicht früher wählen, als bis eine einigermaßen hinreichende Anzahl von Ubooten zur Stelle wäre. Es schien mir fraglich, ob nicht besser der Kommandierende Admiral des Marinekorps in Flandern die Blockadeerklärung ausspräche, damit nicht Kaiser und Regierung in dieser Angelegenheit festgelegt würden. „Die Blockade von ganz England“, so schloß ich mein kurzes Botum, „klingt zu sehr nach Bluff, Blockade zunächst der Themse scheint mir besser.“ Ich hielt es für richtiger, erst einmal im Kleinen anzufangen und zu sehen, wie die Dinge militärisch und politisch laufen würden. Eine solche Beschränkung hätte unseren Mitteln besser entsprochen und die Welt allmählich an den neuen Sperrgedanken gewöhnt. Wir hätten Amerika geschont, insbesondere die stets auf Liverpool fahrenden atlantischen Passagierdampfer nicht berührt und so die Gefahr verringert.

Admiral v. Pohl machte sich meinen Standpunkt nicht zu eigen. Am 15. Dezember legte er mir den Entwurf eines Schreibens an das Auswärtige Amt vor, in dem er Zustimmung zur Eröffnung des Unterseebootskriegs Ende Januar erbat, und zwar sollte der englische Kanal und die sämtlichen das Vereinigte Königreich umgebenden Gewässer

als Kriegsgebiet erklärt werden. Das Schreiben erwähnte noch eine Äußerung des amerikanischen Botschafters Gerard, aus welchem der Chef des Admiralstabs schließen zu können glaubte, daß von Seiten Amerikas kein allzu großer Widerspruch zu erwarten wäre.

Am 16. Dezember 1914 erwiderte ich auf diesen Vorschlag folgendes:

„Euer Exzellenz beehre ich mich auf das Schreiben vom 15. Dezember zu erwidern, daß ich die Absendung des ihm beiliegenden Ersuchens an das Auswärtige Amt für verfrüht halte.

Man kann meines Erachtens von diesem nicht gut jetzt schon eine Äußerung darüber verlangen, ob im Februar nächsten Jahres gegen eine so folgenschwere Maßnahme, wie sie die beabsichtigte Ubootsunternehmung darstellt, politische Bedenken bestehen.

Ich habe aber auch Bedenken gegen die von Euer Exzellenz beabsichtigte Methode der Kriegsführung. Der Unterseebootkrieg ohne Blockadeerklärung, wie er von Euer Exzellenz vorgeschlagen wird, geht meines Erachtens in seiner Wirkung auf die Neutralen sehr viel weiter als eine regelrechte Blockade und ist deswegen politisch erheblich gefährlicher.

Die bisherigen Kriegserfahrungen haben leider gezeigt, daß Deutschland auf die Handelsinteressen der Neutralen mehr Rücksicht nehmen muß als England. Auch die Bezugnahme auf die Maßnahmen der Engländer, die das Befahren der nördlichen Nordsee als gefährlich bezeichnet haben, scheint mir nicht ganz zutreffend. Die Engländer haben einmal das Gebiet nicht von sich aus für gefährdet erklärt, sondern auf Grund der (freilich falschen) Behauptung, daß wir Minen gelegt hätten, und zweitens, daß neutrale Schiffe sich der Gefahr aussetzten, für deutsche Minenleger gehalten und entsprechend behandelt zu werden.

Ich darf Euer Exzellenz auch zur Erwägung anheimstellen, ob es wirklich angebracht ist, das Privatgespräch des Botschafters Gerard mit dem Vorsitzenden der Bremer Handelskammer als Beweismittel für ein so rigoroses Vorgehen ins Feld zu führen, wie es der geplante Ubootskrieg bedeutet. Schließlich könnte ich glauben, daß amtliche Stellen bei uns, die völkerrechtliche und moralische Bedenken schon gegen eine Unterseebootblockade hegen, solche Bedenken in noch ungleich höherem Maße gegen diese Art des Vorgehens geltend machen werden. Der von Euer Exzellenz aufgestellte Entwurf dürfte diesen Protest eher steigern als beseitigen.

Abgesehen von Vorstehendem bin ich aber durchaus der Ansicht, daß ein planmäßiges Vorgehen in großem Stil gegen den englischen Handel mit Unterseebooten innerhalb der Marine auf das energischste und mit allen Mitteln vorbereitet werden muß. In meinem Geschäftsbereich geschieht dies.“

Admiral v. Pohl antwortete mir hierauf, er könnte meiner Ansicht, daß es für den geplanten Schritt noch zu früh wäre, nicht beitreten. Nach eingehenden Erörterungen mit dem Auswärtigen Amt und auf Grund einer Denkschrift des dortigen Ministerialdirektors Kriege habe man sich auch entschlossen, an der Form der Kriegsgebietserklärung festzuhalten und nicht diejenige der Blockade zu wählen. Das Auswärtige Amt wäre durchaus bereit, diese neue Form zu vertreten. Juristisch-doktrinäre Erwägungen gaben also den Ausschlag.

Im weiteren Verlauf empfahl ich dem Chef des Admiralstabes noch, sich wegen des Unterseebootskrieges vor Unterredung mit dem Reichskanzler das Einverständnis des Generalstabschefs v. Falkenhayn womöglich schriftlich zu sichern. Soweit mir bekannt, blieb auch dieser Rat unbeachtet.

Am 27. Januar 1915 wurde ich vom Reichskanzler zu einer Unterredung über diese Frage aufgefordert. Ich legte dar, daß wir England gegenüber nur vorwärts kämen, wenn wir ihm selbst den Krieg fühlbar machten; die Uboots-Blockade würden wir in irgendeiner Form m. E. nicht vermeiden können. Über die juristische und politische Seite der Angelegenheit sei ich nicht hinreichend unterrichtet, um die Zweckmäßigkeit der Form ohne weiteres abschließend beurteilen zu können. Der Reichskanzler lehnte in diesem Gespräch die Möglichkeit und Notwendigkeit eines Unterseeboots-Handelskrieges nicht grundsätzlich ab. Politische Verhältnisse erlaubten jedoch nach seiner Ansicht nicht, vor Frühjahr oder Sommer 1915 eine Entscheidung zu fällen. Ich war mit einem solchen Aufschub der noch nicht genügend durchgearbeiteten Ubootsfrage unbedingt einverstanden. Unter anderem hielt ich es für richtig, die Fertigstellung der Untersee flotte für Flandern und der dortigen Wersteinrichtungen abzuwarten.

Im übrigen sagte ich bei dieser Gelegenheit Herrn von Bethmann auf eine dahingehende Frage, daß bei der Neuheit des Kampfmittels vom militärischen Standpunkt aus eine unbedingte Zusicherung seiner Wirksamkeit natürlich nicht gegeben werden könnte. Ich war jedoch überzeugt, daß unsere Maßnahme einen gewaltigen Eindruck machen und daß sehr viele Handelsschiffe durch die ihnen drohende Gefahr abgeschreckt werden würden.

Nach diesen Vorgängen wird man begreifen, wie außerordentlich verblüfft ich war, als bereits wenige Tage nach diesem Gespräch,

nämlich am 4. Februar 1915 in Wilhelmshaven Admiral v. Pohl im Einverständnis mit dem Reichskanzler dem Kaiser die Kriegsgebiets- und Ubootserklärung vorlegte. In dieser Erklärung wurden die Gewässer rings um Großbritannien und Irland einschließlich des Kanals als Kriegsgebiet erklärt und gesagt, daß jedes in diesem Gebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört würde, ohne daß es immer möglich sein würde, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. Auch neutrale Schiffe laufen im Kriegsgebiet Gefahr, da es angesichts des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauches neutraler Flaggen nicht immer vermieden werden kann, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe treffen. Für letztere wurde die Fahrt nördlich der Shetlandsinseln und ein Streifen an der holländischen Küste freigelassen. Man wird den Unterschied dieser Erklärung von meinem eigenen Vorschlag ohne weiteres erkennen. Ich wünschte zunächst nur eine Ubootblockade der Themse. Eine Blockade ist effektiv, wenn jedes Schiff, das die Zone passiert, in erheblicher Gefahr der Wegnahme oder Vernichtung steht. Wenn wir alles auf die Themse zusammenzogen, um eine absolute Sperrung des Verkehrs, auch für neutrale Schiffe, herbeizuführen, so blieb doch die übrige Küste frei, und so konnten bei dieser Art der Ausführung wirksame Beschwerden der Neutralen zunächst nicht vorkommen. Im Admiralstab war man mit der Ausarbeitung meines Gedankens der Themsesperre beschäftigt, als Pohl unter dem 31. Januar auf einmal unter Berufung auf den Reichskanzler die Sache umwarf. Durch die Ausdehnung des Sperrgedankens auf die ganze Küste wurde er weniger wirksam, rechtlich unklar und mehr herausfordernd. Es mangelte dieser Erklärung die Effektivität, die Substanz, und dadurch regte sie den Widerspruch an. Sie minderte den Kredit unserer eigenen Erklärungen und damit in gewissem Sinne auch das Prestige der deutschen Marine herab. Sie sah etwas nach Bluff aus und durch die in der Erklärung liegende Unklarheit, nämlich das sichtbare Bestreben, die Neutralen zu schonen, aber zugleich die Drohung, es nicht zu tun, erregten wir Zweifel an unserem Recht auf diese Kriegsführung. Jedenfalls war diese Kriegsgebietserklärung, wenn ich von der juristischen Seite absehe, politisch und militärisch unzweckmäßig. Welche Gründe vorgelegen haben, unter Übergehung meines Votums den Ubootkrieg in Szene zu setzen, ist mir

nicht bekannt geworden. Jedenfalls war ich wieder einmal, diesmal wohl in einer der wichtigsten Fragen meines Ressorts, ungehört geblieben, der Ubootskrieg über meinen Kopf hinweg und gegen meinen Willen eröffnet, in einer Form, die nicht Glück verhieß.

Der Kaiser stimmte zu. Ich stand zufällig dabei, konnte aber aus der ganzen Situation heraus nur noch die Änderung erreichen, daß man in der Erklärung auf den englischen Flaggenmißbrauch Bezug nehmen möchte.

Der Stein war ins Rollen gebracht. Am 18. Februar 1915 sollte der Unterseebootskrieg beginnen, der nach Bethmanns gegen meinen Rat gefaßten Entschluß jedem auf England oder Irland fahrenden Schiff den Untergang androhte.

2

Nachdem vor der ganzen Welt feierlich und mit einer gewissen Fanfare die meines Erachtens verfrühte und unglückliche Erklärung einmal abgegeben war, galt es festzubleiben, sollte die Würde und damit die Macht des Reichs nicht einen schweren Stoß und die Zuversicht der Feinde eine verhängnisvolle Stärkung erfahren.

Am 12. Februar erging die erste Note Amerikas gegen den Unterseebootskrieg, die den verantwortlichen Stellen doch kaum unerwartet kommen konnte. Trotzdem schlug von diesem Tage an zum Erstaunen Pohls die Stimmung des Auswärtigen Amtes in der Ubootsfrage um. Noch ehe der am 4. Februar geborene Ubootskrieg den ersten Atemzug getan hatte, eilten seine eigenen Väter erschreckt, ihn zu ersticken.

Für die Beantwortung der Note wartete der Reichskanzler die Zustimmung weder des Admiralstabschefs noch die meinige ab, verhinderte vielmehr mit Hilfe des Marinekabinetts unsere von Falkenhayn geforderte Hinzuziehung und schickte den beabsichtigten Entwurf unmittelbar dem Kaiser zu, der sich damals in Löben befand. Gegen dieses Geschäftsverfahren legte der neuernannte Chef des Admiralstabes, Admiral Bachmann, am 14. Februar beim Kaiser Verwahrung ein, ebenso gegen den Inhalt des Entwurfes selbst, der das Hin- und Herfallen unserer Politik den Feinden in gefährlicher Weise enthüllen mußte.

Am Abend des 15. Februar erhielt der Chef des Admiralstabes unvermutet vom Kaiser den Befehl, den uneingeschränkten Ubootskrieg nicht wie angekündigt, am 18. Februar, sondern erst auf besonderen Ausführungsbefehl zu beginnen. Zugleich wurden am 15. Februar

die Ubootskommandanten angewiesen, neutrale Schiffe im Sperrgebiet zu schonen. Es würde zu weit führen, wenn ich die nun einsehenden dauernden Schwankungen der Reichsleitung in der Frage des Ubootskrieges hier im Einzelnen erörtern würde. Um ein kurzes Bild davon zu entwerfen, wie sich der Ubootskrieg vom Standpunkt der Flottenleitung entwickelt hat, gebe ich nachstehend einige tabellarische Aufzeichnungen wieder, die mir seinerzeit vom damaligen Chef des Stabes beim Hochseekommando übermittelt worden sind.

4. II. 15. Erklärung des Kriegsgebiets.

14. II. 15. Ersuchen aus zwingenden politischen Gründen, den entsandten Ubooten funkentelegraphischen Befehl zu geben, verläufig Schiffe mit neutralen Flaggen nicht anzugreifen. (Befehl war nach damaligem Stand der Uboots-Funkentelegraphie nicht ausführbar, da Boote schon weit weg waren. Im übrigen fuhr damals jedes Schiff unter neutraler Flagge.)

15. II. 15. Befehl aus dem Hauptquartier, U- und Handelskrieg gegen Neutrale nicht 18. Februar, sondern erst auf besonderen Ausführungsbefehl beginnen. Infolge dieses Befehls mußten die Boote der nächsten Ablösung zurückgehalten werden, also eine Pause eintreten.

18. II. 15. Für die dänische und schwedische Schifffahrt wird ein Streifen zwischen Lindesnäs und Lyne freigegeben, in dem nicht versenkt und versenkt werden darf.

20. II. 15. Ausführungsbefehl für Nordsee und englischen Kanal. Amerikanische und italienische Flagge soll auch in diesen Gebieten geschont werden. Ein freier, gesicherter Streifen für die Skandinavier nach England wird vorgesehen.

22. II. 15. Ausführungsbefehl für Westküste. Vorsicht gegen amerikanische und italienische Flagge besonders empfohlen.

7. III. 15. Der freie Streifen für Skandinavier wird aufgehoben, derselbe soll aber nicht durch Minen versenkt werden; er bleibt sachlich also fast ungefährdet.

30. III. 15. Der freie Streifen wird ganz aufgehoben.

2. IV. 15. Nach Verlust einiger Uboote durch Ubootsfallen: Sicherheit der Fahrt der eigenen Boote geht allen anderen Rücksichten voran. Auftauchen der Boote nicht mehr erforderlich.

18. IV. 15. Neue Warnung zur Schonung der Neutralen.

24. IV. 15. Desgleichen.

7. V. 15. „Lusitania“-Fall. In der Flotte als großer Erfolg angesehen. Englischer, also feindlicher Dampfer, dem keine der bisherigen Ein-

schränkungen zustand, außerdem armiert. Kommandant ins Hauptquartier gerufen, vom Kabinettschef sehr ungnädig behandelt.

6. VI. 15. Befehl, keine großen Passagierdampfer anzugreifen, auch nicht feindliche.

26. VI. 15. Flottenchef schreibt an Admiralstab:

„Meiner Ansicht nach, die von der ganzen Flotte geteilt wird, dürfen wir im Ubootskrieg keine Nachgiebigkeit zeigen. Gründe:

1. Jedes Zurückweichen von der Kriegsgebietserklärung muß als politische Niederlage angesehen werden.
2. Absicht der Kriegsgebietserklärung war, Englands Import und Export zu treffen, nicht Vernichtung bestimmter Schiffe. Schonung und Entschädigung der Neutralen für Versenkungen zieht Handel unter neutraler Flagge nach England geradezu groß.
3. Nachgeben gibt der feindlichen Behauptung Nahrung, daß die beabsichtigte Kriegsführung barbarisch wäre.
4. Nur energische Durchführung des Ubootskrieges verwandelt Vorzüge der insularen Lage Englands ins Gegenteil. Auch für Deutschlands künftige Entwicklung von ungeheurer Bedeutung. Zurückweichen gibt die Wirkung der Uwaffe gegen England aus der Hand.“

Flottenchef bittet, seine Gründe persönlich gegenüber der politischen Leitung vertreten zu dürfen, da er Verantwortung für die Führung des Ukrieges von vornherein übernommen. Die persönliche Vertretung des Flottenchefs wird abgelehnt, dafür der Führer der Uboote und ein Ubootskommandant zur Auskunfterteilung zum Reichskanzler befohlen.

19. VIII. 15. „Arabic“-Fall. Graf Bernstorff erklärt in Amerika, Kommandant würde bestrafen. (Ubootskommandanten werden erneut auf Innehaltung der befohlenen Beschränkungen hingewiesen.)

27. VIII. 15. Befehl, bis Lage klargestellt, keine weiteren Uboote zum Handelskrieg auszusenden.

30. VIII. 15. Befehl, bis auf weiteres auch keine kleinen Passagierdampfer ohne Warnung und Rettung der Besatzung zu versenken.

1. IX. 15. Flottenchef telegraphiert an Kabinettschef für den Kaiser, daß dieser Befehl nur mit äußerster Gefährdung der Uboote durchzuführen sei, die er nicht vertreten könne; stellt daher seine Stellung zur Verfügung. Antwort vom Kabinettschef, nach der Seine Majestät sich Einsprüche des Flottenchefs gegen Allerhöchsten Befehl verbitten müßte.

13. IX. 15. Gesamtlage erfordert, daß für nächste Wochen jede Möglichkeit für Verstöße gegen die Ausführungsvorschriften des Ubootskrieges

vermieden würden. Daher Befehl, jede Art Ubootskrieg an Westküste und Kanal einzustellen, in der Nordsee nur Ubootskrieg nach Prisenordnung zu führen. Praktisch gänzlich Aufhören jeder Ubootsverwendung.

So weit die Eindrücke von der Flotte aus. Ordre, Kontreordre, Desordre!

Wenn man diese Befehle und Gegenbefehle mustert, die zum Teil unausführbar waren, und ferner den Umstand bedenkt, daß sie erst durch die verschiedenen Kommandos an die einzelnen Ubootskommandanten gelangten, so wird man verstehen können, welche Verwirrung und Erbitterung sich bei diesen herausbilden mußte durch das unaufhörliche und sich oft widersprechende Eingreifen der politischen Leitung und des Kabinetts. Eigene Latkraft, Auffassung der Kameraden und wohl auch diejenige der unmittelbaren Vorgesetzten drängten zur Leistung. Bestrafung und Kriegsgericht drohten den tapferen Ubootskommandanten, wenn sie die unklaren Befehle mißverstanden oder irgendwelche politischen Schwierigkeiten sich zeigten.

Wie anders hat England in ähnlichen Fragen der Seemacht verfahren! Seit Jahrhunderten gilt dort der Grundsatz, daß alle Handlungen der britischen Seeoffiziere nach außen gedeckt wurden, wenn sie nur energisch waren.

3

Im Dezember 1915 wurde zwar die österreichische Regierung, die im „Ancona“-Fall einen bemerkenswerten und wohlbegründeten Achtungserfolg über Wilson davongetragen hatte, durch das deutsche Auswärtige Amt zum Pater peccavi veranlaßt. Ungefähr gleichzeitig aber war in der Auffassung der deutschen Heeresleitung bezüglich des Ubootskrieges eine Änderung eingetreten. Die Armeefronten waren erstarrt und eine Entscheidung des Krieges immer schwieriger geworden. Wohl unter diesem Eindruck fanden auf Ersuchen der Heeresleitung am 30. Dezember 1915 und am 5. Januar 1916 Sitzungen über den Ubootskrieg im Kriegsministerium statt. General v. Falkenhayn teilte mit, daß, nachdem Bulgarien jetzt auf unsere Seite getreten wäre, er den unbeschränkten Ubootskrieg annehmen wollte, wenn die Marine Erfolg gewährleiste. Falkenhayn hatte — nach seiner Angabe — im Herbst 1915 den Reichskanzler in der Bekämpfung des

Ubootskrieges unterstützt, weil er auf Grund der Angaben des Auswärtigen Amtes gefürchtet hatte, daß Bulgarien sich dadurch abhalten lassen könnte, uns beizutreten. Mitteilungen von Enver, Äußerungen von Stadoslawow und vom Botschafter v. Wangenheim bestreiten übrigens diese Annahme aufs entschiedenste.

Bei der Sitzung im Kriegsministerium führte ich die Möglichkeit und Ausführbarkeit des Ubootskrieges aus. Ich empfahl anstatt der früheren Kriegsgebietserklärung eine Art Sperrung des Handelsverkehrs mit England. Admiral v. Holzkendorff bezeichnete die Eröffnung des Ubootskrieges als eine Erlösung für die Marine, empfahl aber, ihn erst am 1. März zu beginnen. Über den Entschluß zum Ubootskrieg und den Anfangstermin wurde zwischen Falkenhayn, Holzkendorff, dem Kriegsminister Wild v. Hohenborn und mir völlige Einigung erzielt.

Die mündliche Stellungnahme Holzkendorffs für die Verwendung des Ubootskrieges wurde bestätigt durch eine Denkschrift des Admiralstabs vom 7. Januar. Wenn wir die Einschränkung beim Ubootskrieg fallen ließen, so hieß es da, könnte auf Grund der früheren Erfahrungen in sichere Aussicht gestellt werden, daß der englische Widerstand in längstens einem halben Jahre gebrochen wurde. Die amerikanische Gefahr wurde anerkannt, aber ausgeführt, daß, wenn nicht bis Herbst 1916 eine für Deutschland günstige Entscheidung erzwungen werde, dann die Hoffnung auf einen Friedensschluß schwinde, der Deutschland für die nächsten Jahrzehnte ein gesichertes, wirtschaftlich entwicklungsfähiges Dasein bringen könnte. Eine weitere Denkschrift des Admiralstabs ähnlichen Inhalts vom 12. Februar 1916 ging an eine größere Zahl wirtschaftlicher Sachverständiger, die sich sämtlich zustimmend äußerten und im Allgemeinen in der sofortigen Aufnahme des unbeschränkten Ubootskrieges die einzige und letzte Chance für Deutschland erblickten.

Meinerseits wurde im Februar 1916 eine Denkschrift über die Notwendigkeit und Ausführbarkeit des Ubootskrieges an den Chef des Generalstabes übersandt. Über diese Denkschrift sowie über die ganze Ubootsfrage hatte Kapitän Widenmann in meinem Auftrage mit General v. Falkenhayn am 11. und 12. Februar eine eingehende Unterredung im Hauptquartier. Falkenhayn sagte etwa: „Wir sind alle darüber einig, daß England bis zur Entscheidung kämpfen will. Die

Entscheidung liegt im Besitz Belgiens. Geben wir Belgien heraus, so sind wir verloren. Ich habe mich für den Ubootskrieg entschieden und rechne bestimmt auf seine Ausführung. Ich werde mich voll für ihn einsetzen und ihn durchsetzen.“

In schroffem Gegensatz zu der Anschauung des Kanzlers war ich mir schon damals darüber klar, daß eine weitere Verzögerung des Ubootskrieges die höchste Gefahr mit sich brächte, und habe die erwähnte Denkschrift mit folgenden Sätzen geschlossen, die sich zum Unglück Deutschlands später als richtig erwiesen haben: „Unbedingt notwendig ist die alsbaldige und rücksichtslose Einsetzung der Uboots- waffe. Ein längeres Hinausschieben des ungehemmten Ubootskrieges würde England Zeit zu weiteren militärischen und wirtschaftlichen Abwehrmaßnahmen lassen, würde unsere Verluste später nur erhöhen und den baldigen Erfolg in Frage stellen. Je eher die Uboots- waffe eingesetzt wird, desto eher wird der Erfolg eintreten, desto rascher und energischer wird Englands Hoffnung, uns durch einen Erichthungskrieg niederzuringen, vereitelt werden. Mit England ist aber auch der Koalition unserer Gegner das Rückgrat gebrochen.“

Eine große Zahl von Korporationen und Persönlichkeiten war in dieser Zeit an den Reichskanzler zwecks Befürwortung des Uboots- krieges herantreten. Unter diesen möchte ich ein Schreiben Hugo Stinnes' an den Kanzler anführen, das nach eingehender Information in Schweden zu fast gleicher Zahlenrechnung kommt, wie meine Denkschrift. Diese Eingaben von Politikern und anderen Persönlichkeiten in beachtenswerten Stellungen waren in keiner Weise von mir veranlaßt worden.

Am 23. Februar hatte ich in Wilhelmshaven zufällig Gelegenheit, dem Kaiser zu sagen, wie ich mit Freuden vernommen hätte, daß ein ernstlicher Krieg gegen den englischen Frachtraum in Aussicht genommen würde. Die Frachtraumfrage wäre zur Entscheidungsfrage des ganzen Krieges geworden, und es dürfte nicht gezögert werden. Es handelte sich für das Deutschland um einen Daseinskampf. Die kleinen neutralen Staaten ergäben keine wesentliche Gefahr. Der Kaiser mußte zu einem Entschluß kommen.

Der entscheidende Vortrag beim Kaiser fand am 6. März 1916 statt, und zwar, trotz der obenerwähnten Remedurorder, ohne meine Hinzuziehung. Ich habe, als ich nichtamtlich Nachricht von einer

bevorstehenden Sitzung erhielt, bei Admiral v. Müller anfragen lassen, ob der Kaiser mich zu den Besprechungen erwartete. Admiral v. Müller gab hierauf die Antwort: „Nein, Seine Majestät hat die Anwesenheit des Herrn Staatssekretärs nicht befohlen.“ Der Reichskanzler, Falkenhayn, Holzendorff waren anwesend. Der Ubootskrieg wurde gegen Falkenhayns Votum auf unbestimmte Zeit vertagt. Am 8. März habe ich mich erkrankt gemeldet und erhielt mit wendender Post telegraphisch angekündigt die Aufforderung, meinen Abschied einzureichen. Ich sandte darauf folgendes Gesuch ab:

Berlin, den 12. März 1916.

„Euerer Majestät habe ich mit vollen Kräften gedient, um das Lebenswerk Euerer Majestät zu fördern, dem deutschen Volk den Weg über die See und in die Welt zu weisen.

In dem Entscheidungskampf gegen die Feinde, die uns diesen Weg der nationalen Entwicklung mit dem Schwert vertreten wollen, haben Euerer Majestät meinem Räte nicht folgen können.

Den Einfluß, den Euerer Majestät mir wiederholt allergnädigst zugesichert hatten, habe ich bei den letzten großen Entscheidungen über die Anwendung unserer Seemacht nicht mehr ausüben können.

Mein Amt, Euerer Majestät Regierung vor dem Volk in den Fragen der Seegelung zu vertreten, vermag ich nicht mehr pflichtmäßig zu versehen. Die schwere Sorge, das Lebenswerk Euerer Majestät und die nationale Zukunft Deutschlands auf dem betretenen Wege zusammenbrechen zu sehen, macht es mir klar, daß meine Dienste Euerer Majestät Regierung nicht mehr von Nutzen sein konnten.

Meine frühere Bitte, mich von meinen Pflichten zu entheben, haben Euerer Majestät nicht zu genehmigen geruht.

Die Zermürbung meiner seelischen Kräfte durch die in letzter Zeit gesteigerten inneren Kämpfe, unter denen ich gestanden habe, machte es für mich jedoch unabweislich, Euerer Majestät zu melden, daß ich die Geschäfte des Staatssekretärs des Reichsmarineamts nicht mehr zu führen vermag.

Nach Euerer Majestät allergnädigsten Entschliebung darf ich nunmehr alleruntertänigst bitten, mir den Abschied aus meinem Amt als Staatssekretär in Gnaden zu bewilligen.“

Am 17. März erhielt ich den Abschied. Admiral v. Capelle wurde mein Nachfolger. Er war im Sommer 1915 entschiedener Anhänger des Ubootskrieges. Vor Übernahme seines Amtes hatte er sich ~~jetzt~~ aber verpflichten müssen, in allen maritim-politischen Fragen sich dem Reichskanzler anzuschließen. Dazu wurde der Ubootskrieg gerechnet.

Meine Stellung beim Kaiser und Kanzler war im März 1916 so verbraucht, daß ich damit rechnen mußte, nächstens durch irgendeine beliebige Veranlassung zum Gehen gezwungen zu werden. Schwere Kränkungen hatte ich schon vorher über mich ergehen lassen müssen. Ich erbat den Abschied, nachdem meine nächsten Berater zur Überzeugung gekommen waren, er wäre jetzt nicht mehr aufzuschieben, da meine Ausschaltung entgegen allen Zusicherungen mir die Möglichkeit erspriesslichen Wirkens endgültig abschnitte. Ebenso hatte ich aus der Umgebung des Kaisers gehört, daß mein Verhältnis zu ihm als unwiederherstellbar betrachtet würde. Ich sah uns zum Abgrund rollen und konnte die Vertretung vor dem Reichstag und die Verantwortung vor der Nation für das Wagnis einer weiter hinzögernden Kriegsführung nicht mehr tragen.

4

Die eigentümlichste Erscheinung bei dieser ganzen Krisis war mir, daß diejenigen Nichtmilitärs, die ihre Hoffnung eines erträglichen Kriegsausgangs nicht auf unsere Waffen, sondern auf Wilsons Kampf für die Freiheit der Meere und Englands freiwillige Verständigungsneigung setzten, sich nicht auf diese politische Überzeugung beschränkten, sondern sie durch eigene Urteile über rein maritim-technische Fragen glaubten unterbauen zu sollen. Sie maßten sich, allen fachmännischen Autoritäten widersprechend, an, festzustellen, daß wir im geschichtlichen Augenblick des Frühjahrs 1916 noch „zu wenig Uboote besaßen“. Diese Männer in der Wilhelmstraße oder auch in der Redaktion der „Frankfurter Zeitung“ erklärten im Februar 1917 mit anmaßender Sicherheit: „Wir beginnen den Ubootskrieg zu richtiger Stunde, weil wir jetzt genug Boote haben.“ Als dann der durch ihre Schuld verzögerte Unterseebootskrieg nicht mehr so rasch durchschlug, wie er nach den fachmännischen Feststellungen ein Jahr früher gewirkt haben würde, da verließ jene Männer ihre Reckheit nicht: statt sich zu schämen, daß die Ubootswirkung durch ihr Ver-

säumnis um das entscheidende Stück verkleinert worden ist¹⁾, verurteilten sie hinterher wieder — ihr eignes Verhalten Anfang 1917 verleugnend — den ganzen Ubootskrieg! Um zu ermessen, wie in Deutschlands Schicksalsstunde mit dem Seekrieg gespielt worden ist, stelle man sich vor, daß im Landkrieg Diplomaten, Journalisten und Parlamentarier entscheidende strategische Urteile abgeben wollten. Aber in der Lebensfrage des Seekriegs war unter Deutschen alles möglich. Statt sich auf die amerikanische Frage zu beschränken, deren politischer Ernst auch von mir niemals verkannt worden ist, beruhigte sich der Deutsche mit seinem Instinkt für Selbstvernichtung durch die Formel „wir hätten 1916 nicht genug Uboote gehabt“. Wie ich für die hintangehaltene Seeschlacht der Sündenbock sein sollte, weil angeblich das Material der Flotte zu schlecht wäre, so schoben jetzt die, welche Wilsons wegen den Mut zum Ubootskrieg nicht fanden, vor sich selbst und vor der Welt die Schuld auf die „zu geringe Anzahl“ der Boote. Dieses überall ausgesprengte Gerücht war es, womit hauptsächlich die diplomatischen und demokratischen Helfer der Reichsleitung den rechtzeitigen Ubootskrieg verhindert und an Stelle eines raschen und wichtigen, darum auch der Menschlichkeit am meisten entsprechenden Schlages ein Schwäche und schlechtes Gewissen verratendes, unser Unglück bejegelndes Dahinsiechen gesetzt haben²⁾.

Denn in Wahrheit konnte unser Ubootsbestand 1916 weit mehr leisten als 1917, wie ich im Februar 1916 vorausgesagt habe. Es kommt für den Ubootskrieg nicht auf die Zahl der Uboote, sondern lediglich auf die Versenkungsziffer an. Für diese einfache Wahrheit waren die hinzögernden Politiker zu Flug. Die Erträgnisse des Uboots sanken im Verhältnis, wie die Abwehrmaßnahmen der Gegner stiegen. Diese Maßnahmen erforderten Jahre; die Jahre haben wir den Feinden gelassen. Unser Ubootskrieg war nur in einer bestimmten Zeitspanne

¹⁾ Nach der Erklärung des sachverständigen Staatsmannes Chiozza Money im englischen Unterhause, November 1918, wonach neun Monatsfolge, wie der des April 1917 England ruiniert hätten, wäre es also noch im August 1916 Zeit gewesen, einzusetzen, aber nicht mehr im Februar 1917.

²⁾ Die linken Parteien des Reichstags haben an der Verzögerung des Ubootskrieges eine so schwere Mitschuld, daß es für mich ein Gebot der Gerechtigkeit ist, zu erwähnen, daß einzelne kernhafte Männer in der Sozialdemokratie Anfang 1916 meinen Standpunkt voll geteilt haben, ohne damit durchzudringen.

zu gewinnen; diese Zeitspanne haben wir mit Angst und Hoffnung auf Wilson versäumt. Die erschütternden Zahlen, welche das belegen, konnten der Öffentlichkeit während des Kriegs nicht übergeben werden, woraus die Gegner des Ubootskriegs Nutzen für ihre Entstellungen zogen. Ich greife aus der Summe der Beweise nur eine einzige Tatsache heraus. Im Frühjahr 1916 betrug beim eingeschränkten, d. h. ungenügenden Ubootskrieg die Versenkungsziffer für Boot und Reise 17 000 Tonnen. Beim unbeschränkten Ubootskrieg beträgt die Versenkungsziffer nach den Erfahrungen des Jahres 1916 mindestens das Dreifache des eingeschränkten. Man hätte also damals 51 000 Tonnen für Boot und Reise mit Sicherheit erzielt. Im Sommer 1917 betrug dasselbe Ergebnis 14 000, im Herbst 1917 nur noch 9 000 Tonnen! Wir hatten im Frühjahr 1916 für das bevorstehende Etatsjahr mit zweihundertfünf Ubooten zu rechnen, die im Dienst, im Bau oder in der Erprobung standen, davon einhundert-siebenundvierzig im Bau befindliche, die noch während des Etatsjahres zur Ablieferung kommen sollten.

Hiernach berechne man das Ergebnis, welches ein wirklicher Ubootskrieg im Jahr 1916 gehabt haben müßte. Man wird den Engländern rechtgeben müssen, daß sie damals den Krieg verloren haben würden, wenn wir den Mut gefunden hätten, ihn zu gewinnen. Wenn man die Ubootstagebücher des Jahres 1916 durchblättert, findet man, mit welchem Schmerz die Kommandanten damals reichste, sichere Beute vor ihren Augen passieren lassen mußten. Man macht sich anschaulich, daß sie auf jeder einzelnen Reise damals das Fünf- bis Sechsfache hätten leisten können wie ein Jahr später.

Unser Verhalten im Frühjahr 1916 sagte der ganzen Welt mit Ausnahme einiger deutschen Diplomaten und Demokraten: Deutschland geht unter.

5

Das Ubootskapitel ist lang und peinvoll. Bei der Art unseres politischen Systems in diesen letzten Jahren entsteht unvermeidlich ein trübseliger Strom verworrener Akten.

Der Anfang des Ubootskriegs, die Sperrgebietserklärung, war verfrüht, unreif, in ungeeigneter Form und mit unnötiger Fanfare in die Welt gesetzt. Dann wurde nicht durchgehalten und dabei fortwährend Schwäche und Furcht gezeigt. Es wurde vor Wilson eingeknickt und

ihm zu einer steigenden Macht in Amerika verholfen. Es wurde durch unser scheinbar böses Gewissen der englischen Lesart Vorschub geleistet, daß der Ubootskrieg etwas Unsittliches wäre. So haben wir uns durch unangebrachtes Verhalten die Wiederaufnahme des Ubootskrieges erschwert und gefährlicher gemacht. Denn er schien nun, nachdem wir so lange auf unser gutes Recht verzichtet hatten, auch nach unserer eigenen Auffassung gegen die Menschlichkeit zu verstoßen, während kein Hahn danach krächte, wenn England viel Schlimmeres tat. Es übertrifft an Entschlossenheit, Grausamkeit und zynischem Herunterziehen des Gegners unsre deutsche Art um das Vielfache, freilich auch an Geschick, den eigenen Standpunkt sogar dem Ohr des Gegners annehmbar zu machen. So wurde das deutsche Volk in seiner unbegrenzten Fremdgläubigkeit durch unser Schwanken irre, sah in dem englischen Hungerkrieg, welcher den Bankrott und den Umsturz, Schwindsucht und Todesjammer in dies bis dahin so blühende Volk trug, geduldig ein Stück göttlicher Weltordnung. Demgegenüber sollte der Ubootskrieg grausam und unsittlich sein, er, der feindliche Schiffsladungen traf und den Feind kaum Menschenleben kostete — in all den Jahren noch nicht so viele Leben, wie an einem Tag Deutsche an der Westfront fielen oder wie nach erfolgter Waffenstreckung durch die unmenschlich beibehaltene Hungerblockade täglich an deutscher Bevölkerung zugrunde ging! Denn die angelsächsische Scheinheiligkeit und die deutsche Urteilslosigkeit kennen keine Grenzen.

Die Befehle an die Unterseeboots-Kommandanten sind eine Kette von Ansätzen, Hemmungen und Widersprüchen, und haben uns bestes deutsches Blut gekostet, dafür den Enderfolg geraubt. Der Unterseebootskrieg ist verloren gegangen, weil Deutschland nicht folgerichtig an dem Gedanken festgehalten hat, jedes berechtigte Mittel, das im Seekrieg zur Verfügung stand, rücksichtslos bis zum Ende anzuwenden.

Wollte man aber diese Folgerichtigkeit nicht, dann mußte man im Frühjahr 1916 die Niederlage klaren Blicks annehmen. Sie wäre damals milder ausgefallen als später. Heer und Diplomatie wußten kein Mittel, die Niederlage abzuwenden. Dann war es ein Verbrechen, den Krieg gegen England nicht zu beendigen. Die Zeit arbeitete gegen uns. Noch, aber nicht lange, wußte die Marine ein Mittel, um England ins Mark zu treffen. Die Frage war nur: wollte man es auf die amerikanische Gefahr hin wagen? Wenn nicht, dann wurden wir schwächer und schwächer bis zum Zusammenbruch. Wenn ja, dann war kein

Monat zu verlieren. Dies war die einfache Entscheidung. Über sie durfte man nicht hinwegtäuzeln wollen. Auf Amerikas Vermittlung gegen England warten, war reiner Zeitverlust. So sah ich die Dinge damals, und so lagen sie in der Tat, wie die Folgezeit erwiesen hat.

Die Erklärung vom 8. Februar 1916, daß wir bewaffnete Handelsschiffe nun doch angreifen wollten, war eine Spielerei, eine Täuschung für unser Volk. Nachher wurde im Sufferfall eine an sich rechtmäßige Torpedierung erst abgeleugnet, dann gemißbilligt. Statt nach diesem abermaligen Gehorsam gegen Wilson nur klar Deck zu machen, wurde im Herbst 1916 über Hindenburgs und Scheers Köpfe hinweg die neue Halbheit des Ubootskreuzerkriegs probiert. Darauf folgte das Durcheinander des uneingeschränkten Ubootskriegs mit der Friedensaktion um die Jahreswende 1917. Endlich wurde der rücksichtslose Ubootskrieg, der ein Jahr früher noch als der Ausdruck einer siegesbewußten starken Nation erschienen wäre, als Verzweiflungsschritt mit halbem Herzen und schon gebrochenem Prestige unternommen. Nun aber folgte die neue Krankheitsgeschichte seiner politischen Durchlöcherung, baupolitischen Vernachlässigung und strategischen Schwächung unter einem politischen Führer, der selbst an den Erfolg nicht recht glaubte.

Hätte man in Deutschland die russische Revolution vorhersehen können, so hätten wir den Ubootskrieg 1917 vielleicht nicht als letztes Mittel anzusehen brauchen. Von der russischen Revolution aber war im Januar 1917 noch kein Vorzeichen äußerlich bemerkbar. Auf der andern Seite übersahen offenbar auch die amtlichen Stellen in Deutschland nicht völlig die verheerende Wirkung unserer diplomatischen Fehler in der Behandlung Wilsons, insbesondere von der Suffernote bis zur Mexikodepesche, welche allein die erstaunliche Behemenz möglich machten, mit der das amerikanische Volk sich in diesem seinen eigenen Interessen so fremden Krieg mitreißen ließ.

Es ist schwer zu sagen, ob ich als verantwortlicher Staatsmann, bei Kenntnis aller damals erreichbaren Einzelheiten, Anfang 1917 den Ubootskrieg noch gemacht hätte. Unsere verfahrenere Lage ließ uns freilich kaum noch einen andern Ausweg, um zu versuchen, dem vollkommenen Ruin zu entgehen. Der Wert des Ubootskrieges war schon gemindert, die mit ihm verknüpfte Gefahr vergrößert. Ich hatte als nicht eingeweihter Privatmann damals das innerste Gefühl, daß es gefährlich spät wäre, hielt mich aber durch die Auffassung der im Amt

befindlichen Männer überzeugt, daß es gewagt werden mußte und könnte. Und in der Tat, hätten wir damals alle Kräfte ohne Zersplitterung auf dies Ziel als letzte Chance zusammengefaßt, so wie sich England seinerseits auf die Verhinderung des Ubootskrieges eingestellt hatte; würden wir die innere Durchhaltekraft unsres Volkes belebt haben, statt sie niederzudrücken: dann wäre zwar vielleicht nicht mehr der Sieg, wie bei einem rechtzeitig (1916) unternommenen Ubootskrieg, jedoch ein erträglicher Frieden wohl noch immer erreicht worden. Die Oberste Seekriegsleitung war im Spätsommer 1918 der Überzeugung, daß trotz aller Erschwerungen die Uboote England noch immer so empfindlichen Schaden zufügten, daß im Frühjahr 1919 eine erheblich gesteigerte Friedensbereitschaft zu erwarten wäre. Der Ubootskrieg ist im Oktober 1918 im ungünstigsten Augenblick geopfert worden, als er gerade durch eine erhebliche Vermehrung der Uboote wieder in vollen Gang gesetzt war. Die Marine vertraute in allen ihren Gliedern so fest auf die Früchte dieser schweren und opferreichen Arbeit, welche ihre besten Kräfte an sich gezogen hatte, daß das plötzliche Abstoppen des Ubootskrieges noch vor Abschluß eines auf den Präliminarfrieden basierten Waffenstillstandes eine vernichtende moralische Wirkung auf das gesamte Personal ausübte. Die Mannschaften fühlten sich betrogen, als plötzlich auf Wilsons Verlangen die zurzeit wichtigste Kriegsführung von der Reichsregierung desavouiert wurde. Dieses Gefühl der Enttäuschung und Entmutigung ist einer der Gründe für die Erschütterung des Vertrauens der Mannschaften zu ihren Vorgesetzten.

Es hat nicht viel gefehlt zu einem guten Frieden. An der Wehrmacht lag es nicht, wenn wir ihn nicht fanden. Als Hindenburg und Ludendorff endlich zur Führung berufen wurden, konnte die Armee ihn freilich nicht mehr schaffen. Die Marine konnte einen brauchbaren Frieden wohl zweimal greifbar nahe bringen, im Herbst 1914 mit der Flotte, im Frühjahr 1916 mit noch größerer Wahrscheinlichkeit durch das Uboot. Das Furchtbarste zu wissen ist, daß unsere heutige Lage nicht nur politisch, sondern auch militärisch vermeidbar war.

Schlußwort

1

Das deutsche Volk hat die See nicht verstanden. In seiner Schicksalsstunde hat es die Flotte nicht ausgenutzt. Ich kann ihr heute nur noch das Totendenkmal setzen. Eine Tragödie ohnegleichen hat das deutsche Volk in seinem raschen Aufstieg zum Weltvolk und seinem noch rascheren Absinken durch zeitweilige Kleinheit seiner Politik und durch Mangel an Nationalstimm erlebt.

Überblickt man das tragische Schicksal unserer Flotte, das von dem unseres Volkes nicht zu trennen ist, so könnte man zu der Ansicht kommen, daß jedweder Versuch eines europäischen Staates, sich gleichberechtigte Seegeltung neben England zu verschaffen, von vornherein ein vergebliches Bemühen war. Ich glaube, daß eine eingehende und gerechte Geschichte zu diesem Endurteil nicht kommen wird.

Spanien war im Besitz der damaligen Welt, als England aus einem Ackerbauvolk sich im Kampfe gegen die spanische Silberflotte — Westward ho! — zu einem Piratenstaat entwickelte und schließlich die große Armada vernichtete. Spanien konnte wohl militärisch erobern und überseeische Kolonien eine Zeitlang halten, doch ihm fehlten Handel und Wandel, die zweite Grundbedingung dauernder Seegeltung.

Holland hatte reichsten Handel und lockte damit die Begierde Englands. Es besaß auch eine gute Kriegsflotte, die einst unter de Ruyter mit ihren auf London gerichteten Geschützen ihm einen gerechten Frieden erstritt. Holland war aber klein und hatte kein eigenes Hinterland. Deutschland lag zerrissen durch den Dreißigjährigen Krieg, während Ludwig XIV. den großen geschichtlichen Fehler beging, seinem natürlichen Bundesgenossen Holland in den Rücken zu fallen. Aber vielleicht hätten sich die Niederlande länger halten und die Zeit überbrücken können, bis ihnen aus Deutschland ein neuer Bundesgenosse erwuchs, wenn nicht die Mynheers von Amsterdam zu sehr auf Jahres-

verdient gesehen und auf ihren Pfefferfäcken gefessen hätten. Trotz dringender Vorstellungen ihres großen Admirals ließen sie ihre Seemacht im Frieden verfallen und brachten Holland den Niedergang.

Frankreichs Aufstieg zur Seegeltung hatte seinen inneren Verhältnissen entsprechend geschwankt; der Weg, den Richelieu und Colbert gingen, wurde mehrfach unterbrochen. Trotzdem stand vor Ausbruch der Revolution Frankreichs Seegeltung ebenbürtig neben der englischen. Wesentlich durch sie war es Washington gelungen, die Freiheit Amerikas zu erkämpfen. Suffren hatte in Indien den Engländern die Wage gehalten, und das Mittelmeer war in der Hauptsache französisch. Die Revolution vernichtete das Offizierskorps der Flotte und ließ Schiffe und Personal verkommen. Napoleon hat dann erfahren, daß es selbst seiner Energie und seinem Genie nicht gelingen konnte, eine Seemacht aus dem Boden zu stampfen, und so erlag die zahlenmäßig überlegene französisch-spanische Flotte der höheren Qualität Nelsons und seiner „band of brothers“.

Englands Seeprestige hat dann das 19. Jahrhundert überdauert.

Um die Wende des 20. Jahrhunderts besaß Deutschland alle Grundbedingungen für Seegeltung. Weltbedeutenden Handel und Gewerbeleiß, deren Riesenaufschwung fast zu schnell ging, militärischen Sinn, organisatorische Befähigung und Arbeitsfreudigkeit, Staatskraft und Vaterlandsliebe. Die Zeit war knapp, um Langversäumtes nachzuholen. Aber wir waren nahe vor unserem friedlichen Ziel, als uns eine unheilvolle Politik den vier stärksten Seemächten Europas im Krieg gegenüberstellte, von denen England allein um das Doppelte uns überlegen war. Auf einen vollen Sieg, auf ein Niederringen Englands konnten wir von vornherein nicht rechnen, wohl aber kann ich die Überzeugung aussprechen, daß unsere Seemacht — nehmt alles nur in allem — gut und schon stark genug war, um England so zu bedrängen, daß wir zu einem Frieden kommen konnten, der uns die Möglichkeit gab, unsere schweren Verluste wieder auszuheilen. Um dies zu erreichen, mußten wir das Wesen des gegen Deutschland geführten Vernichtungskrieges erkennen, militärisch und politisch dementsprechend verfahren und vor allem unsere Seemacht, einheitlich geleitet, beizeiten rücksichtslos einsetzen. Verpassen der Gelegenheiten erlaubte uns die Gesamtlage nicht.

Schrecklicher als jener Verkauf der alten deutschen Flotte durch

Hannibal Fischer ist das Ende der Kaiserlichen Marine. Jener Anlauf unserer Väter war verfrüht mit untauglichen Mitteln, der unserige spät unternommen, aber nicht zu spät; auf Preußen-Deutschland gegründet, hätte er gelingen müssen. Ob unsere Enkel ihn noch einmal aufnehmen können, bleibt im Dunkel der Zukunft verborgen. Wenn sie es aber tun sollten, so mögen sie aus unserem Versuch Glauben schöpfen, und lernen.

2

Wenn man den Aufstieg Preußen-Deutschlands mit einigem Wirklichkeitsinn betrachtet, von der vollständigen Zerrüttung, welche der Dreißigjährige Krieg hinterließ, bis zu unserer höchsten Blüte im Juli 1914, so scheint es wie ein Wunder, daß das Werk soweit gelang. Mitten in Europa, ungünstig zum Weltmeer liegend, mit mäßigen Naturschätzen bedacht, nach allen Seiten ungeschützt durch natürliche Grenzen, dabei umlauert von Völkern, die seit Jahrhunderten so wie heute immer bereit waren, über uns herzufallen, so steht Deutschland da. Vielleicht sind diese Lebensbedingungen, vielleicht aber in gleichem Maße die Charaktereigenschaften unseres Volkes der Grund, wenn Deutschlands Entwicklung zur Macht und Blüte nicht aus dem Volk selbst herausgewachsen ist, sondern fast wie ein Kunstwerk sich darstellt, aufgerichtet von einer Reihe von Staatsbildnern, die das Schicksal uns in den letzten drei Jahrhunderten geschenkt hat. Kann jemand glauben, der „Ewige“ Reichstag, welcher Friedrich den Großen in Acht und Bann getan hat, das Frankfurter Parlament oder sonstige Volksbeschlüsse würden uns vorwärts gebracht haben? Preußen-Deutschland war vielmehr das Werk einzelner Männer, welche Pflichterfüllung und Unterordnung unter das Interesse des Staates verlangten und durchsetzten und die Fähigkeit besaßen, die Zielrichtung zu geben.

Um die Wende dieses Jahrhunderts waren wir eingetreten in eine neue Zeit mit veränderten Lebensbedingungen. Unser Volk mit blühender Industrie war gezwungen, sich an der Weltwirtschaft im Großen zu beteiligen, wenn es nicht verkümmern wollte. Die Staaten werden erhalten durch die Kräfte, welche sie geschaffen haben. Diese Kräfte waren für Preußen-Deutschland die reale Macht und die Hinzuge

an das Staatsganze, nicht die in den Wolken schwebende Phrase der Völkerverbrüderung, die von den Angelsachsen so meisterhaft zur Anzuehlung des deutschen Volkes verwertet wird.

Meine Überzeugung war, daß die Sendung Deutschlands zum Besten Europas und der ganzen Welt noch nicht erfüllt war. Es war uns beinahe gelungen, Deutschland in die neue Zeit herüberzuführen. Eine schon beträchtliche Seemacht ergänzte im hohen Maße die Mittel, uns einen Frieden in Ehren zu erhalten oder, wenn unvermeidlich, einen Krieg doch leidlich zu bestehen. Sie bildete außerdem ein großes und notwendiges Organ, um unser Volk mehr an das Getriebe und den Geist der Welt heranzubringen. Wenn unsere zukünftige Dymacht zur See unseren Niedergang weiter verschärft haben wird und einen Wiederaufbau unmöglich macht, werden kommende Geschlechter sich dieser Gedanken vielleicht erinnern.

Nachdem Frieden und Krieg, Macht und Ehre verloren, stehen nun die Schuldigen auf den Trümmern und fälschen die Geschichte, sie treiben unserem armen und politisch unbegabten Volk den Glauben an sich selbst und die Folgerichtigkeit seiner Geschichte aus, sie verlästern den alten Staat, seine Blüte und seine Leistungen, darunter vor allem jetzt seine Flotte, die in Wirklichkeit unser größter neuer politischer Trumpf war. Sie geben sich alle Mühe, den Faden zu zerreißen, der uns mit der vergangenen Entwicklung verbindet. Der alte Staat war gewiß in mancher Beziehung verbesserungsbedürftig, er besaß aber volle Entwicklungsfähigkeit für die neue Zeit und die Bedürfnisse unserer Kinder und Kindeskinde. Die Revolution warf aber alles über Bord, was uns groß gemacht hatte, sie war das größte Verbrechen an der Zukunft unseres Volkes.

Der Zusammenbruch ist nicht unserem alten Staatssystem an sich, sondern seiner unzureichenden persönlichen Vertretung zuzuschreiben. Unsere Gesellschaft war zum Teil in ein schwaches Epigonentum versunken; materialistische Gesinnung hatte sich ausgebreitet; der Einfluß des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts, welches immer dazu neigt, die Macht in Demagogenhände zu legen, war nicht mehr genügend ausgeglichen durch eine starke Regierung oder eine charakterfeste Oberschicht. So waren die Männer, die den Staat im Krieg vertraten, in der Regierung, im Bundesrat und im Reichstag nicht auf der Höhe ihrer Aufgaben. Hätte nur einer der gesetzgebenden

Faktoren richtig funktioniert, so wäre das Unheil niemals in diesem Umfang eingetreten.

Der Feind stellte Diktatoren an die Spitze, die, wo erforderlich, mit eisernen Mitteln den Sieges- und Vernichtungswillen ihrer Völker hochhielten. Bei uns ließ die derzeitige Staatsleitung mit offenen Augen den inneren Zermürbungsprozeß zu in der gefährlichsten Stunde Deutschlands, wo alle Gedanken und alle Herzen gegen den äußeren Feind hätten gerichtet sein müssen. Verschärft wurden die schlechten Triebe unseres Volkes durch jenen zersetzenden undeutschen Geist, der allmählich in unserem Volk die Herrschaft erlangt hat und jetzt alles durchdringt und dem sich entgegenzusetzen das Deutschtum noch zu träge scheint. Unsere Demokratie hatte den Sinn für das Ganze, für den Gesamtstaat bisher ungenügend in sich entwickelt.

Die neue Ara hat ihre Herrschaft damit begonnen, daß sie unserem Volk zu seinem sonstigen Unglück noch die Ehre raubte und es der Verachtung der Welt preisgab; auf diese Weise es aber unseren Feinden erst ermöglichte, uns erbarmungslos zu vernichten, denn sie konnten jetzt auch den edleren Teilen ihrer eigenen Bevölkerung sowie der übrigen Welt den Glauben beibringen, daß wir Verbrecher und keiner anderen Behandlung wert seien. Ein schmerzliches Sinnbild dieser Entwicklung gibt mir Admiral Beatty. Am 28. August 1914 richtete er an die geretteten Offiziere und Mannschaften der untergegangenen „Mainz“ das Signal: Ich bin stolz, so tapfere Männer an Bord meines Geschwaders zu begrüßen. Im November 1918 dagegen befahl er seinen eigenen Besatzungen vor deren Begegnung mit den ihre Schiffe ausliefernden deutschen Mannschaften: Vergesst nie, daß der Feind ein verächtliches Biest (despicable beast) ist.

Wenn ich auch fürchten muß, daß Deutschland die letzte Stunde verloren hat, um zu einem Weltvolk aufzusteigen, so wird es doch wenigstens aus der jetzt eingetretenen Versumpfung und Zuchtlosigkeit sich nur dann zu einem neuen Leben in Ehren erheben, wenn es beizzeiten zur Besinnung kommt und gemäß seinen alten Überlieferungen die Kräfte erkennt, die es groß gemacht hatten. Ich persönlich glaube heute nicht, daß dies dem Wesen nach in einer republikanischen Staatsform geschehen kann; hierzu fehlen uns zu viele von den Eigenschaften, die den Männern auf dem Rütli zugesprochen wurden; dazu kommt unsere schwierige geographische Lage, auch der beständige Einstrom un-

deutscher Elemente und die Spaltung der Konfessionen. Alles dies scheint für einen deutschen Staat den Regulator einer monarchischen Macht unentbehrlich zu machen. Das Zerreißen unserer geschichtlichen Entwicklung war daher, welche Stellung zur Verfassungsfrage man auch grundsätzlich einnehmen will, ein Methodenfehler. Die großen Taten der Hohenzollern, die nicht ausgelöscht werden können durch begangene Fehler, bestimmen notwendig auch die zukünftigen Schicksalslinien unseres Volkes.

So wie bei uns der republikanische Gedanke entwickelt worden ist, beruht er auf Versprechungen für die Massen, die unerfüllbar sind. Die Demokratie bleibt daher, um die Massen in der Hand zu behalten, stets „Rechte“ voran, „Pflichten“ aber in zweite Linie zu stellen. Dieser Weg kann nie zum Aufstieg führen. Auch wenn die republikanische Staatsform für Deutschland ein höheres Maß von staatenbildender Fähigkeit in sich tragen sollte, als ich heute zu erkennen vermag, so werden wir trotzdem zurückkehren müssen zu dem Grundprinzip unseres alten Staates, daß nur die Arbeit für das Ganze in ihrer Endwirkung auch das Wohl des Einzelnen bedeutet, die schrankenlose Betonung der Parteiinteressen oder des individuellen Lebens aber zur staatlichen Vernichtung führt.

Heute bleibt es vornehmste Pflicht aller staatsbewußten Deutschen, sich auf den einen Gedanken zusammenzuschließen, die Vernichtung aller materiellen und moralischen Güter zu hemmen und dem weiteren Niedergang Einhalt zu gebieten. Vom Deutschtum zu retten, was von ihm noch zu retten ist, bleibt des Schweißes der Edlen wert.

Unsere Hoffnung aber sei das kommende Geschlecht. Ein Sklavenvolk sind wir noch nie gewesen. Seit zweitausend Jahren hat unser Volk nach jähem Sturz stets wieder sich emporgehoben.

Sollten die von mir niedergeschriebenen Erinnerungen diesem Ziel dienen und für den Glauben an uns selbst eine Unterstützung abgeben, so wäre der letzte Dienst getan, den ich meinem Vaterlande erweisen kann.

Anhang: I. Aus meinen Kriegsbriefen

Die tagebuchartigen Aufzeichnungen, aus denen nachstehend ein ~~Auszug~~ ~~ge-~~ geben wird, sind regelmäßig spät abends oder kurz vor Abgang der ~~Sur-~~mappe flüchtig hingeworfen. Sie geben nur Stimmungsbilder über die ~~je-~~ Zeit sich abspielenden Kriegshandlungen oder über Personen, die dabei in ~~Be-~~tracht kommen, nicht abgewogene Urteile wieder. Die Kriegsbriefe sind daher beeinflusst durch Augenblickseindrücke, unvollkommene Tagesnachrichten und ähnliches. Man darf sie daher nicht einzeln herausreißen oder mich auf gelegentliche Unstimmigkeiten oder Schroffheiten in der Ausdrucksweise festnageln wollen. An die Möglichkeit einer Veröffentlichung habe ich nie gedacht. Wenn ich mich dennoch zu einer teilweisen Veröffentlichung entschließe, so geschieht dies, weil die Kriegsbriefe zeigen, daß die in den Erinnerungen zum Ausdruck kommenden sachlichen und allgemein politischen Ansichten nicht nach beendetem Krieg entstanden sind, sondern sich in allen wesentlichen Punkten mit meiner Beurteilung während des Kriegsverlaufs deckten.

Coblenz, 18. VIII.

1914

Eine Welt ist gegen uns mobil gemacht. Wir müssen durchhalten bis zum äußersten, das ist die einzige Möglichkeit, unsere Stellung in der Welt zu behaupten. Bis jetzt habe ich das Gefühl, daß ich in dieser Beziehung hier nützlicher bin als in Berlin.

Coblenz, 19. VIII.

Das Ultimatum von Japan vernichtet eine 20 jährige erfolgreiche Tätigkeit; aber wir müssen durch, solange als irgend möglich. Heute eine stundenlange Unterredung mit Bethmann und Jagow. Zum Frühstück bei S. M. S. M. war ziemlich befriedigt von den Nachrichten aus den Kriegsschauplätzen. Nach Tisch mußte ich über zwei Stunden mit ihm im Garten spazieren gehen. Glücklicherweise gingen wir langsam, und es war warm. Ich habe alles versucht, ihn fest zu machen. Zurzeit war es aber nicht erforderlich. Er übersah die Situation vollständig und hatte ganz klare Ansichten. Wenn er nur nicht Bethmann gehabt hätte in den letzten Jahren, so wäre alles besser geworden. Er war stolz, daß seine sechs Söhne vor dem Feinde ständen. Ich gratulierte ihm dazu. Es wäre dies auch notwendig für die Dynastie der Hohenzollern. Er war m. E. etwas zu optimistisch betreffs der Niederzwingung Englands, hielt sich sehr stark an die Gerechtigkeit Gottes. Ich bestätigte dies, fügte aber hinzu, wir müßten auch unsererseits diese verdienen. Männer seien notwendig an allen Stellen. Ich konnte doch nicht den Finger in die Wunde legen, besonders da ich die Überzeugung habe, daß er Bethmanns Unzulänglichkeit vollständig erkennt.

Coblenz, 21. VIII.

Wie hätte ich persönlich gewünscht, diesen Krieg nicht zu erleben. Ich kann es immer noch nicht begreifen, daß wir mit Rußland nicht auf einen modus vivendi kommen konnten. Die Balkanstaaten scheinen nach den heutigen Nachrichten wieder flau zu machen. Werden wir das Weltnetz zerreißen, welches

das perfide Albion um uns gesponnen hat? Wie furchtbar recht habe ich leider gehabt.

Coblenz, 23. VIII.

Nein, trotz der bisher einlaufenden Siegesnachrichten, jubeln kann man nicht, und hoffentlich hält sich unsere Presse damit zurück. Noch sind keine wesentlichen Entscheidungen gefallen (freilich sind im Kampf südlich von Mex 150 Kanonen genommen) und verstanden wird nicht, daß die größte Gefahr gegen die Polo spielenden Engländer immer bestehen bleibt.

Coblenz, 28. VIII.

Ich bin in großer Sorge wegen der Affäre bei Helgoland. Mir scheint, man hat sich überraschen lassen. Unsere leichten Streitkräfte sind nicht ausreichend für solche Scharmügel. Wenn das so fortgeht, werden sie bald zerrieben sein. Die Engländer werden im großen Bogen uns mit Minen einkesseln; dann sitzt unsere Flotte gefesselt drin (bottled). Es ist furchtbar für mich! Ich bin immer gegen eine zu große Fesselung der Flotte gewesen, aber gegen die Ansicht von Pohl, Müller, dem Kaiser und Bethmann war nichts zu machen. Freilich liegt die Entscheidung bei Ingenohl, dem man das einzelne nicht vorschreiben kann. Bei der akuten Angelegenheit übersehe ich natürlich nicht die Lage. Die Armee schreitet von Sieg zu Sieg. Die Lage ist allerdings auch für sie schwieriger geworden. Meines Erachtens unterschätzt man die Hartnäckigkeit der Engländer auch für den Ausgang des Landkrieges trotz unserer Siege über die englische Armee erheblich.

Luxemburg, 4. IX.

Ich fürchte den Kanzler und seine Leute; ich bin durchdrungen, daß sie der großen Zeit nicht gewachsen sind, und wie sie den Krieg nicht verhindert haben durch ihre Politik, so werden sie auch einen jämmerlichen Frieden zustande bringen. Die Engländer niederträchtig, brutal als Nation — als einzelne Persönlichkeit sind sie zu achten. Sie haben sich in hundert Jahren eine Moral zurecht gemacht, an die sie glauben. Alles ist gut, gerecht und religiös sogar, was ihnen Nutzen bringt. Alle Völker sind ihre Auspreßobjekte nach Gottes Ratsschluß.

Luxemburg, 5. IX.

In Berlin scheint man etwas siegestoll geworden zu sein, wie ich aus verschiedenen Briefen entnehme. Noch haben wir keineswegs gesiegt, den Krieg als Ganzes betrachtet. Wir müßten schon deshalb bescheiden sein, weil nur dadurch die Zähigkeit zum endgültigen Siege uns erhalten bleiben kann. Die schwersten Tage werden noch kommen. England heßt die ganze Welt auf uns, und die unerhörte Lügenfabrik verbreitet unsere sogenannten Niederlagen und unsere Niederträchtigkeit durch alle Länder. Wir haben dem nichts entgegenzusetzen.

Luxemburg, 7. IX.

Ich bin immer in Sorge über unsere Diplomaten, die einerseits gleichgültig sind gegen den gewaltigen historischen Vorgang und die durch ihre Flau-

macherei die Engländer immer stärken und auf die englischen Bluffs hereinfallen. Bei den Österreichern steht es recht kritisch. Hier im Westen wird auf der ganzen Linie geschlagen. Da es geglückt ist, den französischen Angriffsbefehl für heute gestern abend in die Hand zu bekommen und dementsprechend Gegenmaßregeln zu treffen, so hoffe ich, werden wir siegen. Wir müssen aber mehr als siegen, denn Italien ist gegen Österreich kaum zu halten. Es ist jetzt sicher, daß England große Truppenmassen von Asien heranholt. Aber es ginge alles gut, wenn wir einen eisernen Kanzler und einen „alten Kaiser“ hätten.

Luxemburg, 11. IX.

Der Krieg wird nicht so kurze Zeit dauern, wie manche denken. England, welches die Ursache von allem Bösen ist, merkt auch, daß es für seine Weltstellung kämpft. Im Monat August haben sie 49% ihres Handels und Geschäfts eingebüßt, das wirkt einigermaßen. Die Frauen in England sollen besonders wild sein auf uns und reiten mit Herrensitz durch die Straßen, um für die Armee zu werben. Ich bin heute mit Hopman per Auto nach einem Walde gefahren und habe dort einen schönen Spaziergang gemacht, schöne Natur, tiefe Täler. Die forstmännisch schlecht behandelten Wälder wirken wohl gerade darum recht malerisch. Im ganzen erscheint mir Luxemburg als ein höchst vertrodeltes Land. Die stete Anspannung aller Kräfte und der Militärdienst in Deutschland haben doch glänzende Früchte gezeitigt. Dabei muß man an das Gezänke über Militarismus, Zabern-Affäre usw. denken. Wie töricht war das doch alles. Ein großes Verdienst wird man dem Kaiser lassen müssen. Er hat die Wehrmacht nicht einschlafen lassen, trotz dem Reichskanzler.

Luxemburg, 13. IX.

Die Schlacht ist auf unserem rechten Flügel nicht glücklich gewesen, während die Garde auf dem linken Flügel von Bülow siegreich vorwärts kam. Der französische Generalissimus soll ein ganzer Kerl sein. Es wäre besser gewesen, nach hiesiger Ansicht, wir hätten die Truppen erst etwas verschnauften lassen, ehe wir weitergingen. Inzwischen soll trotz dem Zurückziehen unserer Truppen heute schon ein erneuter Angriff, namentlich seitens der Engländer, erfolgt sein, und man ist in Sorge, ob die Nachschübe noch zur Zeit ankommen können. Wir waren zu siegesgewiß und sahen die geplanten Rückzüge der Franzosen und Engländer stets als Niederlagen an. Jetzt ist die Stimmung sehr gedämpft bez. der hiesigen Lage, besonders weil die Österreicher bei Lemberg nicht standhalten und nach Hilfe schreien. Das auszugleichen, reicht der neue Sieg in Ostpreußen von Hindenburg doch nicht aus. Auf die polnische Hilfe gebe ich nicht viel. Obwohl die Garde siegreich auf ihrem Flügel war, mußten sie doch am letzten Schlachttage die Verwundeten liegen lassen.

Das Reichsmarineamt hat glänzend gearbeitet, aber diese Art der Leistung wird nicht beachtet und geschätzt. Der Kaiser sucht seine eigene Aufregung zu

unterdrücken, aber er ist ausgeschaltet in militärischer Hinsicht. Wenn man an 1870 denkt, diese Würde, dieser Ernst, dann der kristallklare Mann, der wägen konnte und wagen konnte, und schließlich „der Eisene“. Angst und Bange kann einem werden, dazu das siegestolle Berlin zu einer Zeit, wo noch alles auf dem Spiel steht. Nur auf den ungeheuren moralischen Schwung, mit dem unsere ganze Nation den perfiden, brutalen Fehdehandschuh aufgenommen hat, kann man wahrhaft stolz sein und daher hoffen, zu einem guten Frieden zu kommen. Es ist aber viel zu früh, über die Art desselben zu sprechen.

Luxemburg, 15. IX.

Hier ist die Krise noch gar nicht vorüber; sie wird sich auch noch in hohen Personalveränderungen kenntlich machen, über die ich nicht schreiben mag. Ich kann mich ja täuschen, aber ich würde Falkenhayn nicht gewählt haben, obendrein mit sehr großen Befugnissen. Bei der I. Armee wird heftig gekämpft, und die von allen Seiten veranlaßten Verstärkungen werden nicht mehr zur richtigen Zeit ankommen. Das ist alles sehr fatal und die Sieges-tollheit der Berliner Zeitungen, die mir schon stets unangenehm war, stößt mich jetzt noch mehr ab. Plettenberg hat wirklich dem Kaiser gemeldet, daß bei vielen Garderegimentern die Kompanien nur 50 Mann stark sind von 300 Ausgerückten.

Luxemburg, 20. IX.

Durch den Zusammenbruch hier, den ich angedeutet habe und der in Berlin schon überall bekannt ist, sind allein die furchtbaren Opfer ohne Erfolg gebracht worden und ist Deutschland in eine überaus gefährliche Lage gekommen. Alles ist letzten Endes der Spielerei zu verdanken. Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei. Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie.

Luxemburg, 21. IX.

Wie ist dieser Krieg schwer und vor allem die große, große Gefahr, daß alles Blut umsonst geflossen sein sollte. Die Stellungnahme von Rumänien muß sich jetzt entscheiden; schlägt sie gegen uns aus, so weiß ich kaum was werden soll. Amerika steht mit seinem Herzen auf Seite Englands und liefert Patronen und Kriegsmaterial für Frankreich. Gerade in dem Patronenmangel liegt aber für uns eine Gefahr. Die Franzosen werden vorzüglich geführt, während das bei uns leider nicht der Fall gewesen ist. Körperlich ist Moltke zusammengebrochen. Laß keinen Ton darüber verlauten, aber äußerst gefährlich ist unsere Lage geworden, weil Osterreich so völlig versagt hat. Sie sollen noch 500 000 Mann in Galizien haben von 800 000 Ausgerückten. Hier im Westen ist die Lage für uns auch schon sehr schwer geworden. Ich würde darüber selbst Dir nichts schreiben, wenn ich nicht gestern einen Berliner Herrn (Automobilfahrer) gesprochen hätte, der alles wußte und mir sagte, alles wäre auch in Berlin bekannt. Die Engländer schicken tatsächlich große Massen von Truppen herüber; die Qualität der letztern muß allerdings immer schlech-

ter werden. Es ist nicht, daß ich denke, wir werden hier geradezu geschlagen, obgleich man auch das nicht für absolut unmöglich halten darf. Unsere Truppen sind den Franzosen an sich überlegen, aber die Franzosen haben die Eisenbahnen im Rücken und können fortwährend Verschiebungen machen, dazu bei uns der ungeheure Offiziersverlust. Augusta-Regiment 53 Offiziere von 60, I. Garde-regiment nur Geringes weniger uff. Neben der obern Führung ist es der viel karikierte Leutnant, der es macht; der ist aber nicht zu ersetzen.

Luxemburg, 22. IX.

Meine Lage hier ist dauernd scheußlich, denn eigentlich bin ich überflüssig. Inzwischen ist dieser furchtbare Krieg etwas zum Stehen gekommen; aber im ganzen steht unsere Sache nicht gut. Nachdem unser Hauptplan offenbar mißglückt ist, stehen wir frontal einer Übermacht gegenüber, die alle lokalen Vorteile auf ihrer Seite hat und zweifellos ausgezeichnet geführt wird. Amerika steht in Wirklichkeit auch gegen uns. Soeben bekomme ich die Nachricht, daß 100 000 Japaner in Schantung gelandet, das zeigt große Absichten seitens der Japaner, und unsere Kolonie ist ohne jede Chance jetzt. Das ist besonders furchtbar für mich. Wenn wir hier sogleich große Siege erlangt hätten, so wäre unsere Lage anders. Darauf hatte ich gehofft, als ich in Coblenz den Standpunkt vertrat, wir dürften Tsingtau nicht ohne Kampf aufgeben. Soweit ich voraussehen kann, wird unsere Flotte nicht zum Schlagen kommen.

Luxemburg, 24. IX.

Unmittelbar nach dem Kriege nehme ich den Abschied. Den Neuaufbau der Marine, wenn es dazu überhaupt kommt, muß ein anderer machen. Pohl, Müller, der Reichskanzler und der Kaiser haben die Flotte zurückgehalten. Ich glaube jetzt, daß sie keinen Schuß abgeben wird, und mein Lebenswerk endet mit einem Minus.

Luxemburg, 27. IX.

Es kann ja nicht besser werden unter Bethmann. Wenn das deutsche Volk einmal dahinter kommt, gibt es ein Unglück. Wie soll dieser Krieg enden, darin liegt das Rätsel der Zukunft. Mit denselben Leuten, die ihn töricht eingeleitet haben oder sich haben treiben lassen, die auf der ganzen Welt nichts gemerkt und vorbereitet haben, mit diesen Leuten soll ein brauchbarer Frieden zustande kommen? Das scheint mir wahrhaftig eine Quadratur des Kreises. Wir essen zwar in demselben Saal, sprechen aber kein Wort miteinander.

Charleville, 28. IX.

Das ganze Hauptquartier ist jetzt auseinandergerissen. Generalstab, Kriegsminister, Reichskanzler mit Auswärtigem Amt, alle wohnen für sich und essen, glaube ich, auch für sich. Ich habe die Empfindung, man will uns nirgends haben. Darin liegt das Schreckliche meiner Lage. Ein Leben lang habe ich gearbeitet wie ein Pferd für die Marine, und jetzt, wo es zum Bruch gekommen ist, habe ich nicht einmal Einfluß auf die Verwendung. Ich will gern zugeben, daß die Lage der Flotte schwierig ist, aber weder Pohl noch Ingenohl hat den Genius. Der erste Anlauf unserer Armee hat ungeheuer viel Blut gekostet und verhältnismäßig wenig eingebracht. „The silent pressure of seapower“

wird größer werden mit der Zeit. Die kleinen Erfolge unserer Flotte täuschen mich nicht. Die Kreuzer draußen müssen schließlich einer nach dem andern sterben aus Mangel an Kohlen und Nahrung und Werkstätten. England hat sogar die Schweiz dazu gebracht, Ausfuhrverbote gegen uns zu erlassen. Mit Holland ist es ebenso. Dazu kommt in Holland noch Abneigung gegen uns. Schweden und Norwegen werden in vielen Dingen drangsaliert; so dürfen norwegische Zeitungen nicht mehr nach England. Wenn wir nicht noch Extragluck haben, so wird die Lage sehr ernst. Dieses Extragluck hatten wir in der Hand. Es scheint, daß Moltke falsch inspiriert war.

Charleville, 4. X.

Dieser Krieg ist wirklich der größte Wahnsinn, den die weiße Masse je begangen hat. Wir schlagen uns auf dem Kontinent gegenseitig tot, damit England den Profit hat. Dabei bekommt es das perfide Albion fertig, auf der ganzen Welt uns als die Schuldigen hinzustellen. Man könnte allen Glauben an das Gute verlieren. Freilich sind wir nicht ohne Schuld. Das trifft am meisten die Leitenden; aber das Bramarbaisieren war auch sonst üblich und mir von jeher widerwärtig. Dabei ist die Tragikomik, daß, wie Capelle ganz richtig mir neulich schrieb, ich nun einmal unter die Chauvinisten und Hezer gerechnet würde. Antwerpen wird sich wohl nicht zu lange mehr halten. Im übrigen aber stehen zwei Festungslinien quer durch Frankreich sich gegenüber, partie remise bis jetzt. Ob die neue Führung wirklich gut ist, das kann man nicht beurteilen. Vorher war es sehr schlimm und es sichert doch langsam durch. Am meisten Ruf hat der Chef des Stabes von Hindenburg, General Ludendorff. Er hat aber jetzt eine sehr schwierige Aufgabe vor sich, da die Bundesbrüder in Galizien äußerst mäßig sind. Napoleon III. hatte recht: „on ne s'allie pas avec un cadavre.“

Charleville, 6. X.

Soeben ist Pohl von Wilhelmshafen zurückgekommen und hat sich die Zustimmung von Ingenohl geholt, daß nichts gemacht wird. Die Ubootsgefahr und überhaupt der Gedanke, die Flotte zu erhalten, überwiegt alles. Pohl hat die geradezu kindliche Idee, daß die Flotte nach dem Kriege verdoppelt werden müßte, und Bethmann sei auch dieser Ansicht, während die hohe Wahrscheinlichkeit umgekehrt liegt, politisch, finanziell und aus Rücksichten des Ubootsruhms. Es kann auch das Flottengesetz nicht erhalten bleiben. An die wilden Hoffnungen, Aufstand der Inder und der gesamten Muselmänner zu unserm Gunsten glaube ich auch nicht recht. Harnacks Antwort an die englischen Gelehrten finde ich auch gut; aber wir verstehen uns nicht mehr mit den Engländern, haben es wohl nie getan, seit wir nicht mehr anerkennen wollen, das sie allein das auserwählte Volk Israel sind und alle andern Völker nur Zitronen für sie sein dürfen.

Charleville, 9. X.

E. M. ließ mich eben zu einer Unterredung rufen. Ich traf ihn auf der Straße mit seinem Gefolge. Die Unterredung bestand in der Mitteilung, daß

Antwerpen gefallen sei. Nachher soll ich zum Essen kommen. Der Kaiser war natürlich in rosigster Laune — General von Beseler Pour le mérite! „Die Bettern jenseits des Kanals würden sich ärgern, jetzt ginge es weiter los.“ Der Kernpunkt, daß nämlich die Besatzung sich hat nördlich drücken können, schien ihn weniger zu kümmern. Prinz Eitel war auch dabei. Er war gestürzt und sollte sich ein paar Tage verschnaufen, einfach und brav wie immer. Im ganzen sah er die Lage aber doch ernst an, wie sie es denn auch ist. Es ist recht peinlich, daß, wie es scheint, die Russen nun noch einmal nach Ostpreußen kommen. Dieser sichtbare Erfolg mit Antwerpen tat uns allen sehr not, auch nach außen hin. Ich vergaß Dir zu erzählen, daß ich gestern vormittag in Sedan war und das damalige Schlachtfeld ziemlich abgefahren bin. Wir waren auf der berühmten Höhe, von der der alte Kaiser das Schlachtpanorama beobachtete, ich glaube bei Frénois, dann das Haus bei Donchéry, wo Bismarck mit Napoleon zusammentraf. Das Haus wird noch von derselben Frau bewohnt, die damals jeune femme von 27 Jahren war; sie macht gewissermaßen ein Geschäft daraus, das Zimmer zu zeigen, in dem Bismarck mit Napoleon verhandelte. Vier Napoleondors, die „l'empereur“ ihr gab, sind eingerahmt. Es ist eine winzige Stube, dürftig möbliert; eine enge Treppe führt herauf. Weiter nach Bazelle, dort in dem Haus „de la dernière cartouche“ ist ein kleines Lokalmuseum. Ein französischer Schlachtenmaler hat aus dem Vorgang das Motiv zu einem großen Bilde genommen, das auch in Berlin ausgestellt war (obwohl es die Deutschen als Scheufäler darstellt). Durch Sedan selbst und von dort nach dem Standbild für General Marguerite und seine Reiter. Ein großer Marmorblock, auf demselben „la France“ mit gesenkter Fahne, an der Vorderseite der Moment, wo die Kavallerie plötzlich vor einem Steinbruch steht und herunterstürzt — etwas Pose, aber doch ein Stück Kunst. Es war ein wundervoller Oktobertag. Wie hätte ich das früher genossen; jetzt hat die harte Realität der Gegenwart und die Sorge um unser Land mit einem Ruck das Interesse für diese große Zeit weggewischt. Damals war ich junger Leutnant; wir lagen 6 Monate auf Schilling Reede, bis das Eis uns hereintrieb. Wir hatten nur drei Schiffe und draußen waren acht; trotzdem haben wir doch zweimal versucht, etwas zu machen. Jetzt bin ich ein Mann von 65; ich sitze hier, und unsere große Flotte liegt wieder im Hafen. Es ist hart für mich.

Charleville, 10. X.

Es waren zum Abendessen geladen so viele, als Platz vorhanden war. Vor der Suppe wurde diesmal Sekt eingeschenkt. Der Kaiser hielt eine Rede, in der er zunächst den Herrn der Heerschaaren pries und dann Moltke, der den Plan erdacht, und Beseler, der ihn ausgeführt, dann drei Hurras! Es wirkte eigentümlich auf die Anwesenden, die Hervorhebung Moltkes neben dem andern bei dieser Gelegenheit. Es ist so verkehrt, ihn nicht als Herz- und Nierenkranken nach Hause zu schicken, was er in Wirklichkeit ist; so greift das Gift der Gerüchte auch in der Armee um sich, und man fragt, wer führt uns? Von den ernstesten Herren wurde der Abzug der belgischen Armee in seiner Be-

deutung voll gewürdigt. Ein Uboot von uns hat ihn gesehen, die Leute aber für bloße Flüchtlinge gehalten und nicht geschossen. Man fragt sich, ob die 80 000 Belgier und Engländer nicht besser im Mauselloch von Antwerpen stecken, als jetzt für freie Feldverwendung benutzt zu werden. Trotzdem erleichtert der Fall von Antwerpen doch unsere hiesige Lage. Auch aus Ostpreußen wo man gestern recht besorgt war, sind heute ganz gute Nachrichten eingetroffen. Aber immer wieder drängt sich mir der Gedanke auf, wie kommen wir mit Ehren und ohne zu große bzw. unersehbliche Einbuße aus diesem Kriege heraus? Ein unverdächtiger Zeuge, mein Oberstabsarzt, sagte neulich, alle drei Kabinettschefs täten blindlings, was der Kaiser sagte. Die ganze Umgebung ist schließlich darauf eingestellt. (Der Kaiser sagte übrigens zu Bethmann und Jagow, daß sie, die Diplomatie, nicht wieder das verlieren sollte, was das deutsche Schwert erworben. Verlegenes Lächeln der beiden). Admiral v. Müller bedauert nun auch den Befehl, den Pohl im Auftrag vom Kaiser an Ingenohl geschickt hat und der eigentlich den Befehl des völligen Einkapselns der Flotte enthält, dabei obendrein mit Löchern, deren Verwendung aussichtslos und gefährlich ist. Dies ist ein geschichtliches Dokument, und ich muß dabei sitzen und kann nichts tun, um die Marine vor einer Bläme ohnegleichen zu retten. Wenn nur der Kriegsminister ein Mann wäre, mit dem ich mich verständigen könnte; so habe ich niemand außer Hopman, der ebenso denkt wie ich und der mir erzählt, daß endlich die andern Herren unter Pohl auch zur Erkenntnis gekommen wären.

Charleville, 15. X.

Es müssen freilich sehr niedrige Seelen sein, die mir zutrauen, ich wollte aus egoistischen (wer ist die Quelle hinten herum? Es wäre doch interessant für mich zu wissen) Gründen die Flotte vorwärts treiben. Dümmeres könnte ich doch auch nichts tun, als die Flotte zum Schlagen und zur Tätigkeit zu bringen, wenn ich der Meinung wäre, sie würde erfolglos sein. Weil ich eben an ihren Erfolg glaube und weil ich in der Passivität ein Heruntergehen ihres Geistes erblicke, habe ich zur Tätigkeit getrieben. Es braucht ja nicht einmal bis zur entscheidenden Schlacht zu gehen, sondern zur Entfaltung einer Tätigkeit, die Beunruhigung hervorbringt bei den Engländern und die Chance mit sich bringt, die Torpedoboote in der Nacht zum Angriff zu bringen. Die jetzige Kriegsführung führt zur Tötung jeder Initiative und zur allgemeinen Versumpfung. Damit geht auch die Flotte nach dem Kriege zugrunde. Doch genug hiervon! Ich will mich ja auch gern resignieren, wenn ich nicht für ganz Deutschland große Befürchtungen hegte. Niederzwingen wird man uns nicht, aber mit der Weltstellung Deutschlands kann es leicht vorbei sein.

Es ist und bleibt merkwürdig, wie sehr unbeliebt wir sind und wie vollständig unser ganzer diplomatischer Dienst zusammengebrochen ist. Es kommt eine geradegu erschreckende Unfähigkeit an fast allen Stellen zutage. Doch ich will noch von Antwerpen erzählen. Ich folgte den Spuren unserer Marineteilung, die sich sehr brav geschlagen hat. Der alte Seebär Schröder hat seine Sache vortrefflich gemacht, sehr energisch und sehr tapfer. Eine Reihe

von Schützengräben folgte der anderen, die Forts auf dieser Linie furchtbar zerschossen. Die Riesenstadt Antwerpen beinahe menschenleer, und zweifelhafte Gestalten zeigten sich, ein merkwürdiger Anblick. Etwas ausgepreßt wird die Marinedivision von der Armee, aber zur Entschuldigung muß man sagen, die Not war groß. Die aus den Küstenbefestigungen zusammengeschrapte Matrosenartilleriebrigade, die noch nie formiert worden war, mußte aus den Waggons heraus in die Laufgräben. Die Marinedivision hatte einen sehr schweren Stand, eine lange Linie zu verteidigen, dazu keine Artillerie außer unseren Bootskanonen. Dann kam Schröder und empfing mich sehr herzlich. Es war wirklich eine Freude, mit ihm zu sprechen und ihn zu hören, nachdem ich so lange Pohl habe aushalten müssen. Ich könnte Schröder richtig beneiden, nicht nur um seinen Optimismus, sondern um seine Lage. Er stand und steht vor klaren Aufgaben und braucht nicht rechts noch links zu sehen. Ob nun die Marinedivision, wie er hofft, von Brügge, Ostende und vielleicht später von Calais aus so wichtige Erfolge aufzuweisen hat, ist ja nicht vorauszusehen, aber auf die Nerven fallen wird sie wohl den Engländern.

Churchill war zwei Tage vor dem Fall in Antwerpen gewesen, in seinem Privatauto überall herumgerast und hatte zum rücksichtslosen Widerstand aufgefordert. Als er sah, daß die Sache schief ging, ist er abgefahren und soll jetzt in Frankreich sein. Schröder fuhr mich dann in Antwerpen herum. Die endlosen Kais und Speicher zeigten fast nur deutsche Firmen: Antwerpen sog sich aus Deutschland voll. Werden wir diese Stellung wenigstens behalten? Nachher aß ich mit Schröder und seinem Stab und fuhr dann noch nach dem Fort Walhem, das furchtbar zerschossen war. Abends in Brüssel. Gestern früh neun Uhr ab über Namur, Givet, Dinant, Nevin usw., hierher, fast nur Trümmerhaufen, ab und zu ein Ort, der gänzlich unversehrt war. Gestern abend beim Kaiser, nichts Besonderes. Man war ganz guter Stimmung und hofft jetzt alles von den Reservetruppen.

Charleville, 18. X.

Was nun die Früchte der Siege anbetrifft, so werden sie bei der Leitung die wir haben, sicher nicht ausgenützt. Vor allem aber — und das ist das Schlimmste — noch haben wir keine Siege, die ein Ausnutzen möglich machen. Wir hatten das Glück in der Hand und haben es verspielt. Ich möchte darüber mich nicht schriftlich äußern, obwohl die Wahrheit oder vielmehr die Tatsache überall schon durchsickert. Vorläufig bleibt nur übrig: durchhalten, so lange wie möglich, und die andern kommen lassen. Nur dann wird für uns ein erträglicher Friede zustande kommen. Eine sehr große Enttäuschung steht m. E. unserem Volke in jedem Fall doch bevor, wenn man seine Vorkriegsleistung und seinen Blutverlust dabei berücksichtigt. Wenn wir in der inneren Politik nicht die Zügel in die Hand nehmen, so werden wir nachher gezwungen werden zu Reformen, die dann über das Verständige hinausgehen. Das kann aber nach der Verfassung nur der Reichskanzler. Unsere Verfassung paßte für den alten Kaiser und Bismarck; sie paßt aber nicht für den Durchschnitt. Die Verfassung und Leitung steht nur auf zwei Augen,

das ist ein Methodenfehler. Wenn aber die zwei Augen einmal unter dem Durchschnitt sein sollten, so ist es schlimm. Die Idee, über das preussische Staatsministerium zu regieren, geht nicht. Gesezt den andern Fall, ich käme hier mit Reformen, so würde man mit Recht sagen, was geht Sie das an? Und ich würde bei allen um den Kaiser herum angeschwärzt, meine schwierige Stellung noch unmöglicher, und ich würde gar nichts erreichen können. Da müßte es noch viel schlimmer kommen. Wenn der Krieg langsam versumpfte und einschliefe, wie Jagow glaubt, so wäre es aus mit Deutschlands Weltstellung.

Charleville, 18. XI.

Also wie ich mir dachte, bin ich gestern „gekreuzigt“ worden und obendrein Erster Klasse. Freude hatte ich gar nicht daran, was wäre ich unter anderen Umständen stolz darauf. Ich konnte mich auch nicht enthalten, S. M. zu sagen, das wäre doch gar nicht verdient, worauf S. M. meinte, wir hier in Charleville hätten es ja alle nicht verdient. Ich dachte mit Caprioli, „die Orden kommen mit dem Alter wie die Kinderkrankheiten.“ Wie habe ich nach 1870 jeden beneidet, der das Kreuz sich verdient hatte, und jetzt mag ich es gar nicht tragen, denn ich glaube nicht, daß unsere Flotte etwas macht, und wenn sie dazu kommt, wird es ungeschickt.

Charleville, 19. XI.

Wir müssen uns darüber klar werden: will England den Krieg aufs Messer gegen uns oder nicht? Kommt man zu der Überzeugung, daß es rücksichtslos auf unsere Vernichtung ausgeht, dann müssen auch wir schonungslos das Messer gebrauchen, wenn man an sein Volk glaubt und man nicht ein Verbrechen an seiner Zukunft begehen will.

Charleville, 31. XII.

Das fürchtbare Jahr 1914 geht zur Rüste, und was wird das Jahr 1915 bringen an Hoffnungen und Enttäuschungen! Ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß beim Friedensschluß unser Volk nach den ungeheuersten Anstrengungen und Leistungen ebenso enttäuscht sein wird über die Resultate, wie vor 100 Jahren. Ich will aber schon zufrieden sein, wenn wir nur die Fähigkeit, besser die Möglichkeit behalten, uns wieder in die Höhe zu arbeiten. Solange ich lebe, wird Schmalhans Küchenmeister bleiben, ich meine das nicht für uns, sondern für unser ganzes Volk.

Charleville, 1. I.

1915

Heute Kirche, Predigt etwas sehr rhetorisch und mir kaum etwas gebend. S. M. mich gnädig begrüßt, nachher auf der dreckigen Chaussee nach Hirson Vorbeimarsch der Landwehr, Landstürmer und der Stabswache, ich glaube gewiß 5000 Mann. Dann war Hauptquartier und Offizierkorps aufgebaut, und S. M. sprach mit jeder Gruppe etwas.

Aber U.s Brief schreibe ich wohl noch. Er irrt sich aber. Es ist eine feste Stuckmauer um den Kaiser herum, durch die ich nicht hindurchkomme, ganz

abgesehen davon, daß ich nicht mehr die Nerven für einen großen Kampf habe. Änderung der Kabinettswirtschaft kann nur eintreten nach einem großen Unglück, und davor wolle Gott Deutschland bewahren. Im Frieden nachher werden freilich die Geister aufeinanderplagen.

Charleville, 2. I.

Die Schicht um den Kaiser ist zurzeit noch undurchbringlich. Es ist eben die Eigenart vom Kaiser, er will keinen Entschluß fassen und keine Verantwortung tragen. Er soll zu Müller schon mehrmals gesagt haben: „nun müsse aber die Flotte mal etwas machen,“ aber zum Entschluß ist er nicht zu bringen, und mir gegenüber weicht er einfach aus, obgleich ich ihn harangiere, wo und wann ich nur kann. Müller hat eine große Verantwortung vor unserem Lande, aber ich glaube, er weiß es kaum. Er bestärkt den Kaiser, sich nur an den ihm untertänigen Pohl zu halten. Dagegen hilft keine Gewalt meinerseits, es sei denn bei einem großen Unglück.

Charleville, 3. I.

Ich teile deinen Glauben an unser Volk, aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen, an Stelle der Evolution.

Charleville, 18. III.

Die Lage wird bei Bethmann und in der Hydra überhaupt ungünstig beurteilt. Man hofft jetzt auf ein Zusammenbrechen Frankreichs. Ich bin der Ansicht, daß wir die Zähne zusammenbeißen müssen, das ist der einzige Weg. Wie war es denn mit Fridericus Rex nach Runersdorf? Und ein solches haben wir jetzt noch nicht erlebt. Bethmann, Jagow und ihr Gefolge machen aber nach allen Seiten flau, nur aus Gründen der inneren Politik, das wird aber nach außen bekannt und wirkt gefährlich.

Charleville, 22. III.

Heut abend ist Diner bei S. M. zu Ehren des Geburtstages weiland Kaiser Wilhelms I. Bachmann hatte darauf aufmerksam gemacht, daß jetzt ein großer Teil der englischen Flotte vor den Dardanellen sei und der Ubootskrieg sehr viele leichte Streitkräfte absorbierte. Wenn man etwas machen wollte, so wäre also jetzt eine gute Zeit. Pohl entrüstet über eine solche Zumutung. Er dächte nicht daran, etwas zu tun, dagegen wolle er sich noch mehr mit Minen einkapseln. Es ist hoffnungslos. Da liegt eine Flotte von 40 gepanzerten Schiffen, davon mehr als die Hälfte Überdreadnoughts, über 100 Torpedoboote, und verrostet im Hafen, während Deutschland in einem Existenzkampf sich befindet. Ich sitze dabei hier und bin machtlos. Wenn das nur die einzige Schuld des Kabinettsystems wäre! Ich habe aber diese Ziellosigkeit, diese Fanfaren dabei jetzt seit zwei Jahrzehnten miterlebt und gesehen, wie jedes Ressort für sich arbeitet, alles sich an „Ihn“ drängt, dem man den Glauben beibringt, alles selbst zu machen, und von dem so große Vorteile auszugehen. — Byzanz! Und nun haben wir diesen furchtbaren Krieg und daselbe Durcheinander und dieselbe Ziellosigkeit, vom Gesamtstandpunkt aus gesehen. In

Konstantinopel, in der Marine, in der Armee, in der Politik kein Zusammenarbeiten, fast alles immer noch bestrebt, nach dem Kaiser zu schielen, der umgeben ist von weichen Leuten. Es gäbe nur ein Mittel, Hindenburg würde Reichskanzler und Chef des Generalstabs und Chef der Admiralität in einer Person. Nun sehe man die Ovationen im Reichstag, da geht doch völlige Verständnislosigkeit des wahren Übels daraus hervor.

Charleville, 8. IV.

Der Kaiser saß voller Siegesnachrichten; andere dürfen an ihn nicht herangebracht werden, unter anderm „ist in Indien Niesenaufstand“ usw. Die Wissenden blasen Trübsal. Der Kaiser und sein Bruder schalten auf England, Valentini meinte, wären wir nur Graf Metternich gefolgt! Das ist charakteristisch. Der Kaiser sucht seinen Trost in dem meines Erachtens gefährlichen Gedanken, der erste Punische Krieg machte es nicht, sondern erst der zweite, dazu müßten wir dann sehr viel Schiffe bauen. Derartiges ist unser Unglück und vielleicht Verderben. Und alles ruft Hosanna.

Emanuelstegen, 1. VIII.

Wir fahren nach Pleß, den Jahrestag des Kriegsausbruchs kirchlich zu begehen. Kleine Versammlung vor dem Schloß. Ich sagte S. M., er solle nur getrost in die Zukunft schauen, es ginge sicher alles gut, wenn wir nur „fest“ blieben. S. M. meinte, natürlich blieben wir fest. Von den Flügeladjutanten hörte ich, daß die Proklamation veröffentlicht wäre. Wir gingen dann in die kleine Kirche, die voll war bis auf den letzten Platz. Der Pastor nimmt Entree zum Besten des Roten Kreuzes. Der Gottesdienst sehr würdig und erhebend von einem sehr alten Geistlichen gehalten, einfach, schlicht und voll eigener Überzeugung. „Bis hierher hat der Herr geholfen, versteht, meine lieben Brüder und Schwestern, er hat ‚geholfen‘. Gott will also, daß wir selbst das Außerste tun im reinsten Sinn, dann wird er helfen“ usw. S. M. sprach auf dem Wege vom Schloß zur Kirche weiter vom zweiten Punischen Krieg, mit dem er sich offenbar tröstet. Ich habe nach Möglichkeit dagegen gesprochen. Nach diesem furchtbaren Ringen gäbe es eine lange Pause, 50—100 Jahre, es käme also lediglich darauf an, wie wir diesen Krieg beenden.

Löhen, 13. VIII.

Heute 10 Uhr morgens hier eingetroffen. Lange Unterhaltung mit Hindenburg und Ludendorff, vollständiges Einvernehmen über die Gesamtlage. Hindenburg sieht keine Aussicht, die Lage autour du roi zu ändern, die Stückmasse wäre undurchbringlich. Er hat den Kaiser geradezu angefleht, den Rat schlägen von F. nicht zu folgen. Auch bei der letzten großen Operation in Rußland hat er dringend abgeraten von dem Verfahren, welches immer frontal fortgesetzt wurde, auf diese Weise die Russen selbst entzwischen ließ und uns sehr viel Verluste gekostet hat. Nach Ansicht Hindenburgs und Ludendorffs wäre schon vor drei Wochen die ganze russische Armee erledigt, wenn man ihnen gefolgt hätte. Er hat dem Kaiser dem Sinne nach geschrieben,

das ganze Volk, welches so Ungeheures geleistet, warte auf seinen Kaiser, traue aber dem Verfahren der Obersten Heeresleitung nicht, alles umsonst! Da kann ich mich nicht wundern, wenn auch ich nichts erreicht habe, nur nimmt Hindenburg das Gefühl doch für sein Lebensende mit, etwas Großes trotzdem geleistet zu haben. Es ist rührend anzusehen, wie das Volk ihn hier auf Händen trägt, jung und alt, Greise und Mütterchen, geschweige die Jugend machen Front, wo er sich nur blicken läßt. Er kann sich gar nicht bergen vor Blumen. Die Schlichtheit, Treue und der Charakter, der aus ihm spricht, sind wahrhaft herzerfrischend, wenn man aus der verfluchten Bande in Ples herauskommt. Ich habe frisch von der Leber weg geredet und er und Ludendorff ebenso. Er will mich unterstützen so gut er kann, für die Türkei und die Uboote. Wir sind einig betreffs Rußlands und Belgiens, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß Falkenhayn das Heft in der Hand hat: Gruppe Hindenburg, Gruppe Prinz Leopold, Gruppe Mackensen, alles wird eingestellt auf Falkenhayn.

Heute nachmittag sehr schöne Fahrt mit Spaziergang um einen Teil der Seen und durch die Feste Boyen. Erklärung der russischen Stellung. Die Kerls waren doch höllisch dicht hier dran, und Ruinen bezeichnen ihre zeitweise eroberten Orte. Sehr nette Tafelrunde. Ich bin gut untergebracht und freue mich, morgen bis Memel mit meinem Salonwagen fahren zu können und erst von dort per Auto nach Libau. Neun Stunden per Auto von hier wäre etwas viel gewesen. Außerdem kann ich im Salonwagen (Extrazug) lesen und Post abfertigen, du wirst in den nächsten Tagen keine Briefe von mir bekommen können, ich kann frühestens am 17. August wieder schreiben. Hier wird es schon etwas herbstlich. Morgen früh holt mich Hindenburg um 8 Uhr a. m. zum Spaziergang ab. Er sagte, wie ich auf die Kundgebungen der Bevölkerung überall, in Dörfern, auf den Fluren usw. hinwies: „Ja, die Leute sind rührend, aber ich würde gern darauf verzichten, wenn mein Kaiserlicher Herr mich weniger distanzierte.“ Abendessen sehr nett, mit Ludendorff noch mehr gesprochen.

Im Extrazug Lözen—Memel, 14. VIII.

Es war noch eine Herzenserquickung in Lözen mit diesen Leuten (eine Gesellschaft von Brüdern, wie Hindenburg sagte) einen vollen Tag zusammen zu sein. Heute morgen von 8—9,30 Uhr machte ich einen herrlichen Spaziergang mit Hindenburg. Das Seengebiet mit seinen schönen Wäldern, seinem welligen, fruchtbaren Boden, den Seen, die in der Abendsonne wie Opal glänzten, und am Morgen wie Silberfluten, zeigte sich wirklich in entzückender Schönheit, die Luft von einer herben Kraft und jetzt noch nicht kalt. Hindenburg teilte vollständig meine Auffassung der Verhältnisse.

Mit dem definitiven Verlassen des Hauptquartiers fand diese Kriegskorrespondenz ihr Ende.

Im Verlag R. F. Koehler in Leipzig
erscheint im Herbst 1924 in deutscher Übersetzung:

Mit der Grandflotte im Weltkrieg

von

Kommodore G. von Schouls

jetzt Chef der finnischen Flotte

Der Verfasser, einer der hervorragendsten Offiziere der früheren russischen Kriegsmarine, war von Anfang 1915 bis zum Kriegsschluß als Marineattaché zur britischen Flotte kommandiert, hat an allen ihren Unternehmungen (Stagerrak) teilgenommen und schildert fesselnd und unparteiisch die Vorzüge, aber auch die Fehler und Mängel von Führern, Besatzung und Material. Das Leben auf der Flotte und in London während der Kriegszeit wird treffend beleuchtet. Vor allem geht aus dem maßgebenden Urteil dieses Sachverständigen die Überlegenheit der deutschen Flotte an Material und Geschosswirkung hervor, eine Rechtfertigung der Politik des deutschen Großadmirals, dessen ganzes Streben dahinging, den Kampf mit dem Gegner aufzunehmen.

Mit zahlreichen Abbildungen

*

R. F. Koehler, Verlag, Leipzig